This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DB74
088
1884

Für
Volk und Jugend
erzählt.

Mit
zahlreichen Illustrationen
geschmückt.

Der Menschenfreund auf dem Throne.

Leben und Wirken
des
edlen Kaisers Josef des Zweiten.

Herausgegeben
von
Franz Otto.

Verlag
von
Otto Spamer
in
Leipzig und Berlin.

Geheftet
M. 1. 50.
Elegant kartonirt
M. 2.

Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage.

Illustrirter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

PANTHEON.

Große Menschen und denkwürdige Ereignisse
aus der Geschichte aller Völker und Zeiten.

Mit mehreren Schulmännern ꝛc. herausgegeben von Franz Otto.

Wohlthäter der Menschheit. Vorbilder des Hochsinns, der Duldung und Menschenliebe. Herausgegeben von Franz Otto. Zweite verbesserte Auflage. Mit 75 Text-Abbildungen, mehreren Tonbildern sowie Titelbild. Geheftet ℳ 3. Elegant gebunden ℳ 4. 50.

Inhalt: Las Casas. — Friedrich v. Spee und Chr. Thomasius. — A. H. Francke. — Abbé de l'Epée, Samuel Heinicke und Val. Hauy. — Pestalozzi. — Salzmann. — Gellert. — Heim. — Wilberforce. — Fröbel. — A. Diesterweg. — Nathusius. — Dschischihoy. — Peabody. — G. Werner. — Elisabeth Fry und andere edle Frauen.

Das Buch vom braven Mann. Edles Wirken und beharrliches Vollbringen hochsinniger Menschen in verschiedenen Lebenskreisen. Denkwürdige Charakterbilder. Unter Mitwirkung von Franz Otto ausgewählt und dargestellt, der Jugend und dem Volke gewidmet von Richard Roth. Mit 60 Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde. Geheftet ℳ 2. 50. Eleg. kartonnirt ℳ 3.

Inhalt: Das Lied vom braven Mann. — Ein Bürger, Held und Christ wie Gold. — Der Wanderpfarrer in der Unterpfalz. — Ein Mann nach dem Herzen Gottes. — Der Menschenfreund auf dem Throne. — Ein Reformator der deutschen Volksschule. — Prinz Leopold von Braunschweig. — Ein Seelenretter. — Leopold von Dessau. — Joachim Nettelbeck. — Lingg von Linggenfeld. — Die Helden von Pillau und Graudenz. — Der Pfarrer von Waldbach. — Helden der deutschen Küste. — Ein Feind aller Menschen- und Thierquäler. — „Schulmeister" und Minister. — Ein deutscher „Retter" in Frankreich. — Die Helden von Szegedin und Pfaffenau.

Männer eigener Kraft. I. Lebensbilder durch Hochsinn, Thatkraft und Selbsthülfe gehobener Männer: hervortretende Künstler, Dichter, Werkleute, Kriegshelden ꝛc. Der Jugend und dem Volke zur Aneiferung vorgeführt von Franz Otto. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 80 Text-Abbildungen und Titelbild. Geheftet ℳ 2. 50. Elegant kartonnirt ℳ 3. 50.

Inhalt: Einleitung. — Jos. Haydn, Vater der Instrumentalmusik. — Robert Burns, schottischer Volksdichter. — Albert Bartholomäus Thorwaldsen, der nordische Phidias. — Robert Bloomfield, Schuhmacher und Dichter. — Thomas Edward, Schuhmacher und Naturforscher. — Heinrich Zschokke, Dichter und Volksbildner. — Prinz Heinrich, der Sieger von Freiberg. — Graf Neithard von Gneisenau. — Sir Henry Havelock, ein brit. Kriegsheld. — Wilhelm Raulbach, Großmeister der monumentalen Malerei. — Jos. Ressel, Erfinder der Schiffsschraube. — James Nasmyth, Erfinder des Dampfhammers. — Sir James Brooke, der Radschah von Sarawak.

Hilf dir selbst! (Männer eigener Kraft. II.) Lebensbilder durch Selbsthülfe und Thatkraft emporgekommener Männer: hervorragende Gelehrte, Techniker, Erfinder und Werkleute. Der Jugend und dem Volke zur Aneiferung vorgeführt von Franz Otto. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 76 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Geheftet ℳ 2. 50. Elegant kartonnirt ℳ 3. 50.

Inhalt: John Walter, der Vater der „Times". — Friedr. König und Andr. Friedr. Bauer: die Erfinder der Buchdruck-Schnellpresse. — Alois Senefelder, Erfinder des Steindrucks. — Karl v. Linné, Vater der neuern Naturforschung. — Franz Arago, Naturforscher und Volksfreund. — Sir Humphry Davy, der große Naturforscher. — Michael Faraday, und Sir Humphry Davy. — Richard Arkwright, seine Nachfolger, und die Erfindung der Spinnmaschine im 18. Jahrhundert. — George Stephenson, Erbauer des ersten Dampfwagens. — Sir Isambert Maurice Brunel, Erbauer des Themsetunnels, und sein Sohn Isambert Kingdom Brunel. — Elias Howe, Erfinder der Nähmaschine. — Matthias Näf, der Toggenburger Fabrikherr. — Wilh. Kattler, Farbenwaarenfabrikant. — Richard Hartmann, der Maschinenbauer. — Elihu Burrit, Grobschmied, Sprachforscher ꝛc.

= Beide Bände in einen Band zusammengebunden ℳ 6. 50. =

Tugendhafte und große Bürger der Alten und Neuen Welt. Lebens- und Geschichtsbilder für Jugend und Volk. Herausgegeben von Franz Otto und Dr. Hugo Schramm.

Erster Band. Hundert Jahre in der Entwicklung der großen transatlantischen Republik oder: Vier große Bürger der Neuen Welt. George Washington und Benjamin Franklin. Friedrich Wilhelm v. Steuben. Abraham Lincoln. Mit 50 Text-Illustrationen, vier Ton- und zwei Buntbildern. Zweite Auflage. Geheftet ℳ 3. Eleg. gebunden ℳ

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen d

Illustrirter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Auf hohen Thronen. Große Herrscher und Kriegsfürsten im XVIII. u. XIX. Jahrhundert. In Lebens- und Geschichtsbildern für Jugend und Volk. Herausgegeben von **Franz Otto.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 200 Text-Illustrationen, neun Bunt- und Tonbildern. ꝛc. Geheftet ℳ 4. Elegant gebunden ℳ 6.

Inhalt: Friedrich der Große. — Kaiser Joseph II., der Menschenfreund auf dem Throne. — Der Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts.

Die ebengenannten Biographien sind auch einzeln erschienen als:

Das Buch vom alten Fritz. Dritte Auflage. Mit 66 Text-Abbildungen, drei Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Geheftet ℳ 2. Kartonnirt ℳ 2. 50.

Der Menschenfreund auf dem Throne (Kaiser Joseph II.). Dritte Auflage. Mit 30 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Geheftet ℳ 1. Kartonnirt ℳ 1. 50.

Der Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts (Kaiser Napoleon I.). Zweite Auflage. Mit 70 Text-Abbildungen und buntem Titelbild. Geheftet ℳ 2. Kartonnirt ℳ 2. 50.

= Für Schule und Haus. =

Nordisch-germanische Götter- u. Heldensagen für Schule und Volk. Unter Mitwirkung von Dr. Wilh. Wägner herausgegeben von Dr. **Jakob Koyer.** Mit 30 Text-Illustrationen und Titelbild. Geheftet ℳ 1. 60. Elegant gebunden ℳ 2.

Deutsche Heldensagen für Schule und Volk. Neu bearbeiteter Auszug des zweiten Bandes seines größeren Werkes: „Nordisch-germanische Vorzeit". Von Dr. **Wilhelm Wägner.** Mit 20 Text-Illustrationen und Titelbild. Geh. ℳ 1. 60. Eleg. gebunden ℳ 2.

Poetisches Vaterlandsbuch für Schule und Haus. Von **Johannes Meyer.** In zwei Bänden, deren jeder einzeln käuflich:

Erster Band: Chronologisch geordnete Sammlung historischer Dichtungen **von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte bis zum Auftreten des Großen Kurfürsten.** Zur Pflege nationaler Gesinnung zusammengestellt sowie mit Einleitungen, Zeittafeln und Anmerkungen versehen von **Johannes Meyer.** Mit 12 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Geh. ℳ 1. 60. Eleg. geb. ℳ 2.

Zweiter Band: Chronologisch geordnete Sammlung der schönsten historischen Dichtungen **vom Auftreten des Großen Kurfürsten bis auf unsere Tage.** Zur Pflege nationaler Gesinnung zusammengestellt sowie mit Einleitungen, Zeittafeln und Anmerkungen versehen von **Johannes Meyer.** Mit 20 Text-Illustrationen und Titelbild. Geheftet ℳ 1. 60. Elegant gebunden ℳ 2.

Der Sohn des Schwarzwaldes.

Johann Peter Hebel und der rheinische Hausfreund. Unter Zugrundelegung einer hinterlassenen Lebensskizze von Ernestine Diethoff herausgegeben von **Franz Otto.** Mit 58 Text-Illustrationen und einem Titelbilde nach Zeichnungen von W. Claudius, C. H. Schmolze, T. Stauber u. A. Geh. ℳ 3. Eleg. kart. ℳ 3. 50.

Inhalt: Johann Peter Hebel. — Ein Dichter der Natur und des Volkes. — Der Sohn der Dienstleute. — Die Knabenjahre. — Die Lehrjahre. — Die Jahre der Dichtung. — Der Hausfreund. — Blütenlese aus dem rheinischen Hausfreund.

Ernst und Humor aus dem Leben berühmter Tonkünstler.

Neue und alte Musikgeschichten. Aus dem Leben berühmter Tonkünstler. Herausgegeben von **Heinrich Pfeil.** Mit 25 Text-Illustrationen und vier Tonbildern. Zweite Ausgabe. Geheftet ℳ 2. 50. Elegant gebunden ℳ 3. 50.

Inhalt: Das Werk enthält Erzählungen aus dem Leben von: Palestrina, Sethus Calvisius, G. B. Lulli, Schütz, Scheidt, Schein, Alessandro Stradella, Johann Kuhnau, Sebastian Bach, Phil. Telemann, Georg Friedrich Händel, Christoph Wilibald Ritter von Gluck, Joseph Haydn, Quadagni, Ditters von Dittersdorf, Poddielski, Joh. Friedrich Reichardt, Wolfgang Amadeus Mozart, Graun, Konradin Kreutzer und Ferdinand Raimund, Caffarelli, Antonio Romani, Gertrud Elisabeth Mara, Louis Böhner, Nicolo Paganini, Fr. Paër, Th. Döhler, Rossini, Ole Bull, L. van Beethoven, Johann Nepomuk Hummel und John Field, Maria Malibran, Mendelssohn-Bartholdy, Robert Schumann, Friedrich Chopin, Ferdinand Fuchs, Carl Maria v. Weber, Franz Schubert, Felix Ch. Gounod, Lortzing, Ludwig Erk, Ludwig Bechstein, Karl Friedrich und Andreas Zöllner, Franz Abt, Henry Wieniawski, Theodor Wachtel, Anton Rubinstein. — Ferner: Wie der Dessauer Marsch entstand. — Das Lied des Verbannten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Otto Spamers

Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek.

Zehnte Serie.

Pantheon.

Große Menschen und denkwürdige Ereignisse

aus der Geschichte

aller Zeiten und Völker.

Der Menschenfreund auf dem Throne.

Dem Volke und der Jugend erzählt

von

Franz Otto.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig und Berlin.

Druck und Verlag von Otto Spamer.

1884.

Der Menſchenfreund auf dem Throne. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Kaiſer Joſef II.

Der

Menſchenfreund auf dem Throne.

Leben und Wirken

des edlen Kaiſers Joſef des Zweiten.

Unter Benutzung einer Lebensſkizze

von Dr. V. Wägner dem Volke und der Jugend erzählt

von

Franz Otto.

Mit 48 Text-Illuſtrationen und einem Titelbilde.

Dritte verbeſſerte und ſtark erweiterte Auflage.

Leipzig und Berlin.

Druck und Verlag von Otto Spamer.

1884.

Joſef erkannte ſeine Brüder, doch ſie erkannten ihn nicht.
Geneſis 42, 8.

Druck: Spamerſche Buchdruckerei in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

1. Aus der Kindheit eines guten und großen Fürsten 3

Bedrängnisse der Eltern bei Geburt desselben (3). — Kampf um Erhaltung der Stammländer gegen Preußen, Bayern und Frankreich (4). Erziehung und Erzieher des Prinzen (6). Dessen Begabung und liebenswürdiges Wesen (7). — Der Kaiserin vertraute Rathgeber (8). Umschwung in der Politik des Wiener Hofes (9). Fürst Kaunitz und seine großen Pläne (10).

2. Frühestes Wirken 11

Erste und zweite Vermählung (11). Erwählung zum deutschen König (12). Tod Franz' I. (12). Josef, deutscher Kaiser und Mitregent seiner Mutter. Leitung des Kriegswesens (13). Josef ehrt den Helden Schwerin (14). Hochherzigkeit, Schlichtheit und geselliges Wesen des jungen Fürsten (17).

3. Rundreisen und landesväterliches Walten 19

Einfachheit des Auftretens (19). Äußere Erscheinung des Kaisers. Reisen innerhalb und außerhalb des Landes. Josef in Ungarn, in Italien (21); Bekanntschaft mit Clemens XIV. (22). In Böhmen und Mähren. Linderung des Notstandes (23). Josef ehrt den Landbau (24). Zusammenkünfte mit Friedrich II. (26). Erwerbung von Galizien und der Bukowina (30). In Ungarn und Siebenbürgen, in Polen ꝛc. (31); Abschaffung der Tortur (32). Maria Theresia und die Wiener (33). Aufhebung des Jesuitenordens (34).

4. Josef in Paris 35

Huldigungen trotz seines Inkognito (36). Aufenthalt in Paris. Zusammenkunft mit J. J. Rousseau (38) und Benjamin Franklin (40). Josefs Aufnahme. Reisen in Frankreich (44), in der Schweiz u. s. w. Gesteigerte Regententhätigkeit. Beginn seiner Kränklichkeit (45).

5. Der Bayrische Erbfolgekrieg. Große Pläne. Ableben von Maria Theresia 47

Pläne wegen Vergrößerung der Habsb. Monarchie durch Bayern (48). Friedrich II. widersetzt sich diesem Vorhaben. Ausbruch des Bayrischen Erbfolgekrieges. Josefs Verdruß über den Ausgang desselben (49). Friede zu Teschen (50). Projekt eines Eintausches von Bayern gegen die belgischen Niederlande. Allianzversuche (51). Erste Zusammenkunft mit Katharina II. von Rußland in Mohilew (52). Josef in Moskau und Petersburg. Tod der Kaiserin Maria Theresia (52).

6. Josef der Zweite, der Selbstherrscher und Menschenfreund 53

Lebensweise und Zugänglichkeit Josefs. Im Kontrolorgang (54). In den Vorstädten und andre Begegnungen (56). Josefs „Fürstinnen" (57). Josef und sein Reitknecht (58). Der Kaiser und der Hauptmann (59). Josef als Arzt. Kaiser und Bauer (60). Der Kaiser-Josef-Neunzehner (62).

Seite

7. Josef der Zweite als Reformator 63

Josefs Vertraute (63). Hebung der Staatseinkünfte (64). Reise nach den belg. Niederlanden, nach Holland und Frankreich (65). Reformen in allen Zweigen der Staatsverwaltung (66). Hebung des Beamtenstandes. Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens (67). Gerhard van Swieten. Josef von Sonnenfels (68. 69). Das Toleranzedikt (70). Licht- und Kehrseiten desselben (73). Die Juden unter Josef (75). Der Kaiserkuß (76). Der Millionenjude (77). Josef gegen die Duellwut und den Aberglauben (79. 80). Aufhebung von Klöstern (81). Verbesserung von Kranken-, Straf- und Versorgungsanstalten (82); Spitäler und Irrenhäuser (84). Milderung des Preßzwangs (84). Aufhebung der Leibeigenschaft (85) und der Jagdgerechtsame (86). Die neuen Gesetzbücher. Aufhebung der Todesstrafe. Gleichheit vor dem Gesetz (88). Aufnahme der Reformen beim Adel- und Bürgerstand (89). Mißstimmung der Geistlichkeit (90). Widerstand in Ungarn und Siebenbürgen (91). Unbeliebtheit des neuen Steuersystems (92). Maßregeln zur Hebung der Industrie (93).

8. Reise des Papstes Pius VI. nach Wien und Gegenbesuch Josefs . . 94

Pius VI. in Wien (95). Gegenbesuch des Kaisers. Freude der Römer (96). Kampf mit der Geistlichkeit in den Niederlanden (97). Aufhebung der Joyeuse Entrée (98). Steigerung der Spannung bis zum Widerstande (99). Zwischenfall mit den Holländern. Beilegung desselben (100).

9. Privatleben, Neigungen, Kunstliebe des Kaisers 101

Förderung wissenschaftlicher Institute (101) und Kunstanstalten (102). Aufblühen des deutschen Theaters. Glanzzeit der Tonkunst (102). Josef II. als Musikfreund (103). Eröffnung des Augartens sowie des Praters als allgemeine Erlustigungsorte (104). Anekdoten (107. 109). Verschönerung Wiens, erste Straßenbeleuchtung (110).

10. Bündnis mit Rußland gegen die Türkei. — Abfall der Niederlande 111

Zweite Zusammenkunft Josefs II. mit Katharina II. in Cherson. Bündnis zwischen der Zarin und Josef (112). Rüstungen in der Türkei (115). Nochmals Josefs II. Plan eines Ländertausches (Bayerns gegen die Niederlande). Friedrich II. stiftet den Deutschen Fürstenbund (116). Verschlimmerung der Stimmung in Ungarn und Belgien (117). Rußland und Österreich gegen den Sultan (118). Einfluß der französischen Revolution auf Belgien. Empörung desselben (118). Unfälle der Regierung. Uneinigkeit zwischen der Zivil- und Militärgewalt (119). Abfall von Flandern und Hennegau. Unabhängigkeitserklärung der „Vereinigten Staaten von Belgien“ (120).

11. Der Krieg gegen die Türkei 121

Lascys Feldzugsplan führt zu schweren Unfällen (122). Josef bei Schabacz (122). Steigender Unmut im Heere (123). Erfolge des Prinzen Josias von S.-Koburg (124. 127). Laudons Berufung (126). Die Mordnacht von Karansebes (127). Rückkehr des kranken Kaisers nach Wien (128).

12. Josefs des Zweiten Hingang 129

Fortdauer der üblen Stimmung (129). Mut und Körperkraft des Kaisers schwinden (130). Frohe Botschaften vom Heere. Siege Laudons. Fall von Belgrad (131). — Der Widerstand gegen die Neuerungen wächst (132). — Zurücknahme der Reformdekrete (133). Letzte Tage und Tod (134). Fortleben des Geistes und der Segnungen der Josefinischen Periode (136). Der Dank der Nachwelt (137).

Ansicht von Wien im 16. Jahrhundert. Nordseite der Stadt nach dem Donaukanal zu.

Einleitung.

Oft schon hat man sagen hören, daß es kaum weniger schlimm sei, etwas zu frühe als zu spät zu thun, und daß nicht alles für alle passe. Vornehmlich in diesem Sinne aufgefaßt, ist die Geschichte des edlen Kaisers Josef II. eine überaus lehrreiche.

In der That eignet sich so manches, das etwa für unsre Nachbarn jenseit der Vogesen sich ganz wohl schicken mag, in keiner Weise für die Bewohner der Alpenlande oder von Hinterpommern. Wenn fernerhin ein weiter fortgeschrittenes Volk zu seiner Zufriedenstellung und Fortentwickelung gar mancherlei bedarf, und wenn es daher unklug erscheint, ihm begehrenswerte Einrichtungen zu verweigern: Anteilnahme an der Leitung und Besorgung seiner eignen Angelegenheiten, treffliche Lehranstalten und gute Gerichtspflege — so wird dies alles von einer minder herangewachsenen Nation, die dem höhern Kulturleben noch fern steht, gar nicht einmal als wünschenswert oder nötig empfunden; ja es erscheint ihr als eine Last, was für das erstgenannte Lebensbedingung ist. Hätte Josef II. über Frankreich

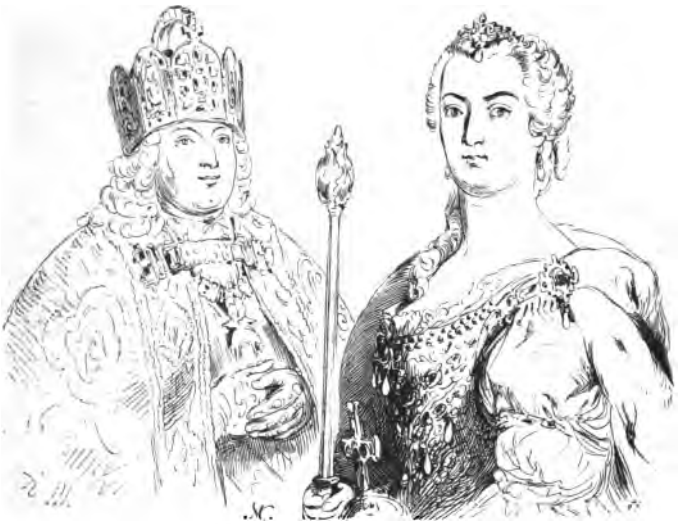
regiert und dort seine großen Verbesserungen eingeführt, welche diesem Lande damals so not thaten wie kaum einem andern der Welt, so wäre der so groß denkende Reformator wohl unter Danksagungen und Lobpreisungen ins Grab gestiegen, und die entsetzliche französische Revolution, welche Frankreich mit Strömen Blutes übergoß, würde wohl nicht stattgefunden haben. Eben weil wir nicht alle gleich sind an Kräften, Bedürfnissen und Bildung, will auch ein jedes Volk nach seiner Weise und seinen Sitten behandelt und beglückt sein. Leider hatte Josef dies nicht beachtet; hätte er, statt erst einen Schritt vorwärts zu schreiten, nicht oft deren zwei auf einmal thun wollen, so brauchte er zuletzt nicht so viele rückwärts zu machen und wäre auch nicht in den besten Jahren an gebrochenem Herzen gestorben.

Das Ziel, das sich dieser „Menschenfreund auf dem Throne" gesteckt, war ein erhabenes, eines großen und edlen Herzens und Geistes würdig: daher ist dieser Monarch der Verehrung aller guten Menschen wert, wie oft und bitter er sich auch geirrt haben mag. Sein Wille war rein, sein Streben frei von niedriger Selbstsucht und kleinlicher Engherzigkeit. Selbst der Ehrgeiz, welcher ihn die Vergrößerung seiner Staaten anstreben ließ, hatte im Grunde nichts Persönliches an sich. Es war derselbe Ehrgeiz, welcher Friedrich II. so hoch erhob. Des Kaisers Herz, durchdrungen von so viel Liebe zu den Menschen, brach, als das Werk der Beglückung und Veredelung seiner Völker an deren Unempfänglichkeit, Unreife und Undankbarkeit scheiterte, an den starren Klippen schnöder Mißgunst, erbärmlichen Eigennutzes kläglich zerschellen mußte.

Doch nicht nach den Erfolgen allein ist der Wert eines bedeutenden Menschenlebens zu bemessen, wiewohl die Mehrzahl den Nächsten meist nur nach den sichtbaren Ergebnissen beurteilt, die er vor sich gebracht hat. In erster Reihe ist jedoch bei allem, was ein Mensch thut, stets sein Wille, seine gute Absicht, mehr noch als der Erfolg ins Auge zu fassen. Friedrichs des Einzigen Thun hat seine glänzendste Rechtfertigung in seinen Erfolgen gefunden; wollte man indessen denselben Maßstab an den Wert von Josefs II. viel sorgenreicherem Wirken legen, dessen Gelingen zum Heile seiner Unterthanen ihm eben so sehr am Herzen lag als dem großen Preußenkönig seine Lebensaufgabe, so würde man eben in denselben Fehler verfallen, auf den eben hingedeutet wurde.

Die ganze Größe dieses hochherzigen Reformators nach dem Erreichten abschätzen wollen, hieße Ungerechtigkeit üben. Freilich hat er selbst keines der gepflanzten Saatkörner bei seinen Lebzeiten noch aufgehen sehen, aber unsre Stammesbrüder am Donaustrande, sowie unsre Nachbarn weiter gegen Osten und Süden, ernten heute die Früchte, deren Keime der übereifrige fürstliche Sämann vor hundert Jahren in den Schoß der Erde versenkte.

Die Lichtsaat, welche Josef ausgestreut, ist in den empfänglicheren Boden der Zukunft tief eingedrungen; seine Irrtümer erschienen nur seinen Zeitgenossen als solche; dem zu besserer Erkenntnis gelangten heutigen Geschlechte strahlen sie wie glänzende, frisch grünende Blätter einer Lorbeerkrone.



Die Eltern Josefs II.: Kaiser Franz I. und Maria Theresia.

1.

Aus der Kindheit eines guten und großen Fürsten.

Welch lauter Jubel herrschte am 13. März des Jahres 1741 in den Häusern und auf den Gassen der lebensfrohen Kaiserstadt an der Donau! An diesem Tage war nämlich dem alten Hause Habsburg ein Prinz, ein Erbe geboren, der dem Volke die Fortdauer des geliebten Regentenhauses und damit den gesamten Kronlanden die rechte Sicherheit für ein friedliches Gedeihen zu verbürgen schien. Die immer heiteren Wiener begrüßten daher das glückverheißende Ereignis mit Sang und Klang, wiewohl damals schwere Gewitterwolken sich über dem Haupte der Beherrscherin von Österreich-Ungarn zusammengeballt hatten. — Es war zu jener schlimmen Zeit, als Maria Theresia ihr Erbe von allen

Seiten angefochten sah, als Bayern und Franzosen mit Macht gegen die österreichischen Grenzen zogen, als der junge König von Preußen die Ansprüche auf Schlesien — welche schon seine Vorfahren zu verschiedenen Zeiten geltend gemacht hatten — erneuerte und sein Recht nun mit den Waffen verfocht.

Mit Kaiser Karl VI. war der letzte männliche Sprosse des habsburgschen Stammes in die Gruft seiner Ahnen gesenkt worden. Maria Theresia, seine Erbtochter, vermählt mit dem Herzog Franz Stephan aus dem nicht minder edlen Geschlecht der lothringischen Fürsten, mußte gegen eine Reihe erbitterter Feinde in hartem Kampfe den Thron der Väter erstreiten.

Daß jetzt wieder ein männlicher Erbe vorhanden, darüber jauchzten begreiflich die leicht erregbaren Bewohner der Hauptstadt, und ihr Jubel setzte sich fort durch alle Provinzen und Staaten. Auf verschiedenartigste Weise gab sich die Teilnahme der guten Wiener kund; es fehlte auch nicht an belustigenden Äußerungen der Volksliebe. Da konnte man am „Goldenen Greif" in der Himmelfahrtsgasse drei bunte Sinnbilder sehen, mit einer ergötzlichen Anspielung auf die bereits am Leben befindlichen drei Erzherzoginnen. Sie waren in ihren Hemdchen im vollen Lauf dargestellt und ein Bürschlein, mit dem Erzherzogshütchen bedeckt, lief ihnen eifrig nach. Auf der Tafel standen die Worte:

„Es ist eine alte Sach'
Die Buben laufen den Mädel nach,
Dies hat sich auch diesmal wahr gemacht,
Als unsre Frau 'nen Prinzen 'bracht."

Hocherfreut schloß die königliche Mutter ihr erstgebornes Söhnchen an die Brust; allein sie konnte sich banger Sorgen nicht erwehren, welche ihr Lager umschwebten. — Karl VI., ihr Vater, hatte ansehnliche Landesteile geopfert, um mittels eines Vertrages, „Pragmatische Sanktion" genannt, die Fürsten Europas zu bestimmen, seiner Tochter Reich und Rechte nicht anzutasten. Aber die Opfer waren umsonst gebracht. Prinz Eugenius hatte wohl das Rechte getroffen, als er sagte: „Es wäre besser gewesen, wenn der Kaiser statt dieses schriftlichen Abkommens seiner Erbtochter eine schlagfertige und ausreichende Heeresmacht sowie einen gefüllten Staatssäckel hinterlassen hätte."

Kaum hatte der Kaiser die Augen geschlossen, so erhoben Bayern, Sachsen und Sardinien, sich auf Verwandtschaft und veraltete Erbverträge berufend, Ansprüche auf das habsburgische Erbe. Friedrich II., seit kurzem erst König von Preußen, war in Schlesien eingefallen; Frankreich, der alte Erbfeind Österreichs, hielt schon Vorschläge zur Zerstückelung der Monarchie in Bereitschaft. So sah sich die königliche Frau von schweren Sorgen umringt.

Auch bei der Taufe ihres Söhnleins Josef konnte sie sich nicht ungetrübter Freude überlassen, denn fast gleichzeitig lief die Nachricht ein, der junge Preußenkönig habe ihr Heer bei Mollwitz geschlagen und sich der ganzen Provinz Schlesien bemächtigt. Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, der nachmalige Kaiser Karl VII., rückte an der Spitze eines ansehnlichen Heeres in Österreich bis nach St. Pölten vor und bedrohte Ende August Wien. Französische Hilfsvölker waren zu ihm gestoßen, andre französische Armeen

setzten sich nach den Niederlanden und an den Rhein in Bewegung. Ihnen schlossen sich mehrere deutsche Fürsten an, während die verbündeten Feinde zugleich die fast wehrlosen italienischen Besitzungen angriffen.

All diesen Gefahren und mächtigen Gegnern stand Maria Theresia allein gegenüber, ohne Bundesgenossen, mit geringer Heeresmacht und mit völlig unzureichenden Geldmitteln — nur eine Frau, aber eine Frau von unverzagtem Mute und im Gefühle ihres Rechts und ihrer Pflichten fest entschlossen, das von den Ahnen überkommene Erbe zu bewahren. Vertrauensvoll wendete sie sich an ihre Völker, vornehmlich an die Hochherzigkeit der streitbaren Bewohner ihres Königreiches Ungarn. Im September berief sie den Reichstag nach Preßburg und erschien selbst in der Versammlung. Die Königskrone auf dem Haupte, den Säbel an der Seite, in magyarischem Gewande, schön, in blühender Jugendfrische, so trat die edle Frau vor die Magnaten. Sie schilderte in begeisternder Rede ihre und des Reiches Bedrängnis und erhob den Mut und die Treue des Ungarnvolkes, von dessen Tapferkeit sie Rettung erwartete. Als die edle Frau ihre Rede geschlossen, zogen die kriegerischen Magnaten ihre Säbel und riefen unter dem Klirren der Waffen: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ (Wir wollen sterben für unsern König Maria Theresia!) Der feurige Zuruf wollte kein Ende nehmen, wie die Königin unter Thränen der Versammlung dankte, und in allen Herzen flammte der Entschluß, Gut und Blut für die hochverehrte Herrin willig zum Opfer zu bringen.

Es ist eine Fabel, wenn man liest, Maria habe bei dieser Gelegenheit den kleinen Prinzen Josef in ungarischer Tracht den Ständen gezeigt. Denn abgesehen davon, daß Maria Theresia keine Freundin von theatralischen Kunstgriffen war, so ist es auch eine Thatsache, daß sie nicht von vornherein mit ihrem Gemahl und dem jungen Prinzen in der ungarischen Königsburg eingetroffen war; letztere langten vielmehr erst später dort an.

Der Wunsch der Königin von Ungarn, ihren Gemahl zum Mitregenten ernannt zu sehen, ging übrigens in Erfüllung. Franz Stephan legte vor den um den Thron versammelten Ständen am 20. September den Huldigungseid ab, welcher mit dem Gelöbnisse schloß: „Mein Blut, mein Leben für die Königin und das Königreich Ungarn!“ Darauf zeigte Maria Theresia, die unterdessen den kleinen Josef von Graz hatte nachbringen lassen, den Kronprinzen der Versammlung, worauf diese von neuem in lauten Jubelruf ausbrach.

Der magyarische Adel griff nun, nach verschiedenen wertvollen Zugeständnissen seitens der Monarchie, zu den Waffen. Mit ihm wetteiferten die Völker der übrigen Kronländer und verharrten in fester Treue während des schweren, acht Jahre dauernden österreichischen Erbfolgkrieges, durch welchen sich die Königin, mit Ausnahme Schlesiens und einiger unbedeutenden Landesteile in Italien, das habsburgische Erbe ungeschmälert erhielt.

Unterdessen war der machtlose Kaiser Karl VII. gestorben und der Gemahl Maria Theresias als Franz I. zum deutschen Kaiser erwählt worden, was zwar nicht die Macht des österreichischen Hauses, wohl aber seinen Einfluß auf die Angelegenheiten des Deutschen Reichs vermehrte und der Königin

von Böhmen und Ungarn, wie man Maria Theresia noch immer nannte, Gelegenheit gab, mehrere ihrer Kinder mit geistlichen Fürstentümern zu versorgen. Für ihren ältesten Sohn aber sorgte sie wie durch Erhaltung der Erblande so durch eine sorgfältige Erziehung, indem sie für ihn tüchtige Lehrer heranzog und deren Unterricht aufmerksam überwachte.

Josef war ein schöner Knabe von lichter Gesichtsfarbe und sanft geröteten Wangen. Unter der gewölbten Stirne blitzten feurige Augen, deren Farbe mit „Kaiseraugenblau" bezeichnet ward; der kräftige Körperbau verriet eine Fülle von Gesundheit. Der Kaisersohn war munter, aufgeweckt, lebhaften Temperaments, allerdings leicht gereizt, aber eben so rasch wieder versöhnt.

Eingedenk der begeisterten Hilfe, welche ihr während der schlimmsten Zeit ihres Lebens durch die tapferen Magyaren geworden, kleidete die Kaiserin ihren Erstgebornen in die Tracht des Ungarnvolkes, ließ ihn früh dessen Sprache lernen und wählte zu seinem Hofmeister einen der ersten unter den ungarischen Magnaten, den Grafen Batthyany, der sich als Heerführer rühmlich hervorgethan hatte. Er war ein strenger Kriegsmann, der es nicht zuließ, daß aus Rücksicht auf die hohe Geburt seines Zöglings diesem so leicht etwas nachgesehen wurde. Später leitete der Freiherr Christoph von Bartenstein, der als Staatssekretär ganz außerordentlichen Einfluß auf die Entschließungen seiner Gebieterin ausübte, den Geschichtsunterricht, den der junge Thronfolger genoß; als der Prinz älter wurde, förderte er dessen Verständnis der Zeit und der Verhältnisse derselben. Bartenstein hatte vom Kaiser hinsichtlich der Leitung des Geschichtsunterrichts besondere Weisungen empfangen: „Es soll meinem Sohn", so lautet des Vaters Anordnung, „die Historie so traktieret werden, daß die Fehler und bösen Thaten der Regenten so wenig verschwiegen bleiben als ihre Tugenden und das Gute, welches sie gethan haben, so daß er gute Principia sich machen lerne, durch welche die Fehler der vorigen Regenten zu vermeiden sind ꝛc."

Gewiß waren dies vortreffliche Grundsätze; zwei der andern Lehrer Josefs, die Jesuiten Parhamer und Franz, suchten jedoch dem Prinzen ganz andre Anschauungen beizubringen, und so gelangten die guten Absichten des kaiserlichen Vaters nicht vollständig zur Geltung; wohl aber verleidete die Pedanterie der eben Genannten dem Prinzen das Lernen vollständig. Unter den obwaltenden Umständen darf es nicht wunder nehmen, wenn der jugendliche Josef keine besondere Zuneigung für seine geistlichen Lehrer empfand. Man behauptet, es sei dies hauptsächlich daher gekommen, weil sein täglicher Umgang, der Obersthofmeister Graf Batthyany, sich nicht selten über die geistlichen Herren etwas allzu frei in Gegenwart des Prinzen ausgesprochen habe. Er machte, wenn sie zur Erteilung der Lektionen bei seinem Zögling sich einfanden, meist nur ein finsteres Gesicht, murmelte, verständlich genug für den Kleinen, verdrossen vor sich hin: „Weg mit solchem gelehrten Quark!" Wo es nur anging, den „Schwarzröcken" eine Unterrichtsstunde abzuzwacken, geschah dieses unter dem Bedeuten, es sei dafür heute platterdings die Zeit nicht aufzutreiben. — Josefs scharfe Beobachtungsgabe ließ ihn sehr zeitig

schon die rechte Frömmigkeit von der falschen unterscheiden, und der Graf bemerkte mit Befriedigung den steigenden Widerwillen des Kronprinzen gegen alles fanatische Wesen. Dabei kam denn freilich recht Eigentümliches zum Vorschein. So betrachtete der kleine Prinz eines Tags ein Gemälde in den Gemächern der Kaiserin. Auf demselben war eine Szene aus den Kreuzzügen dargestellt; man sah, wie einem Kreuzritter für seine Tapferkeit eine goldene Kette umgehängt wird. Nachdem Josefs Blick länger im Anschauen versunken geblieben, meinte er: „Dem Ritter dort hätte man viel eher eine Dienstentsetzung zusprechen sollen als eine Gnadenbezeigung." „„Und warum dies, mein Sohn"", fragte Maria Theresia. „Ich meine", erwiderte Josef, „daß man klüger gethan hätte, daheim zu bleiben, um zu helfen das Vaterland vor Räubern zu schützen, als aus Schwärmerei weit entfernt lebende Völker mit Krieg zu überziehen und Tausende zu vertilgen."

Maria Theresia antwortete nichts, aber sie schickte ihr Söhnlein auf das Zimmer, ließ den Oberhofmeister holen und erteilte Batthyany einen derben Verweis, weil er es nicht verstanden habe, seinem Zögling über die Bedeutung der Kreuzzüge die rechte Belehrung zu teil werden zu lassen.

Es ist bezeichnend für Josef, wie sehr er schon in frühster Jugend nach Selbst- und Menschenkenntnis trachtete. Schon als Knabe ging er seinen Geschichtslehrer Martini an, ihm doch Bücher mitzubringen, aus denen sich wirklich etwas lernen lasse. „Ach", bat er inständig, „lesen Sie mir doch aus jenem Buche noch einmal das schöne Kapitel vor, welches mir so sehr gefallen hatte; denn, wenn ich einmal Kaiser bin, werde ich Menschenkenntnis sehr notwendig gebrauchen."

Auch am Kaiserhof zu Wien war es Sitte, daß den Prinzen Gelegenheit gegeben wurde, eine Kunst oder ein Handwerk zu erlernen. Josef wünschte sich in der Buchdruckerkunst zu üben, und erlernte dieselbe unter Anleitung des Wiener Buchdruckers Strauß. — Aber auch der Unterricht in der Musik begann zeitig. „Ich wünsche", sagte Maria Theresia, „daß man meinen Sohn die Kunst lieben und schätzen lehre, damit er milder in seinen Reden und in seinem Urteil werde."

Graf Podewitz, der preußische Gesandte in Wien, berichtet in einem Briefe aus dem Jahre 1747 an König Friedrich II., daß Josef, wie alle begabte Kinder, alles rasch auffasse; aber er beklagt auch, daß man den Prinzen in den altgestammten Grundsätzen tiefster Verehrung der Hoheit des Erzhauses Österreich erziehe; wiewohl sein Vater selbst mit den Leuten in der dritten Person verkehre, duze Josef alle Welt, lasse sich von aller Welt, selbst den Damen, die Hand küssen und zeige eine überaus hohe Vorstellung von seinem Range, was später allerdings nicht bemerkbar wurde.

Mit seinem Bruder, dem Erzherzog Karl, der leider frühe, kaum achtzehn Jahre alt, verstarb, scheint er sich nicht immer gut vertragen zu haben; denn während Josef infolge der bisweilen scheuen Zurückhaltung seines Wesens im engern Kreise weniger gefiel, machte das muntere, zuthuliche Wesen des Bruders diesen sehr beliebt und Josef empfand solches als eine Art Zurücksetzung.

Er soll darüber im stillen manch Thränlein vergossen haben, zumal das Gelernte und Gelesene bei Josefs beiden Brüdern Karl und Leopold besser haften blieb, als bei dem rascher auffassenden, aber flüchtigeren Kronprinzen. Dagegen erwies sich der Umstand förderſam, daß Josef von Jugend auf lernen mußte, sich dem Willen seiner Mutter zu fügen und das erwachende jugendliche Feuer zu bezähmen, das leicht über alle Schranken hinausstrebte. Dieser nicht selten harte Zwang führte den Prinzen zur Selbstbeherrschung; er trug jedoch auch zu jener Verschlossenheit des Gemütes bei.

In den Lehrstunden folgte Josef zwar mit Aufmerksamkeit fesselnden Vorträgen, doch das Auswendiglernen von Vokabeln, das Studieren der Folianten, woraus er die vaterländische Geschichte erlernen sollte, war seine Sache durchaus nicht. Darin übertraf ihn sein jüngerer Bruder Leopold, der bei den Prüfungen nicht selten den Sieg über Josef davontrug. Hingegen blieb er in allen Leibesübungen zu Pferde und zu Fuß seinen Geschwistern und Gespielen weit überlegen. In den Jünglingsjahren ward seine Weise, sich zu geben, eine immer herzgewinnendere, so daß der ganze Hof in dem Urteil übereinstimmte, Josef werde von Tag zu Tag liebenswürdiger. Je mehr er durch spaßhafte und witzige Einfälle alle Welt ergötzte, desto bereitwilliger wurde ihm sein Eigenwille und seine Schalkhaftigkeit verziehen — mit Ausnahme der gestrengen Frau Mutter.

Das Kaiserſöhnchen führte allerdings, gleich andern Jungen desſelben Alters, gar manchen fröhlichen Jugendstreich aus. So erzählt man sich, Josef habe sich einstmals, als ein festliches Gastmahl hergerichtet werden sollte, in der Frühstunde in die kaiserliche Küche geschlichen, alles hölzerne Kochgeräte auf einen Haufen geschleppt und unter großem Jubel seiner Gespielen verbrannt; hierauf habe er mit heimlicher Freude die Verlegenheit der Köche beobachtet, deren Kunst er niemals hoch anschlug.

„Mein Seferl“, pflegte seine erlauchte Mutter zu sagen, „ist nicht immer folgsam, auch keineswegs so recht lerngierig; doch so manche Züge, die den Selbstdenker verraten, bewegen mich, seiner Lässigkeit etwas nachzusehen.“ — Seine Neigung für das Militär und für kriegerische Übungen nährte frühzeitig schon sein Obersthofmeister, der mehrgenannte Feldmarschall Batthyany; wo es eine Revue oder ein Manöver gab, fehlte der Prinz gewiß nicht. Zugleich bemächtigte sich seiner schon frühzeitig die Sehnsucht, fremde Länder zu sehen ihre Kunstwerke, ihre Merkwürdigkeiten zu studieren, überhaupt das Leben soviel als möglich durch eigne Anschauung kennen zu lernen. — — —

Maria Theresias Regierung durfte sich nach allen Richtungen des Staatslebens bemerkenswerter Erfolge rühmen, da die seltene Frau die glückliche Gabe besaß, die rechten Männer zur Führung der Regierungsgeschäfte und zur Verwirklichung wohlmeinender Absichten heranzuziehen. Zu ihren vertrauten Ratgebern gehörten die schon Genannten: Freiherr von Bartenstein, Graf Batthyany, der Gouverneur Josefs, der ihr treu ergebene Graf Khevenhüller, später auch Graf Haugwitz, der Organisator der innern Verwaltung in den Erbstaaten, der sich bestrebte, die militärischen Einrichtungen

Preußens nach Österreich zu verpflanzen. Ihm verdankte man die Verbesserung des Postwesens und die Durchführung des Tabakmonopols — aber auch die Einführung des weniger heilsamen privilegirten Lottospiels.

Den Einfluß, welchen früher als Oberſthofmeiſter Graf Uhlefeld und der Reichs-Vizekanzler Graf Colloredo übten, hatte Graf, ſpäter Fürſt Kaunitz gewonnen, und es waren dadurch die Dinge erſt in den rechten Fluß gekommen. Denn er war im Grunde der Urheber der intimen Beziehungen zwiſchen den Höfen von Wien und Verſailles. — Dem durch ihn zum Abſchluß gebrachten Bündnis zwiſchen Frankreich und Österreich ſchloſſen ſich bald nachher Rußland und noch eine Anzahl Machthaber zweiten Ranges an.

Wenzel Anton, Fürſt von Kaunitz-Rietberg.

Nicht ahnend das dunkle Geſchick, das ſich ihm ſpäter überall hemmend in den Weg ſtellte, das die Früchte ſeines edlen Strebens nicht zeitigen ließ und zuletzt ihm alle Freude an demſelben verbitterte, war Joſef zu einem vielverſprechenden Jüngling herangereift, als jener langjährige, länderverwüſtende Kampf zwiſchen dem Hauſe Habsburg-Lothringen nebſt deſſen Verbündeten und dem aufſtrebenden Preußen wieder aufloderte.

Diesmal hatte man ſich in Wien wohl vorgeſehen. Schon ehe Kaunitz im Jahre 1753 als Oberhofkanzler an die Spitze der Regierung gelangte, war jener wichtige Umſchwung in der öſterreichiſchen Politik in der Richtung eines innigeren Zuſammengehens mit Frankreich vor ſich gegangen. Und eben dieſes war Kaunitz' Verdienſt.

Die Behandlung der politiſchen Angelegenheiten ſeitens dieſes großen Miniſters unterſchied ſich von der ſeiner Amtsvorgänger in charakteriſtiſcher Weiſe dadurch, daß er in großem Stile beſtimmt wahrnehmbare Ziele verfolgte und nicht mit unbeſtimmbaren, eingebildeten Größen rechnete, wie die Staatsmänner nach dem Prinzen Eugen.

Wenzel Anton, Fürſt von Kaunitz-Rietberg ſteht unter den leiten-

den Ministern Österreichs einzig in seiner Art da. Er galt lange, vornehmlich zu Lebzeiten der Kaiserin Maria Theresia, für das Orakel der Diplomaten; wo er nicht seine Hand im Spiele hatte und den Lauf der Dinge mitbestimmte, da ging es meist schief; man nannte den Führer des österreichischen Staatswagens deshalb auch den „Kutscher Europas". Für ihn war die Wiedereroberung Schlesiens eine Aufgabe von äußerster Bedeutung für die Zukunft und politische Bedeutung des Donaureiches, zumal als europäische Großmacht. Er beklagte in dem Verluste jener schönen Provinz für Österreich weniger die Einbuße an Land und Leuten, als die Folgen, die seiner Ansicht nach daraus für die deutsche Machtstellung Österreichs erwachsen mußten.

Das Übergewicht Österreichs erschien allerdings durch den Verlust Schlesiens im innersten Lebensmark angetastet; denn die verlorene Provinz hatte für Österreich gewissermaßen einen vorgeschobenen Posten gebildet, um seinen so verschiedenartigen Völkerbestandteilen deutsche Bildung und Gesittung zugängig zu machen. Mit dem ihm eignen Weitblicke hielt Kaunitz dafür, daß nach dem Verluste von Schlesien das österreichische Herrscherhaus die deutsche Kaiserwürde auf die Dauer zu behaupten kaum im stande sein werde.

So erklärt es sich, daß der Oberhofkanzler als Preis der Hilfeleistung, behufs Wiedergewinnung Schlesiens, Frankreich die österreichischen Niederlande anbot, die ohnehin des Zusammenhangs mit der Hauptmasse der österreichischen Länder entbehrten und daher für den Kaiserstaat einen sehr zweifelhaften Wert hatten. Diesen Gedanken verfolgte später Kaiser Josef II. — worauf wir noch zurückkommen werden — weiter, als er dem in Bayern zur Thronfolge gelangten kurpfälzischen Hause einen Austausch der alten Erblande gegen die flandrischen Provinzen vorschlug.

Vom österreichischen Standpunkte aus erscheint die Politik von Kaunitz ebenso wohlberechtigt als in ihren Zielpunkten groß angelegt. — Die Entwickelung der deutschen Einheitsidee und deren Verwirklichung seit 1866 hat seiner weit ausschauenden staatsmännischen Auffassung zur thatsächlichen Rechtfertigung gedient. Der vor bald hundertundfünfzig Jahren begonnene Kampf Preußens mit Österreich um die Führung Deutschlands ist allerdings unterdessen zu gunsten der erstgenannten Macht entschieden worden.

Josef war noch nicht sechzehn Jahre alt, als der Siebenjährige Krieg ausbrach. Er wünschte sehnlich, mit dem Heere an dem Kampfe für das Vaterland teilnehmen zu dürfen. Die Kaiserin schien anfangs seinen Wünschen geneigt zu sein, bald aber siegte die mütterliche Sorge um ihren Liebling: sie hielt ihn zurück. Vielleicht wäre es besser gewesen, diesen ziehen zu lassen; vielleicht hätte er an der Seite des kühnen Laudon den scharfen Blick des Feldherrn und jene Entschlossenheit erlernt, welche unter dem Donner der Schlacht die Entscheidung herbeiführt — und wäre er an einem heißen Kampftage gefallen, er hätte wahrlich ein besseres Los gezogen, als ihm in den späteren Lebensjahren bevorstand.

Die Kaiserkrönung.

2. Frühestes Wirken.

Oesterreichs jugendlicher Thronerbe hatte im Jahre 1760 die anmutige Isabella von Parma kennen gelernt. Die junge Prinzessin gewann ebenso sehr durch Schönheit als durch geistige Vorzüge und Herzensgüte die Zuneigung aller. Maria Theresia sagte von ihr, es gebe keinen Tag und keine Stunde, wo sie dieselbe nicht betrachten möchte. Die Herzen der jungen Leute fanden sich bald, und Josef vermählte sich mit der Auserwählten, welche ihm wie ein guter Engel ratend und leitend zur Seite stand, jedoch leider nur kurze Zeit. Denn schon drei Jahre nach ihrer Verheiratung starb sie; auch die Tochter, die sie dem Gatten geschenkt hatte, folgte ihr frühe ins Grab. — Im Jahre 1765 schloß der Witwer eine zweite Ehe, diesmal aus politischen Rücksichten, mit der bayrischen Prinzessin Marie Josefe. Diese konnte sich an Liebreiz mit der verstorbenen Gemahlin Josefs nicht vergleichen, und so kann es nicht wunder nehmen, wenn ihr Gatte derselben auch nicht die Zuneigung erwies wie der erstgenannten. Trotz ihrem Mangel an persönlichen, körperlichen Vorzügen, erwarb sie sich dennoch durch Einfachheit, Gottesfurcht und Anhänglichkeit an ihren Gemahl die Verehrung des ganzen Hofes. Man rühmt an ihr

ein gegen jedermann verbindliches, Zutrauen erweckendes Wesen; sie wußte durch Freundlichkeit und Leutseligkeit sich beim Volke so beliebt zu machen, daß man sich trotz der Kälte, welche Josef seiner Gattin gegenüber zeigte, doch den besten Hoffnungen hingab. Indes auch diese Ehe wurde nach zweijähriger Dauer durch den Tod Josefens wieder gelöst, und nun verheiratete Josef sich nicht wieder; wohl aber bewahrte er bis an sein Lebensende seiner geliebten Elise, wie er seine erste Gattin in deutscher Sprache nannte, ein liebevolles Angedenken. Man behauptet, des Kaisers Schwester Christina, die Vertraute Isabellens, sei Ursache seiner Trostlosigkeit und Zurückhaltung gewesen. Um ihn nach dem Tode seiner liebenswürdigen Gemahlin einigermaßen wieder aufzurichten, habe sie ihm in bester Meinung gesagt, Isabella hätte seine zärtliche Neigung gar nicht in demselben Grade, sondern nur zum Schein erwidert. Dies sei nun schwer auf Josefs Seele lasten geblieben und es habe seitdem eine immer mehr zunehmende Abneigung gegen das ganze weibliche Geschlecht in ihm Platz gegriffen. Es schien, als ob die Vorsehung ihren Auserwählten durch Auferlegung der Pflichten und Sorgen des Familienlebens nicht dem größern Zwecke seiner hohen Sendung hätte entziehen wollen. Ein zärtlicher Gatte und Vater hätte nicht so ausschließlich dem Wohle des Volkes leben können, wie Josef.

Wollen wir das rechte Verständnis vom Lebens- und Entwickelungsgange dieses Menschenfreundes auf dem Throne gewinnen, so müssen wir die Vorbereitung des hochsinnigen Fürstensohnes zu seinem hohen Berufe, die Ausführung der erkannten Lebensaufgabe durch den gereiften Mann und das endliche Mißlingen so vieler preiswürdiger Bestrebungen nach kurz vergönnter Thatenfrist, als ein Ganzes auffassen.

Bald nach dem Schlusse des Siebenjährigen Krieges, infolge des Hubertsburger Friedens, im Jahre 1764, war Josef zum römischen König erwählt worden, und als sein Vater während einer Reise in Tirol nach einem Schlaganfall in den Armen des trefflichen Sohnes starb (18. August 1765), ging auf diesen auch die Würde eines römischen Kaisers deutscher Nation über.

Freilich war dies kein Amt, welches einen Geist wie Josef II. hätte fesseln oder dauernd beschäftigen können. Denn das Oberhaupt von Deutschland hatte damals fast alle und jede Macht verloren, und wie um die Würde, so stand es auch um das Einkommen. Die Einkünfte, welche Josef vom Reiche bezog, waren auf 13 000 Gulden — sage dreizehntausend Gulden — herabgesunken. Eingeschränkt und gehindert von allen Seiten, konnte der Kaiser dem Reiche, dessen Schutz und Schirm er sein sollte, nur sehr geringen Nutzen schaffen. Doch that er, was er vermochte. Es lagen eine Menge Religionsbeschwerden der Evangelischen und Reformirten vor. Ein kaiserliches Reskript wies das Reichskammergericht an, die darauf bezüglichen Klagen vor allen andern Sachen zu erledigen. „Wie sehr wünschte ich", sagte Josef zu dem kursächsischen Residenten, „jene begründeten Beschwerden abstellen zu können, aber Sie wissen ja, wie mir in Reichssachen überall die Hände gebunden sind." Deswegen entsprach auch der Fortgang dieser Angelegenheit ebenso

wenig den gehegten Erwartungen, wie die auf Verbesserung der Rechtspflege seitens des Reichskammergerichts abzielenden kaiserlichen Verfügungen.

Ein guter Teil des Widerstandes, auf den gar bald schon die kaiserlichen Reformen stießen, ging vom Beamtenstande aus. So erregte es bereits 1767 viel böses Blut, als der Kaiser verschiedene neue Einrichtungen im Reichshofrate stattfinden ließ und anordnete, daß auch Nachmittagssitzungen zur schnelleren Erledigung der Geschäfte gehalten werden sollten. Durch kaiserliches Dekret wurde bestimmt, daß künftighin mindestens vier Sitzungen in der Woche zu halten seien und daß sich keine Streitsache länger als zwei Jahre hinschleppen dürfe. Auch suchte Josef den Mißständen des Geschenknehmens angebotener oder geforderter Gaben nach Kräften zu steuern, und er bedrohte jeden Zuwiderhandelnden auf das schärfste durch Verhängung von Dienstentlassung. „Dieses Billet", so hieß es am Schlusse der Verfügung, „ist öffentlich im Rate vorzulesen und einem jeden in die Feder zu diktiren."

Bald nach Erwählung Josefs zum deutschen Kaiser zog ihn Maria Theresia zur Mitregentschaft in ihren Staaten heran. Als sie jedoch wahrnahm, in welche Aufregung ihn sein hoher Beruf versetzte, und wie ungestüm sein Verlangen, Verbesserungen zuwege zu bringen, sich äußerte, wie er Tag und Nacht keine Ruhe fand, sei es, daß er in stürmischer Eile unter angenommenem Namen die Provinzen des Reiches durchflog oder verkleidet in der Hauptstadt umherstreifte, um selbst alles zu sehen und beurteilen zu lernen: da bangte der vorsichtigen Mutter vor solcher Ruhelosigkeit, und in der Ängstlichkeit ihres Herzens schränkte sie Josefs Thätigkeit nach und nach wieder ein, bis diese schließlich nur noch die Leitung des Kriegswesens umfaßte.

Nach dieser Richtung hat Josef an der Hand des würdigen Feldmarschalls Grafen Lascy, welcher ihn in der Heeresführung unterrichtete, vieles zur Hebung der kaiserlichen Armee, die in verhältnismäßig kurzer Zeit nach preußischem Vorbilde reorganisirt wurde, gethan. Dieser Eifer Josefs für das Heerwesen erkaltete auch in der Folgezeit nicht. Hatte er doch zeitig schon Gelegenheit, wahrzunehmen, wie unsicher es um die Zukunft eines Staates stehe, der nicht seiner Stellung und Lage gemäß genügende Streitkräfte zur Hand hat oder auf deren Ausbildung nicht sorgsam achtet. Österreich hatte diese Vernachlässigung hart genug mit dem Verluste Schlesiens gebüßt.

Zu Lebzeiten seines Vaters trug Josef einen grünen Militärrock mit roten Aufschlägen, eine goldverbrämte Weste und lederne Reithosen. Später erschien er in der weiß und roten Uniform seines Leibregiments oder in der grünroten des Dragonerregiments, dessen Chef er war. Als das Volk seinen Kaiser zum erstenmal in der Tracht seines deutschen Regiments zu Fuß einherschreiten sah, ohne sonstigen Prunk, nur mit einem kleinen Gefolge von Generalen, rief man ihm zu: „Hurra, es lebe der deutsche Kaiser!" — „Seht, er trägt nun auch den deutschen Soldatenrock und verschmäht den spanischen Mantel!"

Alljährlich wurden auf des jungen Kaisers Veranstaltung 40 000 bis 60 000 Mann in Übungslagern in Minkwitz, Pettau, Pest, Prag und in

verschiedenen Gegenden Mährens zusammengezogen. — Wie sehr Josef auch fremdes Verdienst und die Tapferkeit des Gegners zu würdigen wußte, beweist die Art und Weise, durch die er einen der berühmtesten Helden aus der ersten Zeit des Siebenjährigen Krieges ehrte.

Als im Jahre 1776 das Heer an einem der letzten drei Tage zu den großen Kriegsübungen ausrückte und den Ort berührte, wo am 6. Mai 1757 der preußische Feldmarschall Graf Schwerin in der Schlacht bei Prag, von fünf Kugeln getroffen, mit der Fahne in der Hand den Heldentod erlitten hatte, hielt der Kaiser an der durch Anpflanzung eines Baumes genau bezeichneten Stelle an und befahl sechs Grenadierbataillonen, welche eben vorüberzogen, ein Viereck um den Baum zu schließen und die Manen des Gefallenen mit einer dreimaligen Salve zu begrüßen.

Josef ehrt das Andenken des preußischen Feldmarschalls Grafen Schwerin.

Er selbst begab sich mit seinem Gefolge und dem General Nugent in das Karree und entblößte bei jeder Salve sein Haupt. Jeder Grenadier, der in der Schlacht bei Prag mitgefochten, erhielt bei dieser Gelegenheit ein Geschenk von einigen Dukaten, das ganze Heer eine doppelte Tageslöhnung.

Den ihm übrig gelassenen Einfluß auf die Entscheidungen seiner kaiserlichen Mutter benutzte Josef in einer Weise, welche ihm die Achtung und Liebe aller verständigen und wohlmeinenden Leute zuwendete. Er bewog Maria Theresia, besonders die Kleiderpracht einzuschränken und überhaupt

durch manche Verordnungen der Gerechtigkeit und Billigkeit das Los der Unterthanen zu erleichtern. Auf Veranlassung oder durch Förderung Josefs entstanden manche Anstalten und Institute, die nicht nur für die Kaiserstadt, sondern für das ganze Land zur Wohlthat wurden.

Bald nach dem Tode seines Vaters legte er den besten Beweis dafür ab, daß er des Staates Wohlfahrt hoch über seine eignen Interessen stellte, und daß er den Grundsatz, „nur der erste Diener im Staate sein zu wollen", schon damals vor Augen hatte. Er ererbte nämlich von seinem Vater 22 Millionen Gulden in Staatspapieren sowie eine ansehnliche Reihe von Staatsgütern, die der verstorbene Kaiser als Privateigentum erworben hatte. Josef war dadurch in den Besitz eines solchen Privatvermögens gelangt, dessen sich wenige Fürsten Europas rühmen konnten; er aber meinte, je weniger er selbst gebrauche, um so größer seien die Bedürfnisse des Staates, den er zu beglücken habe. Daher ließ er sämtliche ererbte Papiere verbrennen und gab die Domänen zurück. Um dieses auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegte Opfer nicht bereuen zu müssen, beobachtete er für seine Person und in seiner Umgebung die strengste Sparsamkeit. Er wurde dadurch in den Stand gesetzt, da, wo es der Anstand erforderte, als Kaiser aufzutreten oder, wo er Not sah, nach dem Drange seines menschlich fühlenden Herzens kaiserliche Freigebigkeit walten zu lassen. Unter solchen Umständen fehlte es ihm niemals an Mitteln, Thränen zu trocknen. Wo irgend welche Kalamitäten Hilfe erheischten, wie z. B. Überschwemmungen, Erderschütterungen und Feuersbrünste: Unglücksfälle, die gerade in der ersten Zeit seines selbständigen Auftretens rasch aufeinander folgten, da hielt auch der Kaiser die Hand offen.

Bei jeder Gelegenheit zeigte der Kaiser, daß er sich eifrig vorbereite, ein echter Vater seines Landes zu werden. Am 17. Februar 1768 gegen 3 Uhr morgens ward Wien durch ein furchtbares Erdbeben aus dem Schlaf aufgeschüttelt. Binnen 30 Sekunden erfolgten mehr als hundert heftig nach oben wirkende Stöße mit grausigem unterirdischen Getöse, wobei die Donau aus den Ufern trat, die Brücken abriß, sich in die Keller ergoß und eine Menge aufgestapelter Weinvorräte ungenießbar machte. Am 18. Februar schien die Leopoldstadt dem gänzlichen Untergange nahe. Um die Nachmittagszeit brach, um das Maß voll zu machen, auch noch das Eis und setzte fast die ganze Vorstadt unter Wasser. Die hochbrausenden Wogen vereitelten jeden Versuch, von der Stadt aus Hilfe zu bringen. In dieser außerordentlichen Gefahr bestieg Josef II. einen Kahn und befahl den zögernden Schiffern, ihn nach den meist bedrohten Stellen überzusetzen. — Durch dieses Beispiel ermuntert, ermannten sich auch andre; doch blieb dem edlen Fürsten das erhebende Bewußtsein, der erste gewesen zu sein, der zur Rettung der Unglücklichen an Ort und Stelle eintraf. — Erst am zehnten Tage kehrte die Donau wieder in ihre Ufer zurück, eine schauerliche Stätte der Verwüstung zurücklassend. Sechs volle Jahre vergingen, ehe sich wieder alles in seinen vorigen Zustand hatte versetzen lassen.

Auf das schmerzlichste empfand der menschenfreundliche Herrscher das

große Unglück, welches einen Teil von Wien betraf, als der Pulverturm an der Nußdorfer Linie am 26. Juni 1779 morgens 9 Uhr in die Luft flog. Bis auf den Augustinerplatz wurden die Stückkugeln zerstreut; überall konnte man auf den Bäumen oder auf den Feldern zerfetzte Körperteile haften sehen. Das Personal, zeitweilig zwölf Mann, welche in der Nähe der Magazine beschäftigt gewesen waren, wenige ausgenommen, ging gänzlich zu Grunde, ebenso andre in der Nähe des Unglücks weilende Leute, dann heranfahrende Wagen mit ihrem Gespann. Außerdem wurden zahlreiche andre Personen verwundet; denn nicht weniger wie 400 Zentner Pulver, 1000 Stück Patronen hatten sich entzündet und Lafetten und Geschützstücke samt einer Anzahl Bomben und Kartätschen fielen nun gleich einem Platzregen nieder.

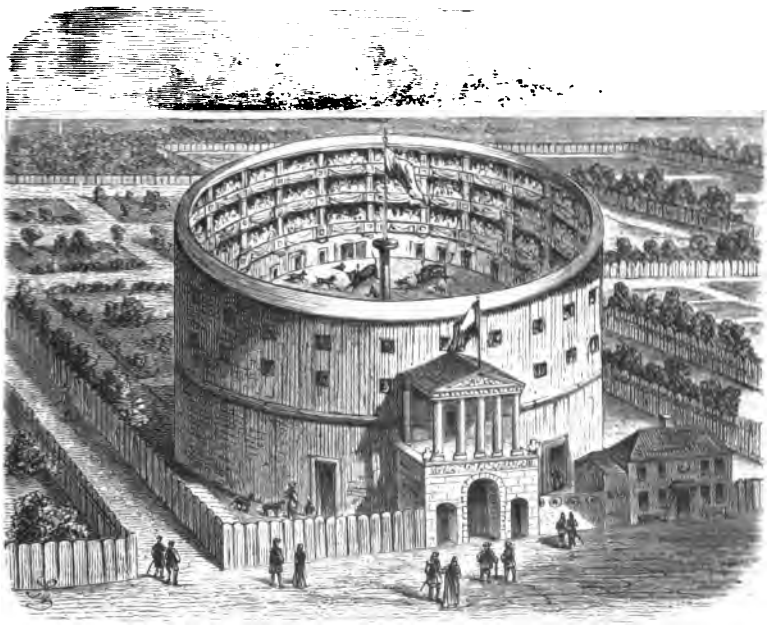
Wiewohl der Kaiser mehrere Stunden vom Schauplatze des Unfalls entfernt war, schwang er sich doch alsbald auf ein Pferd und traf schon vor 10 Uhr auf der Linie ein. Als ein Haufen nach den Ihrigen suchender Männer, Weiber und Kinder verzweifelt und händeringend durcheinander lief und immer größeres Klagegeschrei erhob, antwortete der gütige Monarch: „Ihr seht ja, ich thue, was ich kann und thue es gern; denn ich bin Josef, euer Vater.“ — Sofort wurde den Verwundeten und Notleidenden Hilfe gebracht, Ärzte und Geistlichkeit eilten herbei; endlich traf man Anstalten, die am schwersten mitgenommenen Häuser einzureißen, um sie auf kaiserliche Kosten wieder aufzubauen.

Die Hofleute machten großes Aufheben davon, daß ihr Gebieter sich bei dieser und andern Gelegenheiten über alle Maßen, gleich einem gewöhnlichen Handarbeiter, angestrengt, ja sein Leben mancherlei Gefahren ausgesetzt habe. Diesen übermäßig besorgten Leuten erwiderte Josef auf ihre Mahnung, ein Fürst, zumal ein Kaiser, habe mehr und Besseres im Auge zu behalten, als es den gemeinen Leuten gleich zu thun: „Ich war eher ein Mensch als Kaiser, und jenes ist meine beste Eigenschaft.“

Von dem Grundsatze ausgehend, fühlte er auch echt menschlich und gab diesen Empfindungen bei jeglichem Anlaß Raum. Er meinte, daß alle seine Unterthanen nicht bloß zur Arbeit, sondern auch zum Genusse des Daseins berufen seien, und dehnte daher auch seine Fürsorge auf die bürgerlichen und ländlichen Vergnügungen aus. Er gestattete Bürgern und Landvolk auch am Sonntag Abend ein Tänzchen in Ehren und sagte zu einem Geistlichen, der dagegen eiferte, „er und der ehrwürdige Pater verspürten freilich wenig Lust, sich im Kreise herum zu drehen; aber das sei doch kein Grund, fröhlichen Leuten ihr Vergnügen zu verderben.“ — Ferner ließ er das Glacis zwischen Wien und seinen Vorstädten ebenen, mit Alleen bepflanzen und zu Spaziergängen einrichten. Ebenso eröffnete er, worauf wir an einer andern Stelle zurückkommen werden, den Augarten und Prater, die bisher nur dem Adel zugänglich waren, allem Volke.

Josef trachtete schon als Jüngling danach, im Umgang mit älteren und welterfahrenen Personen seine Anschauungen zu erweitern. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um gelehrte und verdienstvolle Männer kennen

zu lernen und auszuzeichnen. Diese fanden in der Regel gleichfalls Geschmack an seiner Weise, gewichtige und weniger ernste Dinge zu erörtern. Man hörte ihn gern reden, denn aus seinen lebhaften Gesprächen sprudelte eine Fülle des Wissens und eine Menge trefflicher Gedanken. Schon das Spiel seiner Gebärden verriet die ununterbrochene Thätigkeit seines Verstandes und seiner Gefühle, von welch letzteren er wohl mehr beherrscht wurde als von ersterem. Er liebte den geselligen Verkehrston, zeigte sich heiterer Unterhaltung wohl geneigt und war gleich der Mehrzahl Menschen, die Geist besitzen, gesprächig. Eine glückliche Temperamentsanlage befähigte ihn, während des ersten Abschnitts seines Lebens jeder Sache die bessere Seite abzugewinnen.



Das Hetz-Amphitheater in Wien.

An dem wilden Zeitvertreib der damaligen Zeit fand Josef allerdings kein Vergnügen. Wiewohl Freund der Jagd, welche unter seinem vorletzten Vorgänger ein außerordentliches Personal und einen großen Kostenaufwand erfordert hatte, schaffte er doch die kostspielige Equipage der kaiserlichen Parforcejagd ab. Ebenso war ihm die aus Spanien hergebrachte sogenannte „Wiener Hetze", bei welcher wilde Tiere gegeneinander losgelassen wurden, ein Greuel.

Trotz dieser Abneigung und seinem Abscheu vor Roheit geriet er nicht selten infolge seines Eifers und der Leidenschaftlichkeit seines Wesens bei Jagden und auf Reisen in Lebensgefahr. Zweimal lief er während der Jagd Gefahr, von Hirschen gespießt zu werden; mehrere Male war er dem

Ertrinken nahe; etlichemal stürzte er vom Pferde, ohne daß er dadurch vorsichtiger geworden wäre. Gegen Strapazen und unliebsame Vorgänge schien er ganz unempfindlich zu sein; Unbequemlichkeiten jeder Art ertrug er mit größter Seelenruhe.

Auf einer seiner Reisen durch Süddeutschland begab es sich, daß Josef über alle Maßen lange auf frische Pferde warten mußte, während der Postmeister, den ihm unbekannten fremden Reisenden wenig beachtend, sich unbekümmert angelegen sein ließ, seinen Stammgästen ein Porträt des „römisch-deutschen Kaisers", dessen Name in aller Welt Munde war, vorzuzeigen. Zuletzt entrollte der Verehrer der kaiserlichen Majestät das Bild auch vor dem Original selbst mit den Worten: „Da sehen auch Sie das getreue Konterfei unsres allergütigsten und allerweisesten Herrn...." „Und allergnädigsten Kaisers", ergänzte einer der Herren vom Gefolge Josefs, sich vor dem Gebieter verbeugend. „Und doch nur ein Mensch wie ihr alle", vollendete der hohe Reisende; „nur nicht so weise, wohl aber etwas pressierter, als der Herr Postmeister denkt", fügte er nach einer kleinen Pause launig zu, und zum Grafen Colloredo sich wendend, fuhr er in ernstem Tone fort: „Allergnädigst und allerweise ist nur Einer, und der möge uns allen barmherzig sein."

Wenn man dieser Schlichtheit und Demut des Kaisers dessen Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, seine emsige Fürsorge für fremdes Wohlergehen sowie für die Bedürfnisse und Bequemlichkeit seiner Umgebung und Diener entgegenhält, dann erst gewinnt man eine richtige Vorstellung von dem liebenswürdigen Charakter und dem anziehenden Wesen dieses edlen Menschen, welcher in fremdem Glück sein eignes suchte und den nichts mehr bekümmerte als die Leiden, unter welchen er so viele andre erliegen sah. — Recht bezeichnend sind in dieser Beziehung die unvergeßlichen Worte, welche er kurz vor seinem Ableben aussprach, als man ihm vorstellte, daß er keinen schlimmeren Feind zu bekämpfen habe als seine Krankheit. „Aber dieser greift nur mich an!" erwiderte er.

„Wenn Fürsten weinen, bluten die Völker", sagt unser Dichter Jean Paul im Hinblick auf die Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts, welche Throne in den Staub warfen und Nationen zerfleischten. Doch die Thränen der Fürsten schmerzen oft mehr noch als die Wunden der Völker, fügen wir hinzu, und nicht selten brausen die Stürme um die Höhen, wo die Gewaltigen wohnen, mit zerstörender Wut, während sich die Hütten im niedern Thale glücklicher Ruhe erfreuen.

Kaiser Josefs II. Lebensgang gibt davon ein sprechendes Zeugnis.

„Nur ein Mensch wie ihr alle!“ (zu S. 18).

3. Rundreisen und landesväterliches Walten.

Weil die Beschränkung seines Wirkungskreises dem jungen Monarchen Muße genug übrig ließ, gedachte er diese ausgiebig zu benutzen, um den Zustand seiner so verschieden gearteten Staaten selbst kennen zu lernen und seine Völker um so sicherer beglücken zu können. Und damit kein wunder Fleck seinen Augen verborgen gehalten werde, reiste er unter dem Namen eines „Grafen von Falkenstein“ in Begleitung nur weniger Stabsoffiziere und Kabinettssekretäre. Der Name „Graf von Falkenstein“ war der am linken Ufer des Rheins liegenden, 1731 an Österreich gelangten Grafschaft gleichen Namens entlehnt.

Bis dat qui cito dat war sein Gedankengang, wenn er, um rasch helfen zu können, bei solchen Gelegenheiten stets bedeutende Summen Geldes

bei sich führte. Er schlief entweder im Wagen oder auf der ersten besten Station wie in der Hofburg zu Wien, auf einer über Strohmatten ausgebreiteten Hirschhaut. „Seine Kleidung", schrieb einer seiner Begleiter, „ist die eines Soldaten, seine Garderobe die eines Unterleutnants, seine Erholung Arbeit, sein Leben beständige Bewegung."

Damals befand sich ein Teil des ungarischen Königreichs, vornehmlich das schlecht verwaltete Temeswarer Banat, in der traurigsten Beschaffenheit. Die unglücklichen Bewohner dieses vernachlässigten Landes waren durch die Härte der Regierungsbeamten so weit gebracht worden, daß Maria Theresia sie als „Rebellen, Unruhestifter und Verräter" mit Strafen aller Art hatte heimsuchen lassen. Dorthin richtete Josef seine Reise, und er fand, daß in erster Reihe die unmenschliche Grausamkeit der Vögte die eigentumslosen Walachen in Räuber, Müßiggänger, Bettler und gefährliche Menschen umgewandelt hatte. Während die oberen Beamten rasch zu Vermögen gelangten, schmachtete das Landvolk in Schmutz und Elend, und was noch die höheren Staatsdiener übrig ließen, das schafften die niederen beiseite. Jene plünderten im großen, diese im kleinen. — Josef reinigte ohne Ansehen der Personen diesen Augiasstall der Beamtenwillkür. Er entsetzte den Landespräsidenten, berief bessere Beamten, legte denselben eine getreuere Verwaltung der Landeseinkünfte ans Herz, und da das Hauptübel in der Leibeigenschaft lag, so bahnte er die Aufhebung derselben an.

Überall fördernd, helfend, ratend, durchzog der Monarch während mehrerer Reisen das weite Ungarland bis an die türkische Grenze. Heute musterte er Truppen und Festungswerke, morgen wandte er seine Aufmerksamkeit dem Ackerbau und dem erwachenden Gewerbfleiß zu oder den Notständen des Landmannes und des Bürgers. Den Bauern ward unentgeltlich Ackerland überlassen; bestimmte Anordnungen schützten den wieder etwas freier aufatmenden Dorfbewohner vor Bedrückung und Unbill. Wo es ihm nötig schien, hielt sich der Kaiser längere Zeit auf, um Land und Leute genauer kennen zu lernen; dann reiste er wieder, wo es für ihn nichts zu beobachten gab, Tag und Nacht, so daß sein kleines Gefolge fast den Strapazen erlag. Er selbst trug alle Mühseligkeiten mit Seelenruhe, denn ihm schwebte beständig das Ziel vor Augen, die noch wenig kultivirten Landesteile und ihre Bewohner physisch und geistig zu heben. Er kehrte in Gasthöfen, oft aber auch in elenden Dorfherbergen ein, und begnügte sich dann mit dem bescheidensten Mahle, das man meist im Freien oder im Wagen zu sich nahm. Zum großen Leidwesen der Kavaliere des Gefolges war der Wein ein wenig beachteter Artikel, da ihr kaiserlicher Herr fast nur Wasser trank. Sie mußten sich wohl oder übel häufig genug mit dem sauren Landwein der Wirtshäuser begnügen.

Unter den Segenswünschen von Tausenden kehrte der Kaiser nach der Residenz zurück. Das Volk erzählte sich im stillen, wie der treffliche Monarch sich sorgte und abmühte; die ungetreuen Verwalter dagegen zitterten vor der Wachsamkeit des Gebieters. Da die Furcht fast immer Haß gebiert, so

erwarb sich Josef, während er in einem entlegenen, unbekannten Teile der Monarchie Tausende von Herzen gewann, die seiner unter Dankesthränen dachten, dagegen unter der hohen Beamtenwelt, deren Einfluß sich über den ganzen Staat erstreckte, unzählige Feinde und geheime Widersacher.

Bei seinen Ausflügen in den eignen Staaten schwebte dem Kaiser der große Preußenkönig als Vorbild vor. Gleich diesem bestritt er alle diese Rundreisen niemals aus Staatsmitteln, sondern aus eignen Ersparnissen. Sein Äußeres verriet keineswegs den Monarchen, wenn auch Auftreten und Wesen den hochstehenden Mann verkündete. Aber aus seinem Auge leuchtete der Adel und die Größe seiner Seele; sein milder Blick ermutigte, Benehmen und Redeweise des Kaisers waren ernst und würdig, doch sein ganzes Wesen gewinnend. Lichtbraunes Haupthaar umsäumte die gewölbte Stirn, die etwas gebogene Nase trat kräftig hervor, und die frische Gesichtsfarbe ward gehoben durch blaue Augen, welche hell und warm erstrahlten. Josef war von mittlerer Statur, wohlgebaut, stark und kräftig, in seinen Bewegungen rasch; er sprach mit klangvoller Stimme, jedoch etwas laut und hastig. Er trug auf seinen Reisen in der Regel einen braunen oder blauen Frack, darüber in kalter Jahreszeit einen Überrock, ferner einen gewöhnlichen Hut und Stiefel mit Sporen. Alles an ihm war jedoch fein und reinlich, womit es sein Vorbild Friedrich II. bekanntlich nicht so ängstlich nahm. Zu Hause erschien er meist in Uniform, anfänglich in der schönen blauen Tracht seines Husarenregiments, dann in deutscher Uniform, weiß und rot, die des Dragonerregiments, welches seinen Namen führte.

Im Jahre 1769 besuchte er das Land, „wo Goldorangen und Zitronen blühen", das Land, wo einst der letzte Hohenstaufe die Krone der Welt suchte und den blutigen Tod fand. Wie hatten sich die Zeiten verändert! Die schönsten Teile Italiens befanden sich im unbestrittenen Besitze des Kaiserhauses; in den Hauptstädten der kleinen Staaten wurde der junge, geistreiche Monarch, wenn er sich zu erkennen gab, festlich empfangen. Von Herzen freute er sich des sichtbaren größeren Wohlstandes. — Er verschmähte auch diesmal äußeres Gepränge und zog es vor, seinen Stand vor den Augen der Welt zu verbergen, um desto ungestörter beobachten zu können.

Die katholische Christenheit war im Jahre 1769 ihres Oberhauptes, des Papstes Clemens XIII., durch den Tod beraubt worden. Sobald das Kollegium der Kardinäle in Erfahrung gebracht, daß Kaiser Josef sich auf dem Wege nach Rom befinde, sandte es auf der Stelle den Generalpostmeister mit einer großen Anzahl von Pferden dem Reisenden entgegen. Während man in Rom den Kaiser noch fern glaubte, fuhr dieser bereits am 15. März in einer einfachen Kalesche durch die Straßen der ewigen Stadt. Alsbald nach seiner Ankunft strömte das Volk zusammen und geleitete den Wagen mit lautem „Eviva!" Josef suchte nach seiner Gewohnheit alles Aufsehen zu vermeiden, nahm unerkannt die Peterskirche und den Vatikan mit seinen Kunstschätzen in Augenschein und mischte sich auch hier oft unbemerkt unter die Volksmenge.

Bei Gelegenheit seiner Anwesenheit im Konklave, das behufs der Papstwahl damals in der Hauptstadt der Christenheit zusammengetreten war, machte Josef die interessante Bekanntschaft des Kardinals Ganganelli, der in der schmucklosen Ordenstracht der Franziskaner inmitten so vieler in prächtige Gewänder gekleideten Kirchenfürsten die Aufmerksamkeit Josefs II. erregt hatte. Befragt, wer er sei, antwortete der Franziskanermönch: „Ein armer Priester, der das Kleid des heiligen Franciscus trägt." Josef trug Verlangen, diesen durch edlen Charakter, Gelehrsamkeit und erleuchteten Sinn gleich hervorragenden Zeitgenossen näher kennen zu lernen, und er machte ihm daher in Begleitung seines Bruders, des Großherzogs Leopold von Toscana, einen Besuch.

Kardinal Ganganelli (Clemens XIV.).

In der Voraussicht, daß Ganganelli zum Papst gewählt werde, redete der Kaiser ihn „Heiliger Vater" an. Mit Feinheit erwiderte dieser jedoch: „Um einen Papst zu wählen, sind zwei Stimmen zu wenig; um des Alters zu spotten schon ihrer zu viel. Doch erteile ich, kraft meines Amtes, zwei hoffnungsvollen Fürsten den Segen. Möchten Sie Ihre Sendung so vollenden, daß Sie einst in der ernsten Stunde heiter von hinnen scheiden."

Von Rom aus begab sich der Kaiser nach Neapel, wo er den Vesuv erstieg, und verweilte hierauf längere Zeit in den Staaten seines Bruders, des Großherzogs von Toscana. In der Lagunenstadt Venedig wohnte er

der sogenannten Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meere bei, einer Feierlichkeit, welche Josef mit Recht eine Posse nannte, während er von der würdigen Haltung des Senates der Republik mit großer Achtung sprach. In Turin weilte er nicht länger als sechs Tage. Er wandte sich von hier nach den Borromäischen Inseln und begab sich sodann nach Mailand, wo seiner Bittschriften in Menge harrten, welche von ihm Abschaffung von Mißbräuchen aller Art verlangten.

Der Kaiser wollte sich vom Stande der Dinge überzeugen und gestattete jedermann Zutritt zu seiner Person. Aufs angestrengteste arbeitete er mit seinen Ministern und Räten, um den vorgetragenen Wünschen sogleich oder von Wien aus Erhörung zu teil werden lassen zu können. Dahin kehrte er noch vor Ablauf des Frühjahrs 1769 zurück. — Ins Jahr 1774 fällt die zweite Reise Josefs nach Italien, worauf wir an andrer Stelle zurückkommen.

Eben, im Jahre 1772, befand sich der rastlose Mann unterwegs auf einer zweiten Rundreise durch Ungarn, als überaus traurige Nachrichten aus Böhmen und Mähren anlangten. Eine schreckliche Hungersnot wütete in diesen Ländern infolge von Mißernten in den Jahren 1770 und 1771. Josef ließ daher sogleich die öffentlichen Magazine öffnen und das Getreide weit unter den Marktpreisen verkaufen. Er nötigte durch scharfe Verordnungen die großen Grundbesitzer, welche die große Drangsal benutzten, um wucherische Geschäfte zu machen, ihren Überfluß herauszugeben und sich mit mäßigen Preisen oder mit Wiedererstattung ihrer Lieferungen nach der Ernte zu begnügen. Ansehnliche Vorräte wurden aus Ungarn eingeführt, große Ladungen Reis aus Italien herbeigeschafft, und so gelang es dem Monarchen, die furchtbare Notlage zu mildern. Um sich von der Ausführung aller angeordneten Maßregeln zu überzeugen, begab er sich selbst nach Böhmen.

Die Szenen, welche sich hier seinen bekümmerten Blicken darboten, waren entsetzlich genug. Abgemagerte Jammergestalten schlichen die Straßen dahin, ein Volk von Bettlern statt wohlhabender Landleute trat ihm in den verödeten Dörfern entgegen; verfallene Häuser beherbergten die Unglücklichen, von welchen ein großer Teil nicht besser als die Tiere des Waldes lebte.

Josef erschien den Bedrängten gleich einem Abgesandten des Himmels. Auf dieser Reise hatte er in einer kleinen Stadt vor dem Amthause eine Menge mit Getreide beladener Wagen stehen sehen. Die Bauern, die schon lange gewartet und noch einen weiten Rückweg zurückzulegen hatten, baten umsonst den Amtmann um Abfertigung; die hungrigen Einwohner unterstützten ihr Gesuch. Alles umsonst! Der Herr Amtmann befand sich in Gesellschaft und wollte sich nicht stören lassen. Da verfügte sich der Kaiser, in einen einfachen Oberrock gekleidet, in die Wohnung des pflichtvergessenen Beamten, gab sich als Offizier in kaiserlichen Diensten aus, konnte aber auch in dieser Eigenschaft den Amtmann nicht bewegen, sogleich zur Verteilung des Getreides zu schreiten. Da derselbe seiner Weigerung gar noch unziemliche Reden hinzufügte, vermochte sich Josef nicht länger zu halten; er sprach mit dem pflichtvergessenen Beamten als Kaiser und entsetzte ihn sofort seines Dienstes.

Die Schrecken des Notstandes waren, wie sich herausstellte, besonders durch habgierige Wucherer, vornehmen und niedern Standes, vermehrt worden. Die Getreidevorräte, welche die strenge Untersuchung der kaiserlichen Beamten nun zu Tage förderte, hätten noch auf zwei Jahre, ja noch länger ausgereicht. Diese Wahrnehmung bestimmte Josef, seine Rundreisen weiter auszudehnen.

Nicht auf dieser Rundreise, sondern während eines frühern Ausflugs durch Böhmen und Mähren im August 1769 bemerkte Josef unterwegs einen Bauern, Anton Trnka mit Namen, aus dem Dorfe Slawikowitz, welcher soeben sein an der Kaiserstraße gelegenes Feld zur Herbstsaat bestellte. Der Gedanke, wie wichtig der Feldbau für den gesamten Staat sei, überkam den Kaiser bei dieser Gelegenheit mit solcher Eindringlichkeit, daß er sogleich anhalten ließ. Aus dem Wagen steigend, trat Josef, hinter ihm die Herren seines Gefolges, zu dem Dorfinsassen heran.

„Laß Er, guter Mann, mich doch 'mal an seinen Pflug", sagte der Kaiser freundlich. — „Was wollt Ihr damit anfangen?" fragte der Bauer. — „Ich will ackern." — „Ach, das versteht Ihr ja gar nicht", meinte der Bauer, welcher dachte, man wollte ihn zum besten haben. — „Ich will es aber wohl versuchen, vielleicht verstehe ich es doch oder ich lerne es noch", meinte der Kaiser. — „Ach", erwiderte der Bauer verdrossen, „das Ackern gehört sich nur für die Bauersleute, nicht für einen so feinen Herrn wie Ihr seid, für Euch wär's ja doch nur an' Schand." — „Keine Arbeit macht Schande, Mann", erwiderte Josef, „am allerwenigsten die des Landmannes, der für Millionen das tägliche Brot gewinnt; merk' Er sich das und laß Er mich das Pflügen versuchen!"

Das entschiedene und vornehme Wesen des Mannes, der also zu ihm sprach, sowie dessen stattliches Gefolge bewogen den Widerstrebenden schließlich nachzugeben. Er überließ dem Kaiser Peitsche und Pflug und dieser ackerte eine Furche auf und nieder. Hierauf reichte er dem Landmann die Peitsche wieder und sagte leise lächelnd zu den Herren seines Gefolges: „Sehen Sie, meine Herren, ein Herrscher muß versuchen, alles zu können." —

Es läßt sich wohl denken, welche Empfindung der Bauer gehabt haben mag, als er hörte, daß der vornehme Herr, welcher soeben hinter seinem Pflug hergegangen war, der Kaiser des Heiligen Römisch-deutschen Reichs gewesen sei.

Übrigens fand Josef seit jenem Tage Nachahmer in den höheren Kreisen. Einige Zeit nach der Pflügung bei Slawikowitz ließ Josef einen Vornehmen, von dem man erzählte, sein Pflügen sei nur Schönthuerei, zu sich bescheiden und sprach zu demselben mit angenommener Strenge: „Ich höre, daß Sie, Herr, auf Ihren Gütern der ganzen Welt zum Ärgernis den Pflug selbst führen." — „Es ist so", erwiderte der Angeredete. — „Indes nach dem von Ew. Majestät erst vor kurzem gegebenen Beispiel finde ich — —"

„Ah, bah, keine Entschuldigung", fiel der Kaiser ihm ins Wort, „keine Entschuldigung, ein solches Geschäft ist kein Zeitvertreib für die Herren vom Adel, sondern eine Verspottung desselben." — „Keineswegs, Majestät", erwiderte der Kavalier, „ich hoffe, bei Ihrer Billigkeit geneigtes Ohr zu finden. Mein Vater war Gutsbesitzer in Mähren, wie ich. Als Knabe schlug ich einmal

einem Bauer ins Gesicht. Mein Vater erfuhr es und ich bekam kein Brot beim Essen. Als ich mich darüber beklagte, antwortete mir der Vater: „Bei der Gelegenheit lerne diejenigen schätzen, denen du das kostbarste Produkt verdankst.“ Seitdem gewann ich Geschmack an der Landwirtschaft und begreife nur nicht, daß man mir dies als eine Schuld anrechnen kann, wie mein Ankläger dies gethan haben mag.“ — „Leute“, erwiderte der Kaiser gnädig, „die ihr Geschäft so betreiben, wie Sie, schätze ich hoch; ich ersuche Sie, fernerhin nach Gefallen Ihrem Berufe nachzugehen und mir alljährlich die Ergebnisse Ihres so wackern Wirkens mitzuteilen. Ich werde Verleumder hinfüro zu bestrafen wissen. Man glaubte allerdings Ihnen zu schaden, ich versichere Sie jedoch, daß Sie meine volle Gnade erlangt haben.“

Josef führt den Pflug.

Auf der Stelle, wo der Monarch auf diese Art das älteste und „vornehmste Gewerbe der Welt“ ehrte, ließ der Gutsherr, Fürst Wenzel von Liechtenstein, ein marmornes Denkmal setzen, und auch der Pflug wird noch jetzt als ein Heiligtum in dem Land-(Stände-)hause zu Brünn aufbewahrt.

Die eigentliche Veranlassung zu dieser Reise hatte das Verlangen geboten, „den Weisen von Sanssouci“ kennen zu lernen. Der Kaiser eilte daher ohne ferneren Aufenthalt nach Neiße, wo er der Verabredung gemäß mit Friedrich II. zusammentreffen wollte. — Josef hatte schon im Jahre 1766, als er durch Böhmen nach Sachsen gereist war, den Wunsch gehegt, dem Monarchen, welchen er als ein in so vieler Hinsicht nachahmenswertes Vorbild betrachtete, einen Besuch abstatten zu dürfen. Damals aber hatten

weder seine Mutter noch Fürst Kaunitz eine solche Zusammenkunft für ratsam befunden; Josef hatte Friedrich II. unter der Hand sein Bedauern wegen Vereitelung seiner Absichten ausdrücken und die Versicherung hinzufügen lassen, er würde schon Mittel finden, „die Unhöflichkeit wieder gut zu machen, zu der ihn seine Pädagogen zwängen." Jetzt waren die Zeitverhältnisse der Art, daß selbst Maria Theresia Josefs Reise nach Schlesien nicht ungern sah.

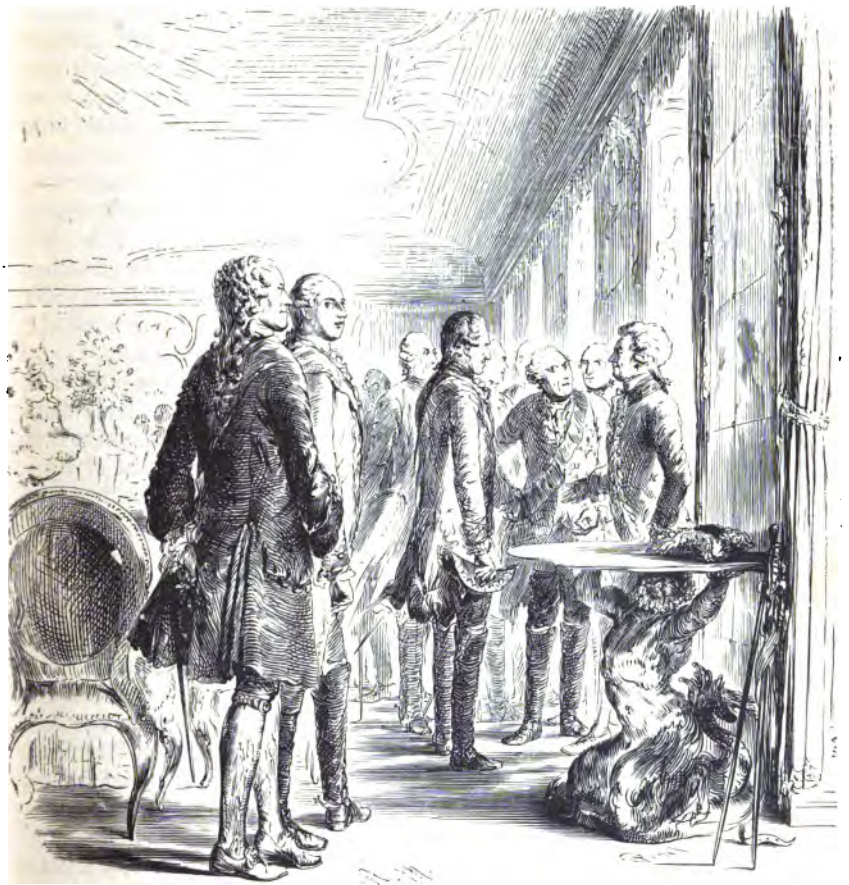
Am 25. August traf der Kaiser in Neiße ein und begab sich alsbald nach dem bischöflichen Palaste, wo Friedrich sein Absteigequartier genommen hatte. Schnell eilte Josef die Treppe hinauf, so daß der König kaum Zeit gewann, ihm einige Stufen entgegenzueilen. Nach einer herzlichen Umarmung geleitete Friedrich seinen jungen Freund an der Hand in den Saal, wo Josef dem königlichen Nachbar wiederholt versicherte, daß nun sein liebster Wunsch erfüllt sei, da er die Ehre gehabt, den größten Fürsten und Feldherrn zu umarmen. Friedrich entgegnete, daß auch er diesen Tag für den schönsten seines Lebens ansehe; liege doch ein inniges Einvernehmen sowohl in Preußens als in Österreichs Interesse. Der Kaiser versicherte ferner im Laufe des Gespräches, „für Österreich gäbe es nun kein Schlesien mehr."

Bei solchem freundlichen Entgegenkommen lag es gewiß nahe, daß die beiden Monarchen es sich angelegen sein ließen, auch über die politischen Angelegenheiten zu einem Einverständnis zu gelangen. Sie gelobten sich, bei dem zu erwartenden Kriege zwischen England und Frankreich neutral zu bleiben und daraufhin zu arbeiten, daß die Russen die von ihnen größtenteils eroberte Moldau und Walachei nicht bleibend in Besitz behielten. Friedrich ehrte seinen Gast außerdem durch Veranstaltung eines großen Manövers seiner sämtlichen, um Neiße versammelten Truppen.

Bei den Unterhaltungen mit Friedrich sowie auch bei ähnlichen Veranlassungen kamen dem Kaiser sein gutes Gedächtnis und seine Sprachkenntnis gar sehr zu statten, denn er verstand außer Latein und Französisch die verschiedenen in seinen Ländern üblichen Sprachen. Er konnte daher überall ohne Vermittelung eines Dolmetschers mit den Leuten reden und ihre Beschwerden anhören; er vergaß dann niemals, wo es thunlich schien, alsobald Abhilfe zu schaffen. Übrigens sprach er am liebsten Deutsch. Es war seine Muttersprache, und er nahm sie auch gegenüber dem preußischen König in Schutz, als ihm Friedrich II. seinen Gegenbesuch im Lager zu Mährisch-Neustadt abstattete.

Es war im September 1770. Der Kaiser empfing seinen Gast auf einem offenen Platze und umarmte denselben aufs herzlichste. Es war ein hochinteressantes Schauspiel. Dort der hagere fast schon greise fürstliche Kriegsheld, umgeben von Gefährten seiner Ruhmesthaten, König Friedrich, unansehnlich von Gestalt mit gefurchten Zügen, scharf umherblickenden Augen, sorglos gekleidet, die Weste befleckt und noch von Tabak bestreut — hier der jugendlich anmutige schlanke Kaisersohn, mit dem schwärmerischem Blicke, lebendig im Wesen und in Reden, in seiner Nähe der ausgezeichnetste Heerführer Österreichs, General von Laudon, nebst einem andern pedantisch sich

vorneigenden Begleiter von hoher Gestalt, dem Oberhofkanzler Fürst Kaunitz, mit peinlicher Sorgfalt gekleidet, die weißgraue gepuderte Perücke auf dem ausdrucksvollen Haupte. Außer Kaunitz nahm auch der treffliche General Laudon am Empfange und an der spätern Unterhaltung teil.



Fürst Kaunitz und Kaiser Josef. Friedrich II. im Gespräche mit Laudon und dem Fürsten von Ligne.

„Wissen Sie", sagte Friedrich unter anderm, „daß ich in Ihrem Dienst gestanden habe? Meine ersten Waffen habe ich für das Haus Österreich geführt. Mein Gott, wie die Zeit vergeht! Ich habe die letzten Strahlen von dem Genie des Prinzen Eugen leuchten sehen!" — „Vielleicht", antwortete der anwesende Fürst von Ligne, „entzündete sich das Genie Ew. Majestät an diesen Strahlen." — „Wer dürfte sich dem Prinzen Eugen zur Seite setzen?"

rief der König; aber der Fürst versetzte rasch: „Der zum Beispiel, der dreizehn Schlachten geliefert hat.“ Mit ebensoviel Feinheit, wie der König in dieser Unterhaltung bewiesen, sprach er sich gegen Kaunitz und Laudon aus. Zu letzterm sagte er: er sähe ihn lieber an seiner Seite als ihm gegenüber.

Laudon befehligte die im Lustlager zu Neustadt zusammengezogenen Truppen und führte mit denselben bei einem der veranstalteten Manöver solche meisterhafte Bewegungen aus, daß Friedrich denselben mit größter Aufmerksamkeit folgte und Laudon nur „Herrn Feldmarschall“ nannte, obgleich derselbe diesen Rang noch nicht bekleidete. Nachher machte er ihm zwei prächtige Pferde mit reich gesticktem Reitzeuge zum Geschenk und sagte eines Tages in Gesellschaft seiner Generale: „Oh! meine Herren, wir alle haben tüchtige Fehler gemacht; nur mein Bruder Heinrich und Laudon nicht!“ —

Mit dem Kaiser stand Friedrich während dieser Zeit in lebhaft-traulichem Verkehr. Beide Männer, voll Pläne für die Zukunft und dabei sich gegenseitig schätzend, ergossen sich bald in heiterer Laune, bald verhandelten sie wichtige Fragen der hohen Politik, namentlich den Frieden Rußlands mit der Türkei und die angeregte erste Teilung der Adelsrepublik Polen, welche der innere Unfriede an den Abgrund des Verderbens geführt hatte.

„Ich bin in Mähren gewesen“, schreibt Friedrich der Große aus jener Zeit an Voltaire, „und habe den Kaiser gesehen, der sich in Bereitschaft setzt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem strenggläubigen Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen; er ist in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; er wird mit Weihrauch genährt und ist bescheiden; er glüht vor Ehrgeiz und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerst gewissenhaft erfüllt.“

Was bei den eben geschilderten Zusammenkünften der beiden Monarchen in bezug auf Politik zu Tage gefördert oder vielmehr insgeheim abgemacht ward, haben wir hier noch etwas weiter auszuführen.

Kaunitz hatte damals seinen jungen Gebieter begleitet, weil sich am politischen Horizont bedrohliches Gewölk angesammelt hatte. Der Oberhofkanzler hielt die Gelegenheit für günstig, den König von der Richtigkeit des von ihm festgehaltenen „politischen Systems“ zu überzeugen. Die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts, die richtige Verteilung und Handhabung der Machtfülle zwischen den Großstaaten unsres Weltteiles — das bleibe das Ziel seiner eifrigen Bestrebungen. Wenn Preußen und Rußland Hand in Hand gingen, dann sei die naturgemäße Folge davon, daß Österreich und Frankreich zusammenständen. Eine Störung dieses Gleichgewichts, versicherte der kaiserliche Minister, sei überaus gefährlich und daher fern zu halten; übrigens wäre solches von Wien aus zu ungunsten Preußens durchaus nicht zu besorgen, da der Verlust von Schlesien für Österreich zur vernarbten Wunde geworden sei. Unmöglich könne jedoch der Kaiserhof in Wien dulden, daß Rußland die Oberherrschaft über Polen zu gewinnen suche oder daß es große Länderstriche an der Donau sich aneigne und die Nachbarn leer ausgingen — dies heiße, den Krieg zwischen Österreich und Rußland wollen.

Die Auseinandersetzungen des gewiegten Staatsmannes würden wohl noch größeren Eindruck auf Friedrich II. gemacht haben, wenn nicht der etwas selbstbewußte, ja fast anmaßliche Ton, den Kaunitz anschlug, die Bewunderung des Königs vor dem Geiste des leitenden Ministers doch etwas abgekühlt hätte.

Auch Preußen mußte wünschen, daß der Türkenkrieg aufhöre, damit Rußland, dessen Generale mit entschiedenem Glücke gegen die Türken fochten, nicht gar zu mächtig werde. Man stand vor der Wahl: entweder Rußland den Krieg zu erklären, was mit großen Opfern verbunden war, oder ein Mittel ausfindig zu machen, welches die Ländergier der Kaiserin Katharina befriedigte und zugleich für Österreich und Preußen Gewinn versprach.

Der Hauptgegenstand der Verhandlungen im Lager zu Mährisch-Neustadt hatte schon im Frühjahr Veranlassung zu Besprechungen gegeben, als sich Prinz Heinrich, Friedrichs II. Bruder, in Petersburg befand. Zu jener Zeit schon erwog man hin und her den sehr bedenklichen — damals sagte man „glücklichen" — Einfall, die polnischen Wirren dadurch zum Abschluß zu bringen, daß man Stücke von Polen an sich reiße. Ließe sich Polen teilen, so erlangte Rußland die begehrte ansehnliche Vergrößerung; auch Preußen und Österreich erhielten einen Zuwachs an Gebiet und Macht — ohne sich selbst herumzuschlagen, konnten alle drei befriedigt werden.

Der grausame Plan, Stücke eines Nachbarlandes unter sich zu verteilen, war nur dadurch möglich geworden, daß die unglückliche Republik zu schwach war, um zu leben, und doch noch zu kräftig, um zu sterben; zudem hielt damals schon Maria Theresia einen Teil dieses Landes besetzt, die sogenannte Zipser Gespanschaft, welche sie für die Krone Ungarn beanspruchte. Friedrichs Bedenken, zu solch einer Gewaltthat die Hand zu bieten, gaben damals zum Vorteile Polens den Ausschlag. Aber die Sache war nur vertagt worden. Jetzt trat die Frage wieder an ihn heran und — — nun fand auch der große König, daß er Ansprüche an Polen geltend machen könne, die durch ein Alter — von achthundert Jahren ehrwürdig genug erschienen! Katharina von Rußland wollte gar nichts von Gründen wissen und hatte sich schon, so gut es ging, mit ihrem Gewissen abgefunden.

Bald nachher, im Jahre 1772, entlud sich das Gewitter über das zerrüttete Polen infolge jenes häßlichen Vertrages, auf Grund dessen Teile von Polen losgelöst und unter die drei mächtigeren Nachbarn Österreich, Rußland und Preußen verteilt wurden.

Alle diese Dinge betrübten Maria Theresia im höchsten Grade. Lange verweigerte sie ihre Zustimmung zu dem bösen Pakte, bis sie endlich, von Josef und Kaunitz bestürmt, an den letztern Folgendes schrieb: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und ich gar nit mehr wußte, wo ich ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß ich bekehnen, daß ich zeitlebens nit so geängstiget mich befunden, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller

Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes stuk von Polen Ehr und Reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin, und nit mehr en vigeur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." Die Kaiserin gab endlich ihr „placet", „weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst tot bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehn wird."

Nachdem man schließlich alle Bedenken überwunden, empfing Preußen den kleineren Teil der Beute, das sogenannte polnische Preußen (mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn), ungefähr 31 800 qkm mit 600 000 Einwohnern; Rußland fiel der Löwenanteil zu, die östlich gelegenen Teile Polens, etwa 106 000 qkm mit ungefähr 3 000 000 Seelen. Österreich nahm an sich ein wertvolles Grenzgebiet: Galizien, Lodomerien und die Grafschaft Zips, 74 200 qkm mit 3 000 000 Bewohnern. Der Besitzstand von 477 000 qkm, der den Polen noch verblieb, sollte denselben für alle Zeiten gewährleistet werden. Aber die teilenden Mächte sorgten schon dafür, daß in dem unglücklichen Nachbarlande keinerlei Veränderungen vor sich gehen durften, wodurch dasselbe hätte wieder zu neuem Gedeihen gelangen können. —

Durch weiteren Erwerb rundete sich einige Jahre später das neue Königreich Galizien im Osten durch einen fruchtbaren Länderstrich ab, die Bukowina, welche von dem in die Enge getriebenen Sultan Österreich überlassen werden mußte.

Nachdem Galizien der Kaiserin gehuldigt, bereiste Josef II. in Begleitung des Generals Pellegrini und zweier hoher Offiziere aufs neue Ungarn und Siebenbürgen und besuchte bei dieser Veranlassung auch Galizien. Die ersteren Provinzen bedurften noch am meisten der landesväterlichen Fürsorge, denn kein Teil der Monarchie befand sich in solcher Verwahrlosung und Barbarei als gerade sie. Unzählige Bittgesuche und Eingaben wurden dem fürstlichen Reisenden unterwegs eingehändigt; sie schilderten in den grellsten Farben die Not des Volkes, der Josef trotz des besten Willens nicht gründlich abzuhelfen vermochte. Erschütternd ist die lakonische Kürze, in welcher ein Landmann sein Elend klagte: „Barmherziger Kaiser! Vier Tage Frondienst, den fünften Tag auf die Fischerei, den sechsten mit der Herrschaft auf die Jagd, der siebente gehört Gott — erwäge, barmherziger Kaiser! ob ich noch Steuern und Abgaben entrichten kann."

Die Jammerszenen verdoppelten sich, als Josef in Siebenbürgen anlangte. In der Gegend von Hermannstadt warfen sich drei Walachen vor dem Kaiser nieder und verlangten unter dem kläglichsten Gebaren Hilfe für ihren neunzigjährigen Vater. Sie würden, sagten sie, von ihrem Grundherrn auf das grausamste gemißbraucht und mißhandelt; als dieser vernommen, daß ihr Vater deswegen eine Bittschrift bei Sr. Majestät einreichen wolle, so habe er ihn zuerst aufs unmenschlichste schlagen, dann an Händen und Füßen binden und in eine unweit der Stadt liegende Zigeunerhütte bringen lassen, wo der unglückliche Greis nun schon seit mehreren Tagen in Unrat verkomme.

Josef half ab, ermahnte, strafte, munterte auf, wo er es vermochte, aber der Schäden, denen nicht beizukommen war, gab es eine Legion.

Aus Siebenbürgen, dessen deutsche Bewohner durch religiöse Unduldsamkeit sehr herabgebracht worden waren, begab sich der hohe Reisende nach der neuen Erwerbung, dem Königreich Galizien. Ein Besuch dieses Landes war damals mit den äußersten Beschwerden, ja selbst Gefahren verknüpft. Nur wenige Wege und schlechte Straßen verbanden die Hauptorte; die Gegenden, welche Josef längs der nördlichen Grenze von Kaminiek bis Krakau berührte, waren fast durchweg ohne Steg und Weg; der Kaiser samt seinem Gefolge konnte sie nur zu Pferde passieren. Dasjenige, was er hier schaute und beobachtete, lehrte ihn, welche große Aufgaben auch hier seiner harrten.

In allen Provinzen, die der edle Monarch besuchte, wurde vom Volke sein Name mit Ehrfurcht und Liebe genannt. Man wußte, er komme nicht aus müßiger Neugierde, sondern um zu trösten und zu helfen, um Notstände kennen zu lernen und abzustellen. Daher strömte die Menge allerorten zusammen, sobald seine Ankunft bekannt wurde. Er aber ließ dann langsam fahren und hörte freundlich das Volk an, das seinen Wagen umstand.

In Lemberg warf sich eines Tages eine polnische Dame zu des Kaisers Füßen und flehte um Hilfe für sich und ihre vielen Kinder, da sie infolge der andauernden Wirren im Lande in die äußerste Bedrängnis geraten sei. Der freundliche Monarch gab sogleich Auftrag zur Errichtung eines adligen Erziehungsstiftes, in welchem auch jene Kinder untergebracht wurden.

Auch in Warasdin versammelten sich eines Tages Stadt- und Landbewohner um ihn. Den gewöhnlichen Menschenschlag überragte ein Dorfrichter um eine ganze Kopfeslänge. Der Kaiser winkte ihn zu sich, besah das Enakskind von oben bis unten und fragte ihn, wieviel Schuh (Fuß) er habe (messe). Der ländliche Konsul, die Frage wörtlich nehmend, versetzte treuherzig: „Zwei Paar, Herr Kaiser, ein Paar Stiefeln und ein Paar Schuhe.“ Lachend befahl Josef, dem ehrlichen Manne drei Dukaten zu reichen, damit er sich dazu auch ein Paar Pantoffeln kaufen könne.

Wie der Monarch hier über das ergötzliche Mißverständnis lachte, so ertrug er anderwärts mit gleicher Heiterkeit unvermeidliche Übelstände. Nach einer anstrengenden Tagereise durch einen unwirtsamen Teil Galiziens kam er eines Abends mit mehreren hohen Offizieren in eine schmutzige Judenherberge, wo sich etwas Genießbares nicht vorfand. Er verabredete sich mit seinen Begleitern, daß jeder im Dorfe Eßwaren auftreiben, und daß daraus ein Mahl zusammengesetzt werden solle. Man schaffte darauf Eier, Butter, Mehl, Brot und Obst herbei, und der Kaiser bereitete selbst einen Eierkuchen, der, obgleich elend geraten, doch samt den übrigen Beutestücken unter fröhlichem Lachen aufgezehrt wurde. „Hunger ist der beste Koch“, meinte Josef.

Die Zeit von 1773—1777 ist in der Geschichte Josefs II. nicht reich an besonders Bemerkenswertem, denn Maria Theresia hatte es, wie schon oben erwähnt, für gut gefunden, den Wirkungskreis ihres Sohnes thunlichst zu beschränken, und that dies später noch mehr.

Doch fand dieser immer noch hinreichend Gelegenheit, seine unermüdliche Thätigkeit der Verbesserung des Heerwesens und andern zweckmäßigen Anordnungen, die ihm den Beifall der Aufgeklärten erwarben, zu widmen.

In Österreich bestanden noch die alten Rechtsbarbareien. Unter steter Gefahr für ihr eignes Leben hatten schon Kanonikus Cornelius Loos (gest. 1590), der gelehrte Jesuit Friedrich Graf Spee (gest. 1635), sowie der Universitätskanzler Jesuit Adam Tanner (gest. 1632) gegen die Anwendung der Tortur wie auch gegen die Hexenprozesse das Wort erhoben.

Die Hauptrolle bei den Kriminalprozessen jener Tage spielte noch immer die Folter, jener Schandfleck in der Geschichte der menschlichen Irrtümer. Damals waren noch im Gebrauche die Daumenstöcke, mittels welcher die Daumen des Beschuldigten zwischen zwei eiserne gekerbte Platten geklemmt und durch Schrauben zu Brei zermalmt wurden. Die fürchterlichen spanischen Stiefel, auf Schienbein und Wade gelegt, verübten dieselbe Grausamkeit am Beine des Inquisiten. Weitere Torturarten bestanden in der Schnürung der beiden Hände bis an die Ellbogen, in der Streckung, mittels welcher die auf dem Rücken zusammengebundenen Hände zwangsweise nach der Decke des Gefängnisgewölbes emporgezogen wurden. Hierzu traten noch Gewichte an den Füßen des Unglücklichen, dessen Arme und Beine durch die entsetzliche Mißhandlung aus den Gelenken gerissen wurden. Nach dieser Peinigung wurden die verrenkten Glieder zwar einigermaßen wieder eingerichtet, aber der Gefolterte blieb gewöhnlich lebenslang ein Krüppel. — Weitere Arten der Tortur mittels Feuers, bestanden aus der Heimsuchung durch brennende Kerzen, welche zu beiden Seiten mit den brennenden Flammenspitzen unter die Arme gehalten wurden; das Zwicken mit glühenden Zangen, das Schneiden von Riemen aus dem Rücken, das Abschneiden der Zunge, das Abhauen der Hand u. s. w. gingen in vielen Fällen der Hinrichtung voraus, welche nicht minder grausam vollzogen wurde.

Josef bestürmte seine Mutter, die Abschaffung der Tortur, jenes von vielen Seiten immer noch für unentbehrlich gehaltenen Erbstücks der mittelalterlichen Justiz, zu verfügen, und mit seinen dringlichen Vorstellungen vereinigten sich auch diejenigen des aufgeklärten kaiserlichen Ratgebers, Josefs von Sonnenfels. Nach fußfälligem Bitten gelang es am 10. Januar 1776 dem wackern Fürsprecher, Maria Theresia zur Unterdrückung dieser Rechtsbarbarei zu bewegen. — Sonnenfels hatte schon 1775 in Zürich und dann bei der niederösterreichischen Regierung ein Gutachten wegen Abschaffung der Folter abgegeben, dabei jedoch die Tortur für einige Fälle noch für zulässig erklärt. Maria Theresia aber, die diesmal so recht landesmütterlich fühlte und handelte, schloß auch diese aus.

Doch würdigte die Mehrheit der Unterthanen keineswegs dieses Losreißen aus den Banden mittelalterlicher Vorurteile als einen preiswürdigen Fortschritt, ja die guten Vorstädter der Landesmetropole verdroß es, daß ihrer Schaulust dadurch ein Abbruch drohe, wenn die öffentlichen Abstrafungen nur auf die Ausstellungen am Pranger, das Brandmarken u. s. w. beschränkt würden.

Die Empfindungen des Volkes waren damals andrer Art als heute, sein Rechtsbewußtsein durchaus noch nicht geweckt. Um so mehr hingen die guten Wiener an den Überlieferungen des Kaiserhauses und daran, wie sich dieses zu ihnen stellte. Recht bezeichnend für das patriarchalische Verhältnis der Kaiserfamilie zu ihren „lieben Weanern" ist der Vorfall, welcher sich im Februar 1768 im Hofburgtheater abspielte. — Kaiser Josef hatte sich entschieden geweigert, ein drittes Mal zu heiraten. Es stand also ein direkter Thronfolger nicht zu erwarten, und die Kaiserin setzte nun mit Recht ihre ganze Hoffnung wegen Erhaltung des Mannesstammes im habsburgisch-lothringischen Hause auf ihren zweiten Sohn Leopold, der seit 1765 als Großherzog in Toscana regierte. Als nun vom Hofe zu Florenz gegen Ende des Jahres 1767 die Meldung einging, daß aller Wahrscheinlichkeit nach das sehnlichst erwartete freudige Ereignis demnächst eintreten werde und im Februar ein Kurier, von der Arnostadt her sieben Tage und Nächte reitend, die Kunde von der erfolgten Geburt eines Enkels der Kaiserin überbrachte, so fieberte dieselbe vor Ungeduld, diese frohe Botschaft dem noch im Theater versammelten Publikum mitzuteilen. Dieses sieht plötzlich in der geöffneten Thür des Korridors, der aus den Gemächern der kaiserlichen Familie nach ihrer Theaterloge führte, die Kaiserin in weißem Nachtkleide erscheinen. Ihrem innern Jubel Ausdruck gebend, eilt sie in den Vordergrund ihrer Loge und ruft überlaut den erstaunt emporschauenden Zuschauern entgegen: „Hört, ihr Weaner, der Leopold hat an Buam" (hört ihr Wiener, der Leopold hat einen Buben). Den hieran sich knüpfenden Ausbruch von überlautem Enthusiasmus auszumalen, mag man mir erlassen. Alle Anwesenden erhoben sich von den Sitzen; Hunderte von Taschentüchern wurden in Bewegung gesetzt, und während die Erzherzöge und die Erzherzogin sich bescheiden in den Hintergrund der Loge zurückzogen, stürzt die Kaiserin bis vor an die Brüstung, schwingt ihr Taschentuch dem Volke entgegen und ruft, Thränen der Rührung vergießend: „I dank schön, ja, ja, der Leopold hat an Buam kriegt. An ang'nehm' Bindband (Angebind) zu meim Hochzeitstage (12. Januar), hätt' nit krieg'n könn'." — Leopolds Erstgeborner ward Franz getauft und ist später als Franz I. und Großvater des jetzt regierenden Kaisers Franz Josef I. hinlänglich bekannt geworden.

Als denkwürdigstes Ereignis jener Zeit ist noch die Aufhebung des Jesuitenordens anzuführen. In Österreich hatte sich die Gesellschaft Jesu längst vielfach verhaßt gemacht und schon unter Ferdinand I. durch Unduldsamkeit die Erbitterung aller Mildgesinnten jeder Konfession hervorgerufen; die Erregung gegen dieselbe datierte daher nicht erst aus der letzten Zeit. Die eigentümlichen Moralgrundsätze, zu denen sich die Jesuiten bekannten und die sich selbst bis zur Entschuldigung des Fürstenmordes verstiegen, die schlimmen Einmischungen, die sie sich allerwege zu schulden kommen ließen, endlich ihre unersättliche Habsucht und die widerwärtigsten Arten von Erbschleicherei und Unsittlichkeit, welche man ihnen allgemein zum Vorwurf machte, hatten ihre Ausweisung in fast allen Staaten Europas zur Folge.

Josef kannte die von diesen Unruhestiftern drohenden Gefahren nur zu gut, und er charakterisierte ihr Wesen scharf genug in einem Briefe an den Herzog von Choiseul, den französischen Staatssekretär, an den er schrieb: „Wäre mein Großoheim Josef I. nicht Kaiser geworden, so hätten wir vermutlich auch in Deutschland den Versuch des Königsmordes erlebt."

Die Väter der Gesellschaft Jesu hatten sich unmöglich gemacht. Zuerst gerieten sie in Portugal in schlimme Händel mit dem gewandten Minister Pombal, einem ihrer unversöhnlichsten Feinde, der sie im Jahre 1759 als Hochverräter aus dem Lande schaffen ließ; hierauf erfolgte ihre Austreibung 1764 in Frankreich auf Antrieb des Ministers Choiseul, ihre Verbannung aus Spanien, Neapel, Parma und Malta (1767), worauf Papst Clemens XIV. am 21. Juli 1773 das Aufhören der Gesellschaft in allen Staaten der Christenheit aussprach.

In dem päpstlichen Breve, wodurch die Aufhebung des Jesuitenordens verfügt ward, heißt es u. a.: „Es liegt auch am Tage, daß man bereits seit dem Ursprunge dieser Gesellschaft die Keime der Zwietracht und Eifersucht gären sah, nicht allein unter ihren Mitgliedern selbst, sondern auch gegenüber den übrigen Orden, der Weltgeistlichkeit, den Akademien, den Universitäten, den öffentlichen Lehranstalten und sogar gegen die Fürsten der Staaten, in welchen sie aufgenommen waren. So erhoben sich endlich gegen die Mitglieder der Gesellschaft schwere Klagen, welche den Frieden und die Ruhe der Christenheit nicht wenig trübten. Viele der von mehreren Fürsten unterstützten Klagen wurden gegen die Gesellschaft gerichtet und schon Paul VI., Pius V., Sixtus V. vorgetragen.....

„So genötigt durch die Pflicht unsres Amtes, welches uns aufs strengste auffordert, mit aller Kraft die Ruhe der Christenheit zu erhalten, zu einigen und zu befestigen, und alles zu entfernen, was dem christlichen Staate bedrohlich werden kann; ersehend überdies, daß die besagte Gesellschaft Jesu ebensowenig genügende und heilsame Kräfte als große Vorteile gewähren kann, wegen welcher sie bestätigt und mit so vielen Privilegien versehen wurde, und daß selbst, wenn sie bestehen bleibt, es außerordentlich schwer, wo nicht rein unmöglich ist, der Kirche bleibenden Frieden zu schaffen: durch diese mächtigen Gründe und durch andre gedrängt, dabei folgend den Fußtapfen unsrer Vorgänger, alles reiflich erwägend, heben wir aus gewissem Wissen und apostolischer Macht hiermit besagte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus und schaffen sie ab."

Hierzu würde Maria Theresia in ihren Staaten kaum ihre Einwilligung gegeben haben, wenn nicht der heilige Vater seine kirchliche Gewalt im ganzen Umfang zur Anwendung gebracht und der Kaiserin vorgestellt hätte, daß sie durch hartnäckigen Widerstand gegen die Kirche ihr Gewissen belaste, „denn diese sei mit der göttlichen Autorität bekleidet und halte die Schlüssel des Lebens und Todes in den Händen." Mit der Ausweisung der Väter Jesu war in Österreich die Bahn des Fortschrittes auch auf kirchlichem Gebiete betreten.

Josef übernimmt die Patenstelle beim Kinde des Postmeisters.

4. Josef in Paris.

Seit der Teilung Polens hatte das gute Einvernehmen zwischen den Kabinetten von Wien und Paris gelitten, obgleich die liebenswürdige Schwester Josefs, Marie Antoinette, seit 1770 Gemahlin König Ludwigs XVI., nichts unterließ, was dazu beitragen konnte, die Beziehungen zwischen beiden Höfen nicht völlig erkalten zu lassen. Der Herstellung befriedigenderer Beziehungen galt die Reise Josefs im Jahre 1777. Nachdem er einen Teil Deutschlands durchstreift und dem sonnigen Italien wiederholt einen Besuch abgestattet, wandte er sich Frankreich zu.

Selten hat der Zug eines Monarchen mit dem glänzendsten Gefolge in Europa so viel Aufsehen erregt, als die prunklose Reise Josefs durch Deutschland nach Frankreich; selten wurde ein Fürstenname bei solch einer Gelegenheit mehr gefeiert, als derjenige des Kaisers, welcher auch diesmal sich den Namen eines Grafen von Falkenstein beigelegt hatte.

Er trat am 1. April 1777 in Begleitung der Grafen von Cobenzl und Colloredo mit geringem Gefolge seine Reise an. Während er sich fast allen Landstraßenplagen aussetzte, geflissentlich vermied, Aufsehen zu erregen, weder auffallende Vorbereitungen noch feierliche Anstalten zu seinem Empfange und seiner Bequemlichkeit duldete, verbreitete die geschwätzige Fama unzählige Anekdoten über den so bescheidenen Reisezug des deutschen Kaisers durch Europa. Die Vereinigung kaiserlicher Großmut mit der Bescheidenheit eines Privatmannes ward Ursache, daß Josef II. sein Inkognito nicht immer streng durchführen und auch die Huldigungen, welche ihm begegneten, nicht allemal von sich weisen konnte.

Am 7. April abends kam Josef in Stuttgart an und stieg daselbst im Gasthof „Zum Ritter" ab. Er begab sich dann in die damals berühmte Militärakademie, die „Karlsschule", von deren Stifter, dem Herzoge Eugen Karl von Württemberg (geb. 1728, gest. 1793), er feierlich empfangen wurde. Festmahle, Paraden, Musik- und Theateraufführungen wechselten in rascher Folge. In dem von Zöglingen der Akademie gegebenen Konzerte spielte Friedrich Schiller die Harfe, und es währte die Musikaufführung bis 8 Uhr abends, worauf sich der Kaiser durch die Schlafsäle der Karlsschüler führen ließ. Auf der „Solitude", dem damals viel erwähnten Lustschloß des Herzogs, ward am folgenden Tage das Mittagsmahl eingenommen und dann von den Karlsschülern die neue Oper „Die verlassene Dido" aufgeführt.

Des Herzogs Bruder, Prinz Friedrich Eugen, bereitete dem Kaiser eine wahrhaft schmeichelhafte Überraschung, nachdem sich das Reichsoberhaupt an der Grenze von dem ihm vorausgeeilten Eugen Karl in freundlichster Weise verabschiedet hatte. Dem Stellvertreter des Herzogs in dem Reichsländchen Mömpelgard gelang ein trefflich angelegter und gelungen durchgeführter Anschlag. Derselbe hatte ein schönes und bequemes Haus als Gasthaus einrichten und über das Thor mit großen Buchstaben die Aufschrift „Hôtel impérial" anbringen lassen. Er selbst erschien als Wirt und übertrug seinen Hofkavalieren das Geschäft der Kellner. Der Kaiser als Graf von Falkenstein sah sich so vortrefflich bewirtet, daß er den neuen Gasthof als einen der besten im ganzen Deutschen Reiche rühmte. Überaus befriedigt nimmt Josef wieder in der Kaiserkutsche Platz, welche bereits mit den trefflichsten Pferden bespannt ist. Der Reichsfürst selbst erwartet den Passagier in einer neuen Verkleidung als Postillion, mit großen Stiefeln, einer alten zerzausten Perücke und in abgeschabten Kleidern. Kutscher und Pferde thun jedoch das Ihrige; mit reißender Schnelligkeit wird der Weg bis zur nächsten Station zurückgelegt. Der Graf von Falkenstein mußte sich gestehen, daß er nie besser gefahren worden sei, und da sich der Postillion als ein munterer Bursche gezeigt hatte, so fragte man ihn, ob er wohl noch eine Station weiter fahren wolle. Einen Trunk nur erbat sich der willige Kutscher, und dann ging's wiederum weiter. Auf der folgenden Postmeisterei wird der gefällige Rosselenker nun mit einer Handvoll Dukaten beschenkt, worauf dieser samt seinen Pferden davonjagt. Als der Kaiser auf der nächsten

Station dem Postillion gleiche Geschwindigkeit anempfahl, sagte dieser: „I du mein Herrgöttle! meine Pferd' sein nit so gut, wie die von unserm Prinzen, und so wie er fahrn thut, kann ich's au nit!" — Nun wußte Josef, wer ihn kurz vorher gefahren hatte.

Der Kaiser hatte die Grenzen des Reichs überschritten. Während er jenseit derselben unerkannt einer Hochzeit beiwohnte und es den hochbeglückten Brautleuten überließ, aus dem kaiserlichen Hochzeitsgeschenk zu erraten, wer ihr Gast gewesen, wohnte er auf französischem Boden auf Einladung eines Postmeisters dessen Kindtaufe bei und übernahm bei dem Neugebornen die Patenstelle. Vom Geistlichen um seinen Namen befragt, gab er diesen kurzweg als „Josef" an; auf die weitere Frage nach Stand und Rang antwortete er: „Römisch-deutscher Kaiser". Als die bestürzten Leute nun erfuhren, wer ihr Gevattersmann war, kostete es nicht wenig Mühe, sie zu beruhigen.

Endlich war der Monarch in Frankreichs Hauptstadt angelangt. Weniger die üblichen geräuschvollen Festlichkeiten, als vielmehr die ungeschminkte warme Herzlichkeit, mit welcher Schwester und Schwager, die Königin Marie Antoinette und deren Gemahl Ludwig XVI., den hohen Reisenden empfingen, thaten demselben überaus wohl.

Bald war sein Name von den Parisern, unter denen er sich mit Leichtigkeit und mit Herablassung bewegte, ein allgemein gefeierter. Die Zeitungen beschäftigten sich mit seinem Ruhme, im Theater ward er mit begeistertem Zuruf empfangen, und als bei der Vorstellung von Voltaires „Ödipus" die Stelle vorgetragen wurde:

Ein König, größer als das Schicksal ihn gemacht,
Verschmäht er hohen Sinns des Hofes leere Pracht.
Um seinen Wagen ist der Krieger dichte Menge
Niemals zum Wall geschart in nichtigem Gepränge,
Und durch die Flut des Volks, das seiner Macht gehorcht,
Geht er allein dahin, wehrlos und unbesorgt.
Achtung und Liebe sind des Herrschers beste Stützen,
Die stärker als Gewalt ihn tragen und beschützen!

da erhob sich die ganze Versammlung und brach in den Ruf aus: „Es lebe der Kaiser!" — Die Bevölkerung strömte überall zusammen, den Gefeierten zu sehen, während er oft in einem gemieteten Wagen unerkannt durch die Menge fuhr. Dem Jubel des Volkes, wenn es ihn erkannt, ging er gern aus dem Wege und zog es vor, lieber die ausgezeichnetsten Männer und die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, besonders ihre großartigen Anstalten und Denkmäler, kennen zu lernen. Leutselig unterhielt er sich mit den ihm Begegnenden. Vor der Bildsäule Heinrichs IV. auf der Neubrücke (pont neuf) stand er lange mit entblößtem Haupte. Er las und las immer wieder die Aufschrift: „Pater patriae" (Vater des Vaterlandes). Das war der Ehrenname, nach welchem er selbst geizte, und den ihm auch, nachdem Unverstand und Vorurteile überwunden sind, die dankbare Nachwelt gespendet hat.

Der Kaiser hielt sich sechs Wochen in der Hauptstadt Frankreichs auf und blieb jener Einfachheit getreu, welche das Volk als Anzeichen guter

Eigenschaften eines Herrschers betrachtet. Er bewohnte in einem Hotel garni ein Zimmer, welches sich kaum für einen seiner Hofbedienten schickte. Wenn er sich nach Versailles begab, brachte er bisweilen durch plötzliche Überraschungen seinen Schwager, den König, in die größte Verlegenheit. Zuweilen wohnte er der Hoftafel in der Mitte geladener Gäste gleich andern Fremden bei; er wartete auf eine Audienz in den Vorzimmern, bis die Reihe an ihn kam, ohne sich besonders anmelden zu lassen, und achtete dergestalt die Rechte derer, welche vor ihm gekommen waren.

Die Werkstätten der Maler und Bildhauer im Louvre, die Tapetenmanufakturen der Gobelins, die Seifensiederei, die königliche Porzellanfabrik und alle übrigen Anstalten der Industrie und Kunst wurden von Josef mit der Aufmerksamkeit eines Kunstfreundes und Kunstkenners besucht und geprüft. Auch war er es, der zuerst die Aufmerksamkeit des großen Publikums sowie des Hofes auf jene Erziehungsanstalt lenkte, die der treffliche Abbé de l'Epée errichtet hatte und in welcher dieser tugendhafte Geistliche die von der Natur stiefmütterlich behandelten Unglücklichen der Wohlthaten der menschlichen Gesellschaft teilhaftig zu machen suchte. Der Besuch derselben ist besonders auch deswegen noch erwähnenswert, weil er Anlaß zur Errichtung der trefflichen Taubstummenanstalt in Wien gegeben hat.

Ganz besondere Beweise von Hochachtung ließ Josef den Gelehrten Frankreichs zu teil werden, vorzüglich dem großen Naturforscher Buffon, bei dem er längere Zeit in angenehmer Unterhaltung verweilte; auch den oftgenannten Philosophen Jean Jacques Rousseau überraschte er durch einen Besuch.

Der Name dieses Sonderlings befand sich damals im Munde aller gebildeten Leute. Seine anregenden Gedanken über die Erziehung des Menschen bildeten einen Teil seiner Ideen in bezug auf Verbesserung oder richtiger auf die Unverbesserlichkeit der gesellschaftlichen Zustände. In seinem krankhaft verstimmten Gemüte mischten sich erhabene Gefühle mit übermäßiger Selbstschätzung und seltsamen Regungen. Es ist bezeichnend für die damaligen Bildungs- und erwerblichen Verhältnisse der Weltstadt, daß Rousseau seinen Lebensunterhalt durch Notenschreiben und Komponieren von Musikstücken erwerben mußte; seine glänzende Begabung als Schriftsteller erwarb ihm nicht das tägliche Brot. — Der Kaiser fand ihn mit Notenschreiben beschäftigt und er konnte seine Verwunderung nicht unterdrücken, daß ein so vielbewunderter Mann auf solche Weise sich absorgen mußte.

„Aber was ist zu thun?" erwiderte der menschenscheue Philosoph; „ich habe lange den Franzosen Gelegenheit und Anlaß gegeben, zu denken, aber es war umsonst und mir hat's nicht genützt — sie dachten nicht! Jetzt gebe ich ihnen Gelegenheit zu singen, und siehe da! — sie singen — singen lieber!"

Wie gewichtig auch die Bedenken der Königin, der Schwester des Kaisers, sein mochten, Josef unterließ es nicht, die Bekanntschaft eines andern hochgefeierten, damals zu Paris anwesenden Mannes, des Amerikaners Benjamin Franklin, zu machen.

Joſef und Marie Antoinette bei der Aufführung des „Ödipus“ (zu S. 37).

Dieſer war über den Ozean gekommen, um die Regierung Frankreichs zu bewegen, die Beſtrebungen ſeines Heimatlandes zur Erringung der vom Mutterlande verbürgten, jedoch im Laufe der Zeit immer mehr verkümmerten Rechte und Freiheiten zu begünſtigen. Es handelte ſich hierbei um nichts Geringeres, als daß Frankreich den in Aufruhr gegen England befindlichen amerikaniſchen Kolonien ſeinen Beiſtand gewähre, womöglich offen für dieſelben Partei ergreife und ſie unterſtütze, ihre Selbſtändigkeit zu erringen. Der Kaiſer mußte ſich hüten, ſeine Aufmerkſamkeit für den berühmten Bürger

Amerikas allzu auffällig erscheinen zu lassen. Um den würdigen Franklin riß sich aber damals halb Paris, weshalb sollte Josef die Gelegenheit nicht benutzen, diesen Patrioten kennen zu lernen? Freilich that der schlichte Sohn der Neuen Welt, gleich Josef, alles Mögliche, um sich den Huldigungen zu entziehen, welche die Pariser seinen Tugenden darbrachten.

Die beiden Männer sahen, erkannten und verständigten sich, der hochgeborne mächtige Gebieter eines Teiles von Europa und der einfache Mann eigner Kraft. Franklin übergab dem Kaiser Aufzeichnungen aus seinem Leben mit den Worten: „Das, was ich erlebt, erkannt und erstrebt, steht hier alles so niedergeschrieben, als habe es gar keine Mühe gemacht. Und doch hat es Arbeit und Mühsal genug bereitet. Ich wünsche nichts sehnlicher, als andern geholfen zu haben, den rechten Weg leichter zu finden wie ich. Was ich mein ganzes Leben geübt, besteht darin, den Weg zur Tugend zu erkennen. Es gibt eine Tugendkunst. Die Tugend ist zwar weder eine Naturgabe, noch wird sie durch Beten und Ringen erworben, wenn auch beides dazu hilft; sie will *geübt* sein, indem man sich selbst die äußerste Pflichterfüllung auferlegt und die strengste Aufrichtigkeit von sich selbst fordert. Erreicht man auch dann nicht alles, indem man nicht *alle* Fehler abzulegen vermag, so lernt man sich eben begnügen mit dem, was man vermag."

Lange sprachen die beiden tugendhaften Männer hin und her, ungestört und traulich. „Ja, wir sind Brüder im Geiste", rief Josef in gehobenem Tone begeistert aus, „wenn auch verschiedenen Ländern und verschiedenen Religionen angehörig und verschiedenem Berufe zugewandt."

„Wir sind Brüder schon aus der Zeit des alten Bundes", entgegnete Franklin lächelnd; „mein Bruder Josef ist ein gewaltiger, ein großer König geworden; Benjamin, der jüngere (in Wahrheit jedoch der ältere) dagegen ist ein einfach schlichter Mann geblieben." — Josef lächelte freundlich. „Sagen Sie", sprach er, „wie ist es möglich, daß es Kirchen und Priester geben kann, die den Bruder vom Bruder trennen? Wir beide stehen eins vor Gott. Wissen Sie, welches die größten Übelthäter der Menschheit sind?"

„Wen halten Sie dafür?"

„Diejenigen, welche die Menschen durch die Religion trennen wollen, die doch alle vereinigen sollte. Die Geistlichen müßten diejenigen sein, welche die Menschen am meisten beglücken und nur Friede und Liebe hervorrufen sollten; statt dessen erscheinen sie so oft verfolgungssüchtig und gehässig gegen Andersglaubende und bestrebt, den Geist zu verfinstern."

„Wohl!" erwiderte Franklin. „Gerade weil der Beruf der Geistlichen der höchste und heiligste ist, darum wird er so verderblich, wenn sie ihn ins Gegenteil verkehren. Es gibt vielleicht kein Mittel, die Gewalt der Kirche zu brechen, aber es gibt wohl ein Mittel, sie zu erobern und uns zuzuwenden."

„Und das wäre?"

„Die Religion auf die Vernunft, die Staatsgesetze auf die Macht und den Boden der Sittlichkeit zu gründen und nicht auf die Gewalt.

Zusammenkunft Kaiser Josefs II. mit Benjamin Franklin.

Die Freiheit, die Ehre, die Menschenliebe, alle Tugend muß ihre Heimat im Staate, im thätigen Leben finden. Dann ist alles Dasein lichterfüllt; der Sonntag ist nicht mehr allein geheiligt, jeder Werktag ist es; Treue und Glauben und Rechtschaffenheit herrschen im Handel und Wandel und in jeglichem Thun. Es herrscht kein Mensch mehr über einen andern, es herrscht das Gesetz und in dem Gesetze die sittliche Macht — der zur freien Flamme gewordene reine Gottesfunke, der unser Herz erwärmt und unsern Verstand erleuchtet."

„O, dies wäre das himmlische Reich, das wir auf Erden schüfen", rief Josef, legte beide Hände auf die Schultern des Greises und sah in sein glänzendes Antlitz. „Wir wollen arbeiten und nicht müde werden, es zu verwirklichen; ein jeder auf seinem Posten .... Leben Sie wohl, Bruder Benjamin!"

„Leben Sie wohl, Bruder Josef!" antwortete der Greis, und die beiden Edlen, welche einander so wert waren, umarmten einander und schieden für immer. (B. Auerbach nacherzählt.)

— — — — — — — — — — — — — —

Paris war nun von dem Grafen Falkenstein, unter welchem Namen Josef sich auch dort aufhielt, nach allen Richtungen durchmustert. Die feinen Hoffitten der damaligen Zeit vermochten nichts über Josef; obgleich in denselben wohlbewandert, zog er doch immer vor, aufrichtig und natürlich zu bleiben, weshalb man am Pariser Hofe fand, daß der deutsche Kaiser doch etwas zu offenherzig und zu geradeaus erscheine.

Es ist nicht unbekannt, daß die schöne Königin Marie Antoinette tonangebend war für die in Paris herrschenden Moden, daß in dieser Beziehung manches stattfand, welches schon zu der Zeit Veranlassung zu bitteren Reden gab, als Josef in Paris weilte. Damals war von seiner Schwester ein überaus überladener Kopfputz aufgebracht worden, der in phantastischer Weise 95 cm hoch sich emporbauschte. Angesichts dieser Geschmacklosigkeit drängte es Josef, seinen Empfindungen Luft zu verschaffen. Als er seine Schwester mit diesem Kopfputzturmbau einherschreiten sah, nahm er die Miene höchster Rührung an und sagte: „Ach Toni, wie wohl thut mir dein Anblick, erinnert mich doch deine Frisur so recht lebhaft an unsern Stefansturm daheim!" Diese Modeliebhaberei mit ihrer verderblichen Begleiterin, der Verschwendung, und sonstige Ausartungen, welche der Königin nachmals noch viel mehr zum Vorwurf gemacht, ja von der Folgezeit geradezu als Verbrechen angerechnet wurden, wird man weniger auffallend finden, wenn man erfährt, daß Marie Antoinette schon mit fünfzehn Jahren, und zwar mit überaus lückenhafter Bildung nach Paris gekommen war. — Ebensowenig darf es wunder nehmen, wenn Marie Antoinette Ursache zu haben glaubte, sich über ihres Bruders Einwände, die ihre kostspielige Toilette, ihren übertriebenen Aufwand und die Verschwendung ihres Hofstaates betrafen, zu beklagen.

Auch den Hofleuten hatte diese oder jene Bemerkung des Kaisers mißfallen, dessen Scharfsinn es nicht entgangen war, daß Frankreich, welches so große Männer hervorgebracht, seinen Ruhm und die Hochachtung der Welt nicht in dem Grade verdiene, wie das eitle Volk es von aller Welt forderte.

Josefs II. deutsches Wesen und sein Charakter fanden deshalb in Frankreich nicht die rechte Würdigung. Daher gelang es ihm auch in politischer Beziehung nicht, was er wünschte, nämlich die Herbeiführung intimerer Beziehungen. Die gegenseitige Verstimmung dauerte vielmehr fort, wie zuvor.

Mißmutig kehrte Josef Paris den Rücken, um die französischen Provinzen kennen zu lernen. Zunächst ging die Reise nach der Normandie; von hier aus ward das südliche Frankreich besucht, wo ihn, wie auf allen Wegen, Huldigungen und Schmeicheleien umfingen. In Lyon erwiderte er jenen, die ihn einluden, das Theater zu besuchen: „Ich bin nach Lyon gekommen, um die Fabriken zu sehen. Zeigt mir das bei der Arbeit thätige Volk dieser Stadt!“ Hier setzte er seiner Reise ein Ziel — es zog ihn nun wieder nach der Heimat.

Der Rückweg ward durch die französische Schweiz angetreten; man erwartete mit Bestimmtheit, daß er hier Voltaire besuchen werde. Da verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß der Kaiser in Genf gewesen und an Ferney vorübergereist sei, ohne Voltaire, den Abgott der Franzosen, der zu seinem Empfange große Vorbereitungen gemacht hatte, gesehen zu haben. Man erschöpfte sich in Vermutungen über diesen Kaltsinn eines Fürsten, der kurz vorher den berühmten Naturforscher Saussure gesprochen und auf allen seinen Reisen Männer von Verdienst und Geistestiefe ausgezeichnet hatte.

Tugendhafte Männer, wie Franklin, Haller, Lavater, ja, das waren Leute, zu denen der Kaiser sich hingezogen fühlte; aber bei aller Freisinnigkeit mochte ihn die Philosophie des leichtfertigen Frankreich und ihres bedeutendsten Vertreters, der so leicht bei der Hand war, das Göttliche in den Staub zu ziehen, mehr abgestoßen wie angezogen haben. Dagegen suchte er in Bern den eben genannten würdigen greisen Haller auf und verlebte, wie er selbst sagte, in dessen Studirstube eine glückliche Stunde. Trotz sehr geschwächter Gesundheit hatte der Geist dieses bedeutenden Denkers noch nichts an Lebhaftigkeit verloren. — Gleicher Auszeichnung würdigte der Kaiser den geschickten Kupferstecher Chr. von Mecheln, welcher ihm von Waldshut bis Schaffhausen auf der Reise Gesellschaft leistete. In Waldshut machte Josef durch ihn die Bekanntschaft des eben so übermäßig bewunderten wie geschmähten Lavater. Man unterhielt sich vorzüglich und eingehend über pädagogische Gegenstände und insbesondere über die Einrichtung des Waisenhauses zu Zürich. Josef nahm auch hier jegliche Gelegenheit wahr, im Umgang mit Männern von Verdienst seine Kenntnisse zu mehren sowie seinen Gesichtskreis zu erweitern.

Den 29. Juli befand sich der Kaiser wieder auf deutschem Boden und traf am 1. August in Wien ein.

Josef konnte bei weiterem Verfolgen seiner Pläne und Absichten auf Unterstützung von seiten des Hofes zu Versailles nicht rechnen; auch war unterdessen eine Erkaltung der Beziehungen zu Friedrich II. eingetreten. So viel Achtungs- und Freundschaftsversicherungen vor länger als zehn Jahren gelegentlich ihrer Zusammenkünfte zwischen beiden Monarchen ausgetauscht worden waren: die gegenüberstehenden Interessen sowie die Eigenart

der Verhältnisse zeigte sich zwingender als die Tragweite der gewechselten schönen Reden. Die Stimmung verschärfte sich, als die Absichten des Kaisers in bezug auf Erweiterung seiner Macht und Vergrößerung seines Reiches immer klarer hervortraten, und es ließ dies auch für die Folge ein besseres Einvernehmen nicht erwarten. Denn wie Friedrich II. eifersüchtig jeden Schritt seines Nachbars überwachte, so beunruhigte diesen die Haltung des staatsklugen Königs an der Spitze seines jugendfrischen Staates und dessen zunehmender Einfluß auf die Mehrzahl der Machthaber im Reiche. Es ist daher begreiflich, wenn die ausschauenden Blicke des thatenlustigen Sohnes Maria Theresias sich immer entschiedener nordostwärts richteten, um eine größere Annäherung mit Rußland, das allerdings zu jener Zeit auf Erhaltung guter Beziehungen zu Preußen hielt, herbeizuführen.

Das Zarenreich war seit Peter dem Großen bei jeder passenden Gelegenheit auf den Schauplatz der Begebenheiten hinausgetreten und durch die Entschlossenheit, das Glück und Geschick der herrschenden Gewalthaber zum Range einer Großmacht emporgestiegen, begierig, sich auch fernerhin auf Kosten andrer zu vergrößern und seinen Einfluß zu vermehren.

Niemand erkannte die von Nordosten her das Gleichgewicht Europas bedrohende dunkle Wolke früher und beurteilte die heranziehende Gefahr richtiger als Fürst Kaunitz, welcher seine Besorgnisse nach dem Berichte des sächsischen Gesandten am Hofe zu Wien in prophetischem Sinne folgendermaßen kundgegeben hatte.

„Seit Anfang dieses Jahrhunderts", äußerte er, „schon vor der ersten Teilung von Polen, arbeiten eine Menge Köpfe an der Vergrößerung Rußlands, ohne zu bedenken, daß diese Monarchie nicht nur mit Verbesserungen im Innern beschäftigt ist, sondern ihre Macht immer weiter nach außen auszudehnen suchen und ihren Nachbarn dann Gesetze vorschreiben wird, denen sich im Verlauf der Zeit manche dieser Staaten werden unterwerfen müssen. Eine Fortdauer des Glückes der russischen Waffen gegen die Türkei wird zur Errichtung eines Etablissements im Schwarzen Meere und dann dahin führen, daß Rußland eine Marine gründet, um sich mit Hilfe derselben Konstantinopels und der europäischen Türkei zu bemächtigen. Dann wird es zu spät sein, das kolossale Reich in seinen Grenzen zurückzuhalten" .....

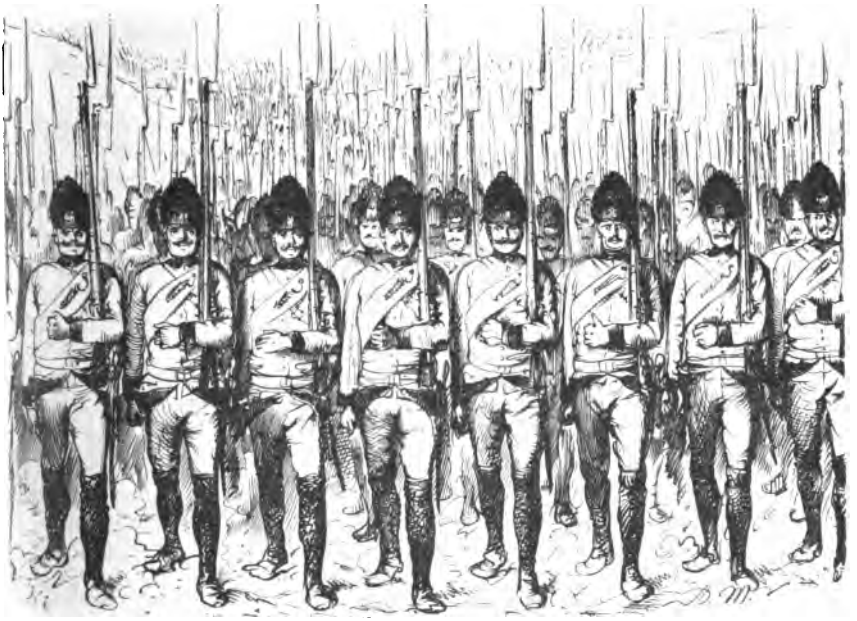
Diese Befürchtungen sind in unserm Jahrhundert in Erfüllung gegangen. Damals aber fand es, trotz der Abmahnung seines Ministers, Josef für ratsam, intimere Beziehungen zu Petersburg herzustellen, und das Verlangen nach Verständigung ward um so stärker, je mehr sich die Beziehungen zu Preußen gelockert, ja in letzter Zeit geradezu verschlechtert hatten.

Gegen Ende der siebziger Jahre zeigten sich die ersten Spuren jenes Leidens, welches später so rasch den Körper des Kaisers zerstörte, vornehmlich infolge der geringen Sorgsamkeit und Schonung, die Josef seiner Gesundheit zuwandte. Das Übel griff noch verderblicher um sich, als in der Folgezeit durch das Mißlingen so mancher edelsinnigen Absichten und hochfliegenden Pläne auch des Monarchen Lebensmut dahinsiechte und zusammenbrach.

Solange noch Maria Theresia sich am Leben befand, blieb auch während dieser Periode seine Hauptsorge dem Heerwesen und der Militärverwaltung zugewendet. Daß hierin Fortschritte stattgefunden, mußte selbst der alte König Friedrich II. zugestehen, als dieser im Jahre 1778 den kaiserlichen Heeren nochmals mit den Waffen in der Hand gegenüberstand.

Zu Ende des siebenten und noch zu Anfang des achten Jahrzehnts scheint Josefs Leistungsfähigkeit ganz unbegrenzt gewesen zu sein. Nur allzu sorglos vertraute er seiner Arbeits- und Lebenskraft. Seine Rastlosigkeit wuchs, als nach dem Tode seiner Mutter noch größere Pflichten an ihn herantraten. Mit Verdruß nahm er wahr, wie allerorten trotz alles persönlichen Dazwischentretens die Beamten doch nicht dasjenige leisteten, was er von ihnen erwartete, wie die erlassenen Gesetze und Vorschriften nicht in dem rechten Geiste oder mit dem Eifer, wie in Preußen, zur Ausführung gelangten. Deswegen verdoppelte er seine eigne Thätigkeit, um die Folgen der Unfähigkeit andrer abzuschwächen und die Übelstände bemerkbar gewordener Versäumnisse auszugleichen oder doch zu verringern. So erledigte er, um ein Beispiel heranzuziehen, noch am selbigen Nachmittag nach seiner Rückkehr aus Italien (30. März 1784) mehr als 160 Vorlagen und Vorträge über die mannigfachsten Gegenstände. Nicht selten arbeitete er in einem Zuge und mit nur geringen Unterbrechungen von früh 8 Uhr bis spät 10 Uhr abends, seine Entschließungen selber niederschreibend, oder solche diktirend, die Vorträge seiner Räte anhörend oder aller Welt Audienzen erteilend.

Bei allen diesen Vorkommnissen wie überhaupt bei jeglichem Thun und Auftreten gab sich die anmutige Eigenart seines Vertrauen erweckenden Wesens kund. Nichts entging seinem Blicke, an allem übte sich seine Urteilskraft. Mit eignem Beispiel vorangehend, drang er im Interesse der Staatsfinanzen auf Ersparungen aller Art eben so ernstlich, wie auf Vereinfachung der Hofhaltung und Beschränkung des steifen, dem spanischen nachgebildeten Hofzeremoniells. Feind aller Schleichwege und Bevorzugungen, hielt er darauf, daß bei Stellenbesetzungen und Ehrenverleihungen das einheimische Verdienst nicht durch Begünstigung fremder Zudringlinge in Schatten gestellt werde. Selbst überaus einfach in Kleidung und Lebensweise, verlangte er auch von seiner Umgebung die Vermeidung von nichtssagendem Prunk und übertriebenem Aufwand. Er verbrauchte nur Stoffe und Möbel aus inländischen Fabriken und förderte den einheimischen Weinbau, indem er die kostbaren ausländischen Weine aus den kaiserlichen Kellern in die Hospitäler gelangen und als Ersatz dafür edle Ungarweine einlagern ließ. Feind der damals herrschenden Spielwut, verbot er das Hasardspiel am Hofe und anderweitig und beförderte auf Grund einer verbesserten Polizeiordnung die guten Sitten, indem er das Schließen der Heiraten zu erleichtern und dem gesetzlosen Zusammenleben nach Kräften zu steuern suchte.



5. Der Bayrische Erbfolgekrieg. Große Pläne und Reisen. Ableben von Maria Theresia.

Die Entwickelung aller großen Reiche, so die Machtzunahme Frankreichs und Englands, lehrt, daß die Bildung einheitlicher Staaten und deren Erstarkung nicht von den Bewohnern der Gebirgslande, sondern von denen der Ebene oder den Inhabern der Meeresküsten ausgeht. Deutschlands endliche Einheit konnte nicht von einem an seiner äußersten Grenze gelegenen, aus den verschiedensten Völkerschaften zusammengefügten Staatswesen, sondern nur von der großen Tiefebene zwischen der Elbe und Oder aus erfolgen; und so erscheint Preußen durch seine Lage schon zur Oberherrschaft über das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in 1300 größere und kleinere Staaten, in Herrschaften und Souveränitäten zersplitterte Reich im Mittelpunkte von Europa berufen zum Hüter und Wahrer der nach blutigem dreißigjährigen Kampfe errungenen geistigen und religiösen Freiheit. Seit dem Großen Kurfürsten erkannten weitschauende Hohenzollernfürsten diese Berufung. Langsam, aber stetig war ihr Länderbesitz zu größerer Machtentfaltung emporgewachsen; was dem norddeutschen Königreiche am Umfang abging, ersetzte die innere Tüchtigkeit des Errungenen; eine straffe Organisation ermöglichte es, alle Kräfte eines gesunden Staatslebens zur Entwickelung zu bringen. König Friedrich II. hatte es verstanden, von den angesammelten materiellen

und intellektuellen Mitteln den besten Gebrauch zu machen; die Gewinnung Schlesiens trug zur Stärkung des gefährlichsten Gegners des habsburgischen Kaiserhauses ein Wesentliches bei.

Nach dem Siebenjährigen Kriege verfügte Friedrich II. über eine wohlgeübte, trefflich geführte Kriegsmacht von 170 000 Mann und konnte darauf gestützt jeder einzelnen Großmacht Europas sich gewachsen erachten. Die Befürchtung, daß hieraus für Österreich neue Gefahren entstehen könnten, lag nahe genug, und sie verringerte sich auch nicht, als Josef bei Verfolgung weitausschauender Pläne den erwarteten Anhalt bei Friedrich II. nicht fand.

Der Kaiser soll letzterem Vorschläge zur Teilung Deutschlands gemacht haben. Der alte König von Preußen jedoch, mehr darauf bedacht, das sicher zu stellen, was er erlangt, als neue Erwerbungen zu machen, erschrak über des Kaisers ausschweifende Absichten und that das Gegenteil von dem, was Josef wünschte: er verbündete sich nicht mit dem thatenlustigen jüngeren Monarchen, sondern trat dessen Vergrößerungsversuchen mit aller Kraft entgegen.

Jetzt beschäftigte den Kaiser ein andres Projekt von großer Tragweite, und zu dessen Ausführung schien die innigere Anlehnung an eine der großen Landmächte Europas ganz unerläßlich, zumal man am Kaiserhofe die unzureichenden Kräfte der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zur Genüge kennen gelernt hatte. Die weiter gereiften Vorsätze gewannen 1778 im Geiste Josefs bestimmtere Formen, wiewohl sie mit dem politischen System des ruhig erwägenden kaiserlichen Staatskanzlers nicht so recht harmonierten.

„L'appetit vient en mangeant", sagt der Franzose; und in der That kommt in der Regel der Appetit mit dem Essen. Da die Polen in ihrer Zerrissenheit die Zerstückelung ihres Landes über sich hatten ergehen lassen und selbst der sonst so sehr gefürchtete Großherr zu Konstantinopel sich schwach und nachgiebig gezeigt hatte, so glaubte man in Wien, es wagen zu dürfen, gegen minder mächtige Nachbarn in gleicher Weise vorzugehen.

Was bisher nur zu befürchten stand, nahm bald greifbare Gestalt an. In Bayern war im Dezember 1777 der wackere Kurfürst Maximilian Josef gestorben. Da er keine Leibeserben hinterließ, so fielen Land und Leute von Rechtswegen an Karl Theodor, Kurfürsten von der Pfalz; aber auch dieser besaß keine direkten rechtmäßigen Nachfolger, und so gelangte beim Tode des letztern der Herzog von Zweibrücken, aus einer andern Linie des Hauses Wittelsbach, zur Anwartschaft auf Bayern. Diese Umstände beschloß der Kaiser klüglich zu benutzen, um durch Anfügung des schönen Nachbarlandes seinen Staaten womöglich eine bessere Abrundung zu verschaffen. Zunächst erhob er nur Anspruch auf die größere und bessere Hälfte des Kurfürstentums, die kleinere nebst den Schulden wollte er Karl Theodor überlassen. Wirklich hatte letzterer dieses Abkommen schon gutgeheißen, als Friedrich II. dazwischentrat und andre deutsche Fürsten, die gleichfalls auf das bayrische Land oder Teile desselben Anspruch machten, ermutigte, sich mit ihm zu verbinden, um den Absichten des Kaisers sich zu widersetzen. Unter jenen Erbberechtigten standen der Kurfürst von Sachsen (ein Neffe des verstorbenen Kurfürsten von Bayern),

der erwähnte Herzog von Pfalz-Zweibrücken sowie der Herzog von Mecklenburg zusammen und vereinigten sich mit Friedrich II. zur Abwehr der Pläne des Kaisers. In Wien schien man jedoch entschlossen, die Ansprüche auf Bayern im Notfall selbst mit Gewalt durchsetzen zu wollen.

Bald nach Friedrichs Einmischung in die bayrische Erbfolge-Angelegenheit rüstete Österreich mit Eifer und ungewöhnlicher Schnelligkeit. Josefs Entschlossenheit zeigte sich diesmal im hellsten Lichte. Ein solches machtvolles Aufraffen stand in den Zeiten der kriegsunkundigen, mehr friedliebenden Maria Theresia ohne Beispiel da. Europa, bisher gewohnt, rasche That nur von Friedrich II. ausgehen zu sehen, gewahrte zu seinem Erstaunen, daß die Rollen plötzlich wie vertauscht erschienen.

Der König von Preußen war kein Jüngling mehr. Das Alter hatte ihn weniger gebeugt, als vorsichtig gemacht; er wollte vom Ruhme seines Lebens nichts einbüßen und er stürzte sich daher nicht so leicht in bedenkliche Abenteuer. Josef dagegen schien die Zeit kaum abwarten zu können, zu welcher es ihm vielleicht vergönnt war, sich den Lorbeer des siegreichen Feldherrn um die Schläfen zu winden. Infolge dieses Eifers sah man plötzlich in Böhmen ein wohlgerüstetes Heer sich zusammenziehen, bereit, gegen Schlesien vorzubrechen, während Friedrich, der noch immer auf einen friedlichen Ausgleich hoffte, sich gerade nicht beeilte, nach der Grenze zu, sich in Bewegung zu setzen.

Als aber Worte und Vorstellungen nichts mehr fruchteten, erklärte der hochbetagte alte Held, nun vorrücken und mit dem Schwerte in der Hand darthun zu wollen, daß ohne Preußens Zustimmung hinfüro im Reiche nichts mehr auszurichten sei. Friedrich setzte sich selbst nochmals an die Spitze seines Heeres und wendete sich den bedrohten Punkten Schlesiens zu. Nun rückten auch von der andern Seite die Österreicher mit großer Heeresmacht heran. Sie breiteten sich weiter in Böhmen aus, vornehmlich im Königgrätzer Kreise, und lagerten bis zur Grenze von Schlesien. Neben dem Feldmarschall Lascy kommandirte Laudon, der Sieger von Schweidnitz, einen Teil des Heeres.

Alle Welt erwartete nun, daß der thatenlustige Kaiser den so eifrig begonnenen Kampf energisch ausfechten werde. Indes es kam nicht dazu. Allerdings ward von beiden Seiten tüchtig hin und her marschirt und manövrirt, auch fanden hier und da Scharmützel statt; es kostete die unentschiedene Kriegführung gerade Geld genug und einer Menge Leute Leben und Gesundheit. Aber zu kräftigem Dreinschlagen konnte man sich auf keiner Seite entschließen; denn wie Friedrich II., so wollte auch Maria Theresia in ihren alten Tagen Ansehen und Ruhe nicht nochmals auf des Schwertes Spitze stellen.

Außer diesen naheliegenden Gründen bewog die Kaiserin noch eine andre Rücksicht, das Zerwürfnis nicht weiter gedeihen zu lassen. Es stand nämlich eine Einmischung Rußlands zu befürchten. Katharina II. ließ nämlich um diese Zeit dem Wiener Hof eröffnen, daß sie Maria Theresia sowie den Kaiser Josef einlade, sich freundschaftlich auf eine den Reichsgesetzen gemäße Weise mit dem König von Preußen zu verständigen, weil im entgegengesetzten Falle Rußland sich verbunden erachte, auf dasjenige ernstlich Bedacht zu

nehmen, was seinen eignen Interessen sowie denen der Fürsten fromme, die seine Freundschaft und Hilfe nachgesucht hätten. Es stand infolge der damaligen guten Beziehungen zwischen Preußen und Rußland zu befürchten, die Truppen der Zarin könnten sich mit den preußischen vereinigen, wenn Maria Theresia nicht die Hand zum Frieden böte. Die Kaiserin hemmte also den raschen Sinn des Sohnes und den Kriegseifer des tapfern Laudon.

Josef, von Kampflust entbrannt, machte vergebens Vorstellungen und empfand es geradezu als eine ihm widerfahrene Kränkung, als Maria Theresia im geheimen einen Vertrauten, den Freiherrn von Thugut, an Friedrich II. absendete, um mit diesem über die Bedingungen, unter welchen sich der Friede herbeiführen ließ, unterhandeln zu lassen. Die Kaiserin hielt das Zepter noch fest in der Hand, und so that des Sohnes Thatendrang der Sache des Friedens keinen Abbruch. Die zwischen Preußen und Österreich angeknüpften Verhandlungen schritten zwar nur langsam fort, gelangten aber doch im Mai 1779 durch den Frieden zu Teschen zum Abschluß.

Hierdurch ward bestimmt, daß Karl Theodor ganz Bayern erhalten sollte, mit Ausnahme des sogenannten Innviertels, ungefähr des sechzehnten Teiles des bayrischen Besitzstandes; dieses sollte an Österreich fallen; Friedrich August von Sachsen ward für seine Ansprüche mit sechs Millionen rhein. Gulden, der Herzog von Mecklenburg dadurch abgefunden, daß seine Unterthanen nicht mehr an die kaiserlichen Gerichte zu appelliren brauchten. Der König von Preußen begnügte sich mit der kostspieligen Ehre eines Schiedsrichters in dieser wichtigen deutschen Angelegenheit; doch gewann er nebenbei die Anwartschaft auf unverkümmerte Erlangung der fränkischen Fürstentümer Ansbach-Baireuth, nach dem in nächster Zeit zu erwartenden Erlöschen der markgräflich brandenburgischen (Neben-) Linie.

Josef hatte, zumal in der letzten Zeit, die Lage der Dinge nur von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, daß die Gelegenheit günstig sei, Preußen zu demütigen, Erwartungen, in welche seine vertrauten Ratgeber Kaunitz und Lascy einstimmten. Josefs Verdruß steigerte sich daher bis zur höchsten Erregung, als er Kenntnis von den oben angeführten Bedingungen erlangte. Er hielt sie für so wenig ehrenvoll, daß er gegen seine Vertrauten erklärte, er werde sich nie bewegen lassen, einen solchen Frieden zu unterzeichnen, und im äußersten Falle lieber zu Frankfurt a. M. seine Residenz aufschlagen, als nach Wien zurückkehren. Es kostete Mühe genug, seinen Unmut zu beschwichtigen und den Erzürnten zur Mutter zurückzuführen.

Der sogenannte „Zwetschen-“ oder „Kartoffelkrieg“ brachte keinem der Beteiligten militärischen Ruhm und forderte nur den Spott heraus. Wie eben angeführt, ward er vom Volke bezeichnet, weil die nutzlos hin und her gejagten Soldaten sich in Ermangelung besserer Kost meist nur mit der unblutigen Beschäftigung des Kartoffelbeschaffens und -Essens befaßten.

Josef hatte diesmal seinen Ehrgeiz zügeln müssen: das frühere gute Einvernehmen mit Friedrich II. war nachgerade gänzlich erkaltet.

Hatte sich auch nicht die erhoffte Reichserweiterung bewerkstelligen lassen, so blieb in bezug auf die innere Kräftigung der Kaiserstaaten genug zu thun übrig. Allem, was hierzu dienen konnte, wandte Josef unermüdliche Fürsorge zu. Er bemühte sich, soweit es seine Mutter zuließ, das Schul- und Unterrichtswesen zu heben und die Zahl der Lehranstalten zu vermehren; er förderte eifrig Handel und Gewerbe und hielt die Beamten unter strenger Aufsicht, indem er verlangte, daß der höchste Beamte wie der niedrigste Diener des Staates seine Pflicht und Schuldigkeit thue.

Alle diese friedlichen Beschäftigungen genügten ihm jedoch nicht mehr; der Drang, durch große Thaten im Buche der Geschichte zu glänzen, ließ den Kaiser weder ruhen noch rasten. Ein Jahr nach Abschluß des Friedens zu Teschen sehen wir den Unermüdlichen seine Reisekoffer wieder in Bereitschaft halten. Denn er hat auf seine weit ausschauenden Pläne keineswegs verzichtet; ihn beschäftigen Gedanken, die im Falle ihrer Verwirklichung für die Machtstellung Österreichs von größter Bedeutung geworden wären.

Das entfernte burgundische Erbe, die österreichischen Niederlande, machte den Kaisern von jeher mehr Sorgen, als es dem Hause Habsburg Nutzen brachte. Bei jeder politischen Wandlung verursachte ihre Erhaltung und Beschützung große Verlegenheiten. Bevor sich noch die kaiserlichen Streitkräfte nach Flandern hatten in Marsch setzen können, standen in der Regel die Heere des ländergierigen Frankreich schon auf dem Boden der entlegenen Erblande. Diese nun gegen das benachbarte Bayern umzutauschen und dergestalt den Besitzstand des Kaiserhauses in der passendsten Weise abzurunden, schien dem Kaiser eben so begehrenswert wie unschwer erreichbar, besonders wenn es ihm gelänge, für seine Absichten beizeiten den nötigen Rückhalt an einem mächtigen Verbündeten zu finden. Der Kurfürst von Bayern zeigte sich dieser Idee durchaus nicht abgeneigt, aber es stand zu befürchten, daß Friedrich II. auch diesmal sich einer solchen außerordentlichen Stärkung des Kaiserhauses kräftigst widersetzen werde. Einen passenden Bundesgenossen konnte er nur in Rußland finden, wo die gewaltige Katharina II. noch kraftvoll das Zepter führte, und erst bei dem letzten Zerwürfnis mit Preußen, wie wir oben gesehen, so eifrig nach der Rolle der Schiedsrichterin gegriffen hatte. Sie für seine Pläne günstig zu stimmen, das war die Veranlassung zu dem neuen Ausflug Josefs, wozu er am 26. April 1780 sich anschickte, wiewohl der so ehrbaren kaiserlichen Mutter nähere Beziehungen zur sittenlosen Semiramis des Nordens widerstrebten.

Die Provinzen Mähren und Galizien erfuhren bei seinem Durchzug erneute Beweise landesväterlicher Fürsorge. Von der polnischen Grenze an waren, durch Heranziehung vieler Tausende, alle Wege geebnet, mit Blumen bestreut, mit Ehrenpforten und Reisig geschmückt worden. Nach dreitägigem Verweilen zu Kiew hörte Josef, die Kaiserin habe sich auf den Weg gemacht, ihm entgegenzufahren, und nun beeilte er sich, ihr zuvorzukommen. Schon am 2. Juni langte er in Mohilew an, wo die Zarin am 4. unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute der Glocken ihren Einzug hielt.

Sie hatte Josef mit Verlangen erwartet und empfing ihn mit Liebenswürdigkeit. Er unterhielt sich mit ihr beiläufig eine Stunde insgeheim und speiste mit ihr gemeinschaftlich während der ganzen Zeit seines Aufenthalts. Vierzehn Tage später befand sich Josef in Moskau, freudig begrüßt von einer aus nah und fern herbeigeströmten Menschenmenge. Auf Josef machte die Pracht der ehrwürdigen Metropole Rußlands großen Eindruck. Er war nicht wenig überrascht über das sonderbare Gemisch von Verfeinerung und roher Pracht, von Größe und Hinfälligkeit, was ihm allerorten entgegentrat.

Wiewohl er sich wenig Ruhe gönnte, langte er doch erst am 27. Juni in Petersburg an. Katharina erwartete ihren Gast in ihrer Sommerresidenz Zarskoje Sselo, drei Meilen von Petersburg. Nachdem man die üblichen Festlichkeiten, Schauspiele, Paraden, Feuerwerk ꝛc. überstanden, begaben sich die beiden mächtigen Herrscher nach dem schön gelegenen Schlosse Peterhof, vierthalb Meilen von Petersburg. Ernste Unterhaltung wechselte hier mit glänzenden Festlichkeiten. Der kaiserliche Garten war während des Peter-Paulsfestes die ganze Nacht hindurch glänzend beleuchtet; die großen Springbrunnen, der Fluß, dessen Fluten sich am Felsen brachen und von tausend Lampen erleuchtet waren; der Kanal, durch die Mitte des Gartens bis ans Meer sich ziehend und ganz in Feuer glänzend, sechs festlich erleuchtete Schiffe auf dem See — dazu Feuerwerk, Musik, Sänger und Sängerinnen: — alles dieses vereinigte sich zu einem fast märchenhaften Schauspiel. In Peterhof fanden Josef und Katharina Muße, ihre Zukunftspläne zu besprechen, und die Folgezeit bewies, daß es Josef gar trefflich gelungen war, den bisher vorwiegenden Einfluß Preußens zu untergraben. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte trat Josef über Riga durch Litauen und Polen den Rückweg an. Am 3. August betrat er wieder den heimatlichen Boden.

Die beiden Souveräne hatten sich gegenseitig sehr wohl gefallen; Josefs Bildung und die Anmut seines Wesens fanden gerechte Würdigung seitens der Kaiserin Katharina. Wiewohl von beiden Seiten versichert wurde, es hätten damals politische Abmachungen nicht stattgefunden, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß man sich dahin verständigte, zur Verwirklichung beiderseitiger Absichten sich zu unterstützen. Dazu aber, sowie zur Ausführung aller seiner schöpferischen Ideen erhielt Josef noch in demselben Jahre volle Freiheit, als Maria Theresia Ende November 1780 ihr thatenreiches Leben beschloß.

In treuer Kindespflicht harrte der Kaiser die letzten Tage am Sterbebett der geliebten Mutter aus. Während der Fieberhitze, welche Maria Theresia in den letzten Augenblicken überfiel, versuchte sie durch eine krampfhafte Bewegung nach Atem Luft zu schöpfen. Es schien, als sie sich aufrichtete, als wolle sie ihren Lehnstuhl verlassen. „Wohin wollen Sie, geliebte Mutter?“ fragte der Kaiser besorgt, da er der Mutter starres Auge erblickte, das zum Himmel gerichtet war. „Zu dir hinauf — ich komme!“ antwortete die Kaiserin und sank leblos zurück. — Der Kaiser küßte ihr den letzten Atemzug von den Lippen. —

Der kaiserliche Menschenfreund in den Hütten der Armen.

6. Josef der Zweite, der Selbstherrscher und Menschenfreund.

Noch nicht vierzig Jahre alt, also im kräftigsten Mannesalter, trat Josef II. am 29. November 1780 die Regierung seiner Staaten an. Er war jetzt Selbstherrscher, aber nicht ein Selbstherrscher, der seine Willkür oder sein Vergnügen zur Richtschnur seiner Handlungen nahm, sondern der die Überzeugung hegte, daß er die unumschränkte Macht von Gott erhalten habe, um das übernommene Reich mit seinen 24000000 an Bildung und Einsicht, Bedürfnissen und Wünschen so ungleichartigen Bewohnern zu einer höheren Stufe von Wohlfahrt emporzuheben, durch gute und gerechte Gesetze den von ihm in Angriff genommenen Umbau des alten Staatsgebäudes zu festigen und seine Unterthanen durch eine gerechte und weise Regierung zu beglücken.

Der vertraute Ratgeber der verstorbenen Kaiserin, Fürst Kaunitz, stand auch Josef II. getreulich zur Seite. Als besonderes Amt verblieb ihm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Doch machte sich sein Einfluß

auch auf andern Gebieten geltend, wiewohl er selbst in seinem Departement niemand maßgebenden Einfluß gestattete, noch weniger irgend einen Vorrang. — In den Hauptsachen gingen der Kaiser und sein erster Minister meist Hand in Hand. Gewöhnlich suchte Josef den Staatskanzler in seiner Wohnung auf; denn schon zu der Kaiserin Zeiten war Kaunitz, dessen Sonderbarkeiten Anlaß zu manchem Gerede gab, immer seltener bei Hofe erschienen.

Die Lebensweise des Kaisers zeigte, daß er nicht an sich, an seine Bequemlichkeit dachte, sondern einzig und allein an die Fortentwickelung seiner Schöpfungen, zum Glück seiner Völker. Er stand im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr auf und arbeitete in bequemer Morgenkleidung mit seinem Sekretär drei Stunden, nahm hierauf ein Frühstück, gewöhnlich Kaffee — in seinen letzten Lebensjahren Schokolade — dann kleidete er sich an. Hierauf begab er sich in das Kabinett, wo er Kenntnis von den Berichten der Minister und andrer Beamten nahm und die erforderlichen Verfügungen diktirte. Er hatte dabei eine solche Fertigkeit erlangt und sein rascher Verstand durchdrang so klar die verwickeltsten Verhältnisse, daß er eine erstaunliche Masse von Geschäften an einem Tage bewältigte. Da er zugleich die Beschaffenheit der Landesteile und die Bedürfnisse ihrer Bewohner genauer kannte, so wußte er jedem seiner Beamten mit Rücksicht auf dessen Wirkungskreis sein Verhalten vorzuzeichnen.

Von Zeit zu Zeit, etwa nach Ablauf einer Stunde, begab er sich hinaus auf den anstoßenden sogenannten „Kontrolorgang", wo allen Bittstellern der freie Zutritt zu seiner Person gestattet war, wo der Hochgestellte wie der geringste Landmann mündlich oder schriftlich ihm Beschwerden und Wünsche vortragen durften. Inmitten des Gedränges vieler Hunderte ward er nicht müde, die oft sehr wunderlichen Gesuche entgegenzunehmen, befangene Leute aufzumuntern, Bedrängten Hilfe zu gewähren, mitunter auch die Frechheit derb zurückzuweisen. Hier war es, wo die Frau eines wegen Bankzettelfälschung zu längerer Zuchthausstrafe verurteilten Graveurs vor dem Kaiser einen Fußfall that und die trostreiche Antwort erhielt, daß ihre Kinder versorgt werden und sie selbst eine monatliche Unterstützung von einem Dukaten erhalten solle. Der Mann, welcher auf unserm Bilde hinter ihr steht und die Knieende aufrecht hält, ist der große Tondichter Mozart, der vom Kaiser zur Audienz beschieden ist, um mit ihm die Komposition einer Operette zu besprechen; neben demselben, zur Rechten, erblicken wir den ungarischen Historiographen und Domherrn P. Georg Pray, der dem Kaiser eine gelehrte Abhandlung überreicht; zur Linken einen jener Tapferen, die im Siebenjährigen Kriege zum Krüppel geschossen wurden, und den ungarischen Bauer, der seinem Monarchen erklärt, daß zwar sechs seiner Söhne schon bei den Fahnen, daß er aber selbst samt seinem letzten Sohne Soldat werden wolle, wenn der Kaiser noch mehr Leute brauche. An einen Pfeiler gelehnt, gewahren wir auch die beiden Juden, die dem Kaiser so viel von ihren Verdiensten vorgeredet hatten, daß dieser erklärte, sie nicht nach ihrem vollen Werte belohnen zu können, sondern dies Gott anheimstellen müsse.

Josef II. im Kontrolorgange.

Links endlich im Hintergrunde, zwischen dem Kaiser und seinem Sekretär Danton, schaut das Mädchen hervor, das sein Gesuch in französischer Sprache vorbringt und dem Josef mit dem ungnädigen Bemerken, „daß man sich ja nicht in Frankreich befände", den Rücken gekehrt. — Unter den im Kontrolorgang zur Audienz Erschienenen befand sich auch der zu jener Zeit vielgenannte Gelegenheitsdichter Thomas Aschenbrenner, den Josef gern kennen lernen wollte, um sich mit ihm über dessen außerordentliches Improvisationstalent zu unterhalten. Er hatte davon dem Kaiser einen Vorgeschmack geboten, als er einem armen Bittsteller zu einer Unterstützung verhalf, indem er dessen Ansuchen im Lapidarstil folgendermaßen anbrachte:

„Allergnädigster Herr und Fürst,
Mich friert, mich hungert, mich dürst'!"

Josef speiste meist allein, doch mit gutem Appetit, und er beeilte sich, damit rasch zustande zu kommen, nachdem er vorher zu Pferde oder zu Wagen frische Luft geschöpft hatte. Der Kaiser hielt seine frugale Mittagstafel, je nach dem Drange der Geschäfte, um drei, vier oder fünf Uhr.

Ein Feinschmecker war Josef gerade nicht; er fühlte sich völlig zufriedengestellt, wenn seine einzige Mundköchin ihm eine einfache, schmackhafte Hausmannskost bereitete, bei welcher, wie jeder von seiner Umgebung wohl wußte, seine Leibspeise Kartoffeln mit Kraut oder Sauerkraut obenan stand.

Des Kaisers Kammerdiener, Jakob Hartmann, durfte es bisweilen wagen, den Gebieter mit dem zeitweiligen Stadtgeklatsch zu unterhalten. Unter anderm hatte er dem kaiserlichen Herrn erzählt, daß die Wiener in Massen nach der Wiedener Vorstadt pilgerten, um dort den Gaumen an Schweinsbraten mit dem berühmten Kraute zu ergötzen, und daß diese beliebte Speise besonders in einem der vielen Wirtshäuser ganz vorzüglich bereitet würde.

Um über die Vorzüge des berühmten Gerichtes zu einem Urteile zu gelangen, begab sich Josef eines Tages nach dem genannten Speisehause. Am liebsten hätte er dies unerkannt gethan, aber der Wirt hatte den Monarchen alsbald erkannt und nahte sich demselben nun mit vom Haupte gezogenem Käppchen. Die Augen demütig niederschlagend, sprach er die Majestät an: „Dös ist abber schön, Ew. Majestät, daß Se a an Liebhaber vom Kraut sain." — „O längst", erwiderte leutselig der Monarch. — „Na schauens, Ew. Majestät", rief der Wirt erfreut in die Hände schlagend, „schauens, i selber bin halt a an solcher Krautnarr!" — Von diesem Tage an wollte jedermann nur noch bei dem „Krautnarren" seine Lieblingskost verzehren. —

Nicht selten sah man übrigens den Kaiser in den beliebteren Speisewirtschaften der Vorstädte einkehren; doch besuchte er auch mehrmals das beliebte Bierhaus zur „Pfeife" in der Goldschmiedgasse, das eine Mal, um das von der Ledererzunft gestiftete mächtig große Pfeifenmeisterstück, was dort aufgestellt war, zu besichtigen. Aus dieser Friedenspfeife schmauchte die gesamte ehrsame Zunft-Vorsteherschaft, wenn sich dieselbe zu irgend einer festlichen Veranlassung in dem gedachten Bierhause versammelte. Die Riesenpfeife wog 227 Wiener Pfund und zählte neben dem Hauptrohre noch 24 elastische Nebenrohre.

Eines Tages hatte Josef auch mal einem andern gern gesehenen Gasthaus einen Besuch abgestattet und dabei einen schönen Vogel in einem Käfig wahrgenommen, der sich gerade, als der Kaiser eintrat, recht sehr bemerklich zu machen wußte. Dem Kaiser war nicht unbekannt, daß die Wiener ihren Lieblingstieren gern menschliche Taufnamen beilegten, und fragte infolgedessen den Gasthausbesitzer: „Na, wie heißt denn der Kanari da?" — „Wie Ew. Majestät", antwortete der Wirt demütigst. — „Also wohl Josef?" — „Nein, wie Ew. Majestät." — „Na", sagte der Kaiser ärgerlich, „wenn er nicht Josef heißt, so sagt doch flugs und deutlich seinen Namen — heraus damit ohne viel Umschweife!" — Sich in den Haaren krauend, katzbuckelte der Wirt hin und her; nach vielen Umschweifen brachte er überaus verlegen endlich den Namen des Vogels heraus: „Wie du!" — so hieß derselbe.

Aus jener Zeit ist noch ein Bild erhalten, welches des Kaisers Eintreten in die vielbesuchte Studenten-Trinkstube zu Währing darstellt. Josef hatte viel von der in diesem Kneiplokal herrschenden Heiterkeit gehört und den Beschluß gefaßt, die jungen Leute durch einen Besuch zu überraschen.

Er verwirklichte auch diese Absicht gelegentlich der Begehung eines Festes in jenem geselligen Kreise, in welchem nach dem Erscheinen des hohen Gastes der sogenannte „Landesvater", das beliebte, schon seit dem 17. Jahrhundert in Deutschland eingebürgerte Studentenlied, bekannt durch seine eigentümlich feierliche Weise, angestimmt wurde. — Ein buckeliger Knirps beeilt sich auf dem gedachten Bilde, den „Bierplutzer" mit einem frischen Trunk zu füllen, um ihn dem Kaiser zu kredenzen.

Am Abend besuchte Josef meist das Theater oder einen geselligen Zirkel geistvoller Frauen, welche er seine „Fürstinnen" nannte. In dieser Gesellschaft, der in der Regel noch einige Hofherren beiwohnten, war die Unterhaltung lebhaft und anziehend, es ward musizirt, gespielt jedoch nicht. Josef hielt das Spiel für einen Beweis geistiger Armut. Während dieser Stunden schob Josef die schwersten Sorgenlasten von sich; da vergaß er den Monarchen und war nur Mensch, gemütlich, geistreich, voll Witz und harmloser Laune.

Noch mehr, als es bisher geschehen, suchte er die steife Etikette einzuschränken; die Vereinfachung des Hofstaates gestattete dies, der freie Zutritt zu seiner Person trugen weiterhin dazu bei. Freilich gerieten die Höflinge in gewaltige Aufregung, als der Monarch seiner Umgebung einen vorwiegend militärischen Zuschnitt verlieh und dies auch in seinem öffentlichen Auftreten kundgab. Als die bisher übliche altspanische Hoftracht, in welcher die deutschen Kaiser seit Karl V. und der Hofstaat bei allen feierlichen Gelegenheiten erschienen waren, in Verruf geriet und damit das Mantelkleid sowie ein guter Teil des lästigen Hofzeremoniells, da grollten und murrten freilich die Perückenstöcke und Kratzfüßler — allerdings mehr verstohlen als laut hörbar.

Bei seinen Spazierfahrten ließ sich Josef in der Regel nur durch einen einzigen Diener begleiten, weil er gern die Pferde selbst lenkte. Bei übler Witterung lud er nicht selten Personen, die ihn nicht kannten, ein, in seinem Wagen Platz zu nehmen; denn der leutselige Fürst hielt nicht so große Stücke auf den Unterschied der Stände wie der alte Fritz.

Rasch aufeinander folgende Neuerungen erregten fortgesetzt Unzufriedenheit in der Umgebung des Monarchen, doch ließ er sich durch die verdrossenen Gesichter der Hofleute keineswegs kopfscheu machen; er war auch nach dieser Richtung duldsam und nachsichtig, wie in allen Fällen, in denen das Staatsinteresse nicht ins Spiel kam. Die hohe Aufgabe, welcher er als Reformator des Staates sich mit rastlosem Eifer hingab, festigte ihn in seinen religiösen Anschauungen. In welchem Maße sein Glaube, dem Geiste des Christentums gemäß, ein werkthätiger war, das leuchtet aus unzähligen Handlungen des Edelsinnes, der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit hervor.

An einem bitterkalten Wintertage des Jahres 1775 ritten zwei Reiter von Wien aus nach einem benachbarten Orte. Einer derselben war Kaiser Josef II., der andre dessen Reitknecht, ein Mann, der schon geraume Zeit in kaiserlichen Diensten stand. Der Weg zeigte sich bald so verschneit, daß ihn Herr und Diener aus den Augen verloren und sich nun genötigt sahen, aufs Geratewohl querfeldein zu reiten. — Aber schon nach kurzer Zeit hatte

der Reitknecht das Unglück, daß sein Pferd infolge eines Fehltrittes strauchelte; das Tier versank in einen tiefen Graben, den der Wind mit Schnee verdeckt hatte. — Roß und Reiter sanken immer tiefer und verschwanden bald fast vollständig in der Schneeverwehung. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, sprang der Kaiser vom Pferde, reichte dem Diener die Hand und suchte ihn unter der größten Anstrengung aus der nicht wenig gefährlichen Lage zu befreien. Allein vergeblich. Der Monarch versank selber bei dem Rettungsversuche so tief, daß er sich nur mit Mühe und Not wieder aus dem Schnee heraus und aus dem Graben empor zu arbeiten vermochte.

„Hab' nur kurze Zeit Geduld", rief Josef dem Diener ermutigend zu. „Ich eile, Hilfe herbeizuschaffen, da es mir, wie ich sehe, allein doch nicht gelingt, dich herauszuholen." — Bei diesen Worten schwang er sich wieder auf sein Pferd und sprengte den nächstgelegenen Häusern der Stadt zu, wobei er mehr als einmal sich der Gefahr ausgesetzt sah, von neuem zu versinken. Schweißtriefend langte er in der Vorstadt an. Sofort hieß er mehrere Leute sich zu Pferde setzen und an der Spitze derselben eilte er zurück zu der Stelle, wo sein Begleiter verunglückt war. — Die Lage des Reitknechts hatte sich unterdessen um nichts gebessert, ja er war noch tiefer eingesunken. Aber schon nahte der Helfer und es gelang, den bereits Halbtoten dem kalten Grabe zu entreißen und ihn auch nach kurzem Bemühen zum Bewußtsein zurückzurufen.

Es dürfte mancher der Leser hier denken, es sei gerade nicht zu verwundern, wenn ein „braver Mann", und säße er auch auf dem Throne, sein eignes Leben daran wagt, einen andern „Braven", dessen Treue er zu schätzen Ursache hat, aus Not und Lebensgefahr zu erretten; indes der edle Josef hegte dieselbe menschenfreundliche Gesinnung für alle Welt.

Es traf sich, daß, als Josef II. in einfach bürgerlichem Kleide die Umgegend Wiens durchstreifte, er sich durch einen solchen Spaziergang etwas ermüdet fühlte. Nach einer Labung sich sehnend, trat er in Weidling in ein Wirtshaus ein, um ein Glas Wein mit Wasser zu genießen. Bereits saß daselbst an dem Gasttische ein Offizier, neben dem der Kaiser Platz nahm. Während des bald in Schwung gekommenen Gespräches erfuhr Josef nun von seinem Nachbar, daß dieser nach Wien gereist sei, um sich wegen oftmaliger Zurücksetzung bei dem Kriegsherrn zu beschweren. Der Beschwerdeführer hatte den Türkenkrieg mitgemacht und mehrere Wunden aufzuweisen; dennoch war er nicht weiter als bis zum Hauptmann vorgerückt. Der Kaiser fragte den neuen Bekannten, indem er dessen Glas wieder füllte, gütig, ob er denn zustehenden Orts und bereits höchster Instanz seine Beschwerde angebracht habe. Der Hauptmann bejahte die Frage und fügte hinzu, daß man ihn unter Vertröstung auf ein bald zu erwartendes Avancement zur Geduld verwiesen habe; freilich falle es ihm nachgerade schwer, die Geduld nicht zu verlieren, dieweil derselbe Bescheid ihm schon manchmal geworden. „Deshalb", schloß er, „wende ich mich nun an den Kaiser selbst und bin überzeugt, daß er mein Gesuch, als ein gerechtes, erhören wird." — „Wenn aber der Kaiser", versetzte Josef, „Sie auch wieder zur Geduld verweist, was dann?" —

„I nun", meinte der Hauptmann, der schon das Zuwarten gelernt hatte: „dann werd' ich mich in Geduld weiter üben, und es bleibt halt beim Alten."

Nach einigen Tagen erschien der Hauptmann zur Audienz in der Hofburg; er stutzte, als er, vor den Kaiser tretend, in ein ihm bereits bekanntes Gesicht blickte, denn er erinnerte sich alsbald seines Tischgenossen aus dem Gasthause in Weidling. Doch als echter, unerschrockener Soldat ließ er sich nichts von seiner Überraschung merken und brachte seine Bitte mit aller Bescheidenheit, aber auch mit einem gewissen Selbstgefühl und beherztem Eifer vor. Der Kaiser fragte ihn, wie im Gasthause, ob er denn bei der rechten Stelle seine Sache schon vorgebracht habe, und als der Hauptmann diese Frage bejahte und hinzusetzte: „Aber leider ohne Erfolg", tröstete ihn der Kaiser: „Ja sehen Sie, bester Hauptmann, es geht alles nach der Ordnung und in der richtigen Reihe, und davon kann auch ich nicht abgehen." — Der Hauptmann nahm sich zusammen und sagte: „Euer Majestät, dann bleibt es halt beim Alten!" — „Nein, Herr Major", erwiderte der Kaiser lächelnd, „es bleibt doch nicht immer beim Alten!" — Das Angesicht des neuen Majors strahlte vor Aufregung, eine Dankesthräne glänzte in den Augen des nun zufrieden Gestellten.

Eines Tages bemerkte Josef, wieder in der Kleidung eines wohlhabenden Bürgers, in der Nähe der Kirche, an welcher sein Weg vorbeiführte, eine Anzahl armer Leute, welche die Kirchgänger um Almosen anflehten. Auch der Kaiser teilte seine Gaben unter die Bedürftigen und wollte sich eben wieder entfernen, als ein etwa zwölfjähriger Knabe schüchtern auf ihn zukam. „Was willst du, kleiner Freund?" fragte Josef teilnehmend. — „O gnäd'ger Herr", entgegnete das Bürschchen mit thränenvollem Auge, „Sie scheinen so gut; Sie werden mich nicht zurückstoßen." — „Was fehlt dir, Kind? Sprich!" forschte wohlwollend der Fürst weiter. — „O! wie gut sind Sie. Noch vor wenigen Monaten hätten wir nicht gedacht, selbst einmal des Brotes entbehren zu müssen. Mein Vater war ein braver Offizier; aber er wurde alt und die im Kriege empfangenen Wunden schmerzten ihn. Er mußte um Abschied bitten. Anfang dieses Jahres starb er, und nun haben wir nichts zu leben. Selbst die kleine Pension, die der Kaiser meinem Vater ausbezahlen ließ, geht uns verloren." — „Armes Kind! Hast du noch Geschwister?" — „Ja, gnädiger Herr, noch zwei kleinere Brüder. Sie sind bei der Mutter, die sterbenskrank daheim hier in der Nähe niederliegt. Kummer und Not haben sie elend gemacht. Ach Gott, was sollte aus uns werden, wenn auch sie stürbe!" — Die Thränen des armen Knaben strömten reichlicher. — „Höre, liebes Kind! Vor allem geh' rasch zu einem Arzte, hier ist Geld für seinen Besuch bei deiner Mutter; und nun trockne deine Thränen und sei guten Mutes. Vergiß auch nicht, zu Gott zu beten, daß er den Kaiser an die Dienste deines Vaters erinnere. Auf Wiedersehen!" — Der Knabe begab sich hocherfreut zum Arzte, während Kaiser Josef selbst stracks der Wohnung der verlassenen Witwe zueilte. Hier zeugte alles vom tiefsten Elend. Im Zimmer, wo die Kranke lag, befand sich kein einziges

Möbel mehr außer dem Bette, das erbärmlich genug aussah. Nur ein Christusbild aus Elfenbein hing noch an der Wand. Die bleiche junge Frau, welche offenbar den höheren Ständen angehörte, atmete schwer; in ihren Augen schien fast alles Leben erloschen. — Als der Fremde eintrat, blickten Mutter und Kinder erstaunt zu ihm auf. „Ich bin Arzt", sagte Josef, „und komme, Ihnen meine Dienste anzubieten!" — „Ach, gnäd'ger Herr", erwiderte die Frau mit matter Stimme, „ich werde Sie schwerlich lohnen können." — „Seien Sie darüber ohne Sorge. Wenn ich Sie rette, fühle ich mich belohnt."

Nun trat Josef ans Krankenlager, fühlte der Frau den Puls, notirte einige Worte und legte das Papier auf den Kamin. — „Hier die Verordnung", sagte er; „bald hoffe ich zu erfahren, daß die Medizin Ihnen geholfen." Ein Wink zum Abschied, und der Fremde war verschwunden.

Einige Minuten später erschien der Witwe ältester Knabe, vom wirklichen Arzte begleitet. Freudig erzählte er seine Begegnung an der Kirche. — „Aber es ist ja schon ein Arzt hier gewesen", sagte die Kranke überrascht, „dort liegt sein Rezept; nimm es, Kind!" Der Sohn nahm die Schrift und las. „O, Mama!" unterbrach er sich selbst, „es ist mein Unbekannter! Der Kaiser setzt uns eine Pension aus. Horch nur, was hier geschrieben steht:

„Madame! Ihr reizender Knabe, dem ein glücklicher Zufall mich in der Stadt begegnen ließ, hat mir erzählt, daß Sie die Witwe eines meiner tapfersten Offiziere seien und dennoch des Brotes ermangeln. Der Kaiser kannte Ihr Unglück nicht; beschuldigen Sie ihn nicht der Ungerechtigkeit. Es ist sehr schwer für ihn, alles zu erfahren, was er wissen sollte. Jetzt, da er unterrichtet ist, wird er, soviel an ihm liegt, Ihnen einigen Trost bringen und Ihnen die Mittel bieten, Ihre Kinder zu erziehen. Mein Schatzmeister wird den Befehl erhalten, Ihren Namen auf die Liste der kaiserlichen Pensionen zu setzen. Josef."

Der Dank und die Freude der Beglückten entsprachen der Überraschung; der herangetretene Arzt wischte sich eine Thräne der Rührung aus dem Auge.

Und Josef? — er konnte sich auch am Abende nach jenem Vorfalle — wie es einst Titus zu thun pflegte — das Zeugnis ausstellen: „Diesen Tag meines Lebens habe ich nicht verloren!"

Die vorstehende Anekdote ist vielleicht der Mehrzahl der Leser dieses Buches bekannt; sie ist aber gleich der nachfolgenden so bezeichnend für den Charakter unsres fürstlichen Menschenfreundes, daß wir auch letzterer einen Platz vergönnen. Eines Tages während einer Reise begegnete er einem Bauer. Der Kaiser fragte denselben: „Wohin des Weges, mein Freund?" — „Ich suche einen Paten für mein neuntes Kind; meine Frau hat schon alles hergerichtet, und noch ist kein Pate da!" — „Macht Euch keine Sorgen, Freund, ich will mit Euch gehen", sagte Josef und folgte dem Landmann. Der Bauer fragt nun seinen Begleiter: „Was denkt Ihr, Gevatter, was meine Frau Gutes gekocht hat? Ratet nur drauf los, aber was Gut's."

Kaiser Joſef als Arzt.

Nun rät der Kaiser, trifft's aber immer nicht, und jedesmal sagt der Bauer: „Höher 'nauf, immer höher 'nauf!" Endlich, des nutzlosen Ratens müde, ruft der Rätselschmied verdrießlich: „Erzgebirgsche Klöße sind's, die sie im Kochtopf hat." — Nun kommt die Reihe an den Kaiser; er gibt ein gleich schweres Rätsel auf. „Wer glaubst du wohl", sagte er, „wer der Pate deines Kindes ist?" Der Bauer rät vom Handwerker und Handelsmann aufwärts; beim Baron, Grafen und Fürsten angelangt, ruft der Kaiser weiter: „Höher 'nauf, höher 'nauf!" Schon beim Rat und Edelmann waren dem Bäuerlein vor Erstaunen die Arme am Leibe heruntergesunken; als er aber bis zum General und zuletzt bis zum Kaiser gelangt ist, stürzt er vor Schreck zu Boden und kann sich kaum erholen. Der leutselige Fürst aber ward nun erst recht Pate des Kindes.

An die Entstehung des Lottos knüpft sich eine gleich anmutige Erinnerung an den kaiserlichen Menschenfreund. Es entstammt jener Zeit, als der sogenannte „Kaiser Josef-Neunzehner" viel von sich reden machte. Es ward nämlich gerade am Namensfest des Monarchen, dem 19. März, diese Ziffer mit Vorliebe gewählt und wurden darauf starke Posten gesetzt, was bis in die neueste Zeit selbst sich fortvererbt hat. Als Entstehungsgrund erzählt man sich, daß der Kaiser auf einem seiner, in unansehnlichem Kleide unternommenen Spaziergänge von einem greisen Mütterlein angegangen worden sei, ihr doch „eine gute Nummer" zum Setzen anzuraten. Der Kaiser habe nun in gemütlicher Weise der Alten zur Antwort gegeben: „Na Mutter, da setze sie nur meinen Namenstag, ich heiße Josef." Damit war aber das Mütterlein nicht befriedigt, sie bat vielmehr den freundlichen Unbekannten, indem sie ihm das Setzgeld einhändigte, für sie auch das Geschäft des Loszettelkaufs zu verrichten, weil dann wohl die Zahl 19 um so eher „herauskäme." Der Kaiser willfahrte der Bittstellerin und drückte nach Empfangnahme des Zettels diesen dem Mütterlein in die Hand. Hierauf entfernte er sich rasch, ohne eine Danksagung abzuwarten. — Wie erstaunte aber die Alte, als die Nummer 19 wirklich und zwar schon auf den ersten Ruf herausgekommen war und ihr der Trafikant (Lottokollekteur) 67 Dukaten auszahlte. — Gar bald löste sich das Rätsel. Josef hatte die Nummer nicht mit dem geringen, ihm übergebenen Kreuzergeld besetzt, sondern mit einem Dukaten. — Von jener Zeit an spielten nun die Wiener mit Leidenschaft die Nummer 19, den „Kaiser Josef-Neunzehner".

Josefs Privatleben ist reich an dergleichen herzgewinnenden Zügen. Wir haben erzählt, wie gern er sich unerkannt unter die Leute mischte; wie er es als eine Lebensaufgabe erachtete, die Bedrängten, Verfolgten und Hilflosen aufzusuchen; wie gern er es verzieh, wenn man ihn vernachlässigte, um andern beizustehen. Unerbittlich, ja selbst leidenschaftlich konnte er aber hin und wieder gegen solche auftreten, durch deren Schuld andre litten. Einen falschen Denunzianten ließ er bei Brot und Wasser in einen Hundestall einsperren, tyrannischen Amtsleuten die Prügel, welche sie armen Bauern verordnet, mit Zins und Zinseszinsen wieder zurückerstatten.

7. Josef der Zweite als Reformator.

Als Josef seine großen Reformgedanken im Innern seines Reiches zu verwirklichen begann, fand er wenig zuverlässige Stützen in den Reihen der Räthe seiner verstorbenen Mutter. Zu seinen vertrauten Rathgebern gehörten: der von ihm hochgehaltene Generalfeldmarschall Graf Lascy, der gelehrte Präsident des kaiserlichen Hofkriegsrathes; der mehrfach schon hervorgehobene Hofkanzler Fürst Kaunitz, welcher an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten verblieb; der schon genannte hochsinnige kaiserliche Hofrath Freiherr Josef von Sonnenfels, der immer größeren Einfluß gewann; weiterhin Baron Kreſſel, die Räthe Eger, Izdenczi, Graf Rosenberg u. a. Die Männer der früheren Staatsverwaltung dagegen traten immer mehr zurück. Graf Starhemberg ward allerdings im Departement des Innern und im Reichshof- (oder Staats-) Rath verwendet, jedoch führte der dem Reichshofkanzler genehmere Graf Anton Perchen die eigentlichen Direktionsgeschäfte der Staatskanzlei; als seine rechte Hand für die Schriftführung galt der gewandte Baron Binder.

Josef kannte die alten, dem Staatswesen immer gefährlicher werdenden Schäden ganz genau. Sein Augenmerk war daher dahin gerichtet, durch wohlgemeinte Maßregeln die Übelstände zu entfernen und die morschen Stellen des Staatsbaues nach Kräften auszubessern, damit nicht ein Sturm

von außen neue Gefahren bringen konnte. Zunächst galt es, die Leistungsfähigkeit des Staates zu erhöhen. Österreichs Staatsschulden beliefen sich beim Regierungsantritt Josefs auf die für die damalige Zeit überaus hohe Summe von 440 Millionen Gulden. Indes waren damals schon die vielgerühmten „reichen Hilfsquellen" der Kaiserlande sprichwörtlich. Sie ergiebiger zu machen, galt es nun, damit der Staatsbankrott, dessen Einbruch die Schwarzseher verschiedener Perioden prophezeiten, verhütet würde. Da mußten denn gar manche direkte und indirekte Steuerschrauben zur Anwendung gebracht werden, um den Staatssäckel zu füllen. Zu den uns heute weniger sympathischen Einnahmequellen gehörte das Zahlenlottospiel, welches zu Prag im Jahre 1754, in Graz 1757, in Ofen 1770, in Brünn 1771, in Linz 1778 zugelassen worden war. Aber die daher rührenden Mehreinnahmen erwiesen sich als völlig unzureichend. Eine entschiedene Wendung zum Bessern herbeizuführen mochte um so unerläßlicher erscheinen, als der Zauberschein von Österreichs Macht seit den schlesischen Kriegen doch etwas geblichen war. Die kaiserlichen Staatslenker konnten sich der Besorgnis nicht entschlagen, König Friedrich II. werde sich mit den erreichten Erfolgen keineswegs zufrieden geben, sondern darbietende Gelegenheiten zu weiterem Umsichgreifen benutzen, sowohl um die neugewonnene Stellung zu befestigen, als auch, um, wenn möglich, die Jahrhunderte alte Vorherrschaft des Hauses Habsburg in Deutschland zu brechen.

Um den etwas verblichenen Glanz des Erzhauses aufzufrischen und das Ansehen Österreichs aufrecht zu halten, mußten dessen Einkünfte erhöht werden; aber es sollte dies weniger durch neue Abgaben, als vielmehr durch Vermehrung der Steuerkraft mittels Hebung der Volksarbeit, sodann durch Verbesserung der Steuergesetzgebung und endlich durch Erweiterung des Miterwerbs auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens geschehen. Deswegen ward in den folgenden Jahren die Begründung der Abgaben auf die Grundsteuer, nach Umfang und innerem Wert des Bodens, ernstlich in Aussicht genommen, sowie mit Aufhebung der Leibeigenschaft begonnen; als belebendes Element aber die Einwanderung tüchtiger Gewerbtreibender begünstigt. — Vor Josef lebte die überwiegende Zahl der bisher von den Jesuiten am Gängelbande geleiteten Katholiken ohne höhern Aufschwung dahin — nun wurden die schreiendsten Hindernisse aus dem Wege geräumt, um die Verbrauchserzeugnisse zu vermehren, sowie die Arbeitsthätigkeit durch die seither verfolgten Protestanten und die vertriebenen oder gedrückten Juden zu verstärken. Diese ebenso gerechte wie folgenreiche Maßregel ließ sich freilich nicht durchführen, ohne den Widerspruch der Geistlichkeit hervorzurufen; Josef wußte recht wohl, daß der übermächtige Einfluß der Kirchengewalt gebrochen werden mußte, sollte von einer Neubelebung des Staatskörpers überhaupt die Rede sein.

Verbesserungen und Aufmunterungen, gleich den besprochenen, führten nicht so bald, gewiß aber in Jahr und Tag, die Herstellung eines wünschenswerten Gleichgewichts zwischen Ausgaben und Einnahmen mittels möglichster Entlastung des Budgets herbei. Zu demselben Zwecke ward auf Verringerung

der großen Menge von Pensionen und andrer Staatsbedürfnisse hingewirkt. Freilich konnte die Tragweite aller dieser Maßnahmen nicht mit einem Male sich dem gewöhnlichen Auge enthüllen.

Schon kurz nach seiner Thronbesteigung brachte der Kaiser eine längst gehegte Absicht zur Ausführung. Seit 150 Jahren hatten die Bewohner der österreichischen Niederlande keinen ihrer Regenten in ihrem Lande gesehen — die Stimmung gegen Österreich erschien unter solchen Umständen und bei der Nähe des damals schon erregten Frankreichs durchaus nicht als eine besonders günstige. Es lag dem Kaiser daran, die Gesinnung der Belgier zu erforschen und ihre Herzen zu gewinnen. Aus diesem Grunde unternahm er eine Reise nach den Niederlanden; der Ruf, welcher dem Monarchen voranging, begünstigte sein Vorhaben. Das leutselige Wesen des Monarchen gefiel den Brabantern und Flamländern in hohem Grade. Schon die fromme Selbsterniedrigung, mit der Josef in Luxemburg bei einem Hochamte, den für ihn bestimmten Platz ablehnend, mitten unter dem Volke niederkniete, indem er sprach: „Vor dem Höchsten sind wir alle gleich!“ — und andre Beweise von echt menschlicher Denkart machten Eindruck auf die Gemüter. „Seht nur“, riefen die erstaunten Niederländer, „wie gütig, wie herablassend und wie leutselig er ist!“ Und Josef, gerührt von der schnell sich bemerkbar machenden Liebe, antwortete mit liebenswürdiger Zutraulichkeit: „Kinder, was wundert ihr euch über mich, bin ich nicht euer Vater, euer Freund!?“

Nachdem der Zweck des Kaisers, das Band des Vertrauens und der Liebe zwischen Volk und Regenten fester zu knüpfen, in den belgischen Erblanden erreicht schien, blieb ihm noch übrig, Frankreich für sich zu gewinnen und den weniger vorteilhaften Eindruck, den seine erste Reise auf einen Teil der höheren Gesellschaft von Paris gemacht hatte, wieder zu verwischen. Bevor er sich jedoch nach der französischen Hauptstadt begab, besuchte er Holland, teils um sich über die Verhältnisse des für ihn so wichtigen Nachbarstaates zu unterrichten, teils um neue Kenntnisse einzusammeln. Die Reise ging über Rotterdam, Delft, Leiden und Amsterdam. Wie gewöhnlich, besichtigte er allerorten die vorhandenen Sammlungen, öffentliche Anstalten und sonstige Sehenswürdigkeiten, darunter auch das Dorf Saardam, wo einst Peter der Große als Zimmermann den Schiffsbau erlernt hatte.

Die Reise Josefs nach Frankreich, die nur kurze Zeit dauerte, und von der er schon im August zurückkam, sollte friedfertigen Absichten dienen helfen. Ein Bündnis mit Frankreich schien für die hohen Pläne wünschenswert, welche des Kaisers Seele erfüllten. Josefs Politik ging damals mit den Ideen seines ersten Ministers Kaunitz Hand in Hand: Österreich nach außen hin stark und achtunggebietend zu erhalten und sich dabei auf Eroberungen im Innern zu beschränken. Wollte er seine großen Reformen durchführen, so mußte Josef sorgsam darauf Bedacht nehmen, daß keine auswärtigen Zwischenfälle Unterbrechungen herbeiführten, die dem friedlichen Verlaufe sowie der Fortentwickelung der bevorstehenden großen Umgestaltung gefährlich werden konnten.

Eilig, als ob er die Kürze seines Lebens geahnt und deswegen gewünscht hätte, gern recht vieles rasch fertig zu bringen: — legte Josef nach seiner Heimkehr eifrig Hand an den Ausbau seines großen Reformwerkes. Seinem Plane gemäß sollten alle Provinzen und Staaten mit ihren vielen Millionen Einwohnern — so verschieden sie auch sonst durch Abstammung, Sitten, Rechtsgewohnheiten und bürgerliche Einrichtungen waren — zu einem einzigen großen Ganzen verschmolzen werden; gleiches Recht, wirksame und gute menschliche Gesetze sollten die verschiedenen Teile verbinden, gleiche Interessen, gleiche Besteuerung, einerlei Hauptsprache und endlich ein und dasselbe Nationalgefühl die verschiedenen Völker unauflöslich miteinander verknüpfen.

Groß, weit ausschauend, schöpferisch waren die Gedanken des Landesvaters. Doch die Völker Josefs waren einander außerordentlich unähnlich, sowohl an Bildung wie in ihren Wünschen und Bedürfnissen, ebenso verschieden wie in Religion, Sprache und Sitten. Sie würdigten des Kaisers Absichten nicht, weil man sie nicht verstand; was dem einen gefiel oder nützlich dünkte, mißfiel dem andern. Dazu kam, daß wichtige Teile der österreichischen Erblande, namentlich die Niederlande, nicht minder Ungarn und Tirol, in eigentümlicher Weise, viel selbständiger als andre Länder, sich entwickelt hatten, und daß sie große Stücke auf ihre alten, hergebrachten Gewohnheiten und Gerechtsame hielten. Maria Theresia hatte mit mütterlicher Liebe alle ihre Völker umfaßt, die Keime des Bessern, wo sie aufbrachen, gepflegt, aber nur behutsam weiter entwickelt. Nur allmählich hatte die Kaiserin es gewagt, auf bedachtsame Weise ihre Staaten für Verbesserungen und eine höhere Kultur empfänglich zu machen. Solange sie an der Spitze stand und die stürmische Hast des Sohnes mäßigte, liebte und verehrte man den edlen Josef, blickten Millionen auf ihn als auf einen von Gott gesandten Wohlthäter.

Als aber der stürmisch-feurige Monarch allein und selbständig die Zügel ergriff, die gewohnten Verhältnisse und langjährige Mißbräuche und Übelstände ohne Schonung zu beseitigen begann, um für den beabsichtigten großartigen Neubau Raum und Luft zu gewinnen, um wie mit einem Zauberschlage ein goldenes Zeitalter herauf zu beschwören: da fühlte man sich überrascht aus dem alten Geleise gerissen, unsanft berührt, verletzt, da erhob sich Tadel, Widerspruch, Widerstand, endlich offene Rebellion.

Der wohlmeinende Monarch verkannte, daß diese unter sich so unähnlichen Teile, aus welchen das Ganze seiner Staaten bestand, nur äußerst langsam, nur ganz allmählich einander genähert und miteinander verschmolzen werden konnten. Um gewaltsamere Mittel mit Erfolg in Anwendung zu bringen, fehlte ihm das Geschick und das Glück des Kriegers, der durch Siege und Ruhm seinen Thron stützt und jeden Widerspruch mit Pulver und Blei zum Schweigen zu bringen vermag. Noch weniger verstand er das geduldige Abwarten. Er selbst wollte noch die Frucht seiner Mühen ernten, sich selbst noch am Anblick gelungener Werke laben.

Dieser so echt menschliche Irrtum Josefs war es, welcher den Sturm entfesselte, der binnen wenig Jahren dem rastlosen Schaffen des Kaisers ein

Ende machte, der sein Dasein vergiftete und ihm ein frühes Grab bereitete. Denn ehe die Zeit lindernd einschreiten, ehe die allmähliche Gewöhnung ihr Versöhnungswerk vollbringen konnte, war der Faden abgesponnen, das kostbare Leben des schöpferischen Fürsten vom Tode vernichtet.

Als Josef II. die Zügel des Regiments ergriff, herrschten in Österreich vielfach noch mittelalterliche Zustände. Mächtige Standesherren und eine überaus einflußreiche Geistlichkeit drückten und beherrschten das Land; die Bauern waren mit wenigen Ausnahmen leibeigne Knechte, der Handwerker meist ungebildet; ein guter Teil der höheren Gesellschaft lebte sorglos, leichtfertig, vergnügungssüchtig und unwissend dahin. Die gebildete Klasse befand sich im ganzen Reiche in so großer Minderzahl, daß sich der Kaiser auf sie nicht stützen konnte. Die in allen Schichten der Bevölkerung herrschende Verkommenheit fand Förderung „durch einen Haufen unwissender, fauler Beamten, durch Räthe und Minister ohne Weisheit, durch Richter ohne Achtung für das Recht und von Vorurteilen befangen, durch eine große Anzahl Priester ohne Religion, ohne Wissenschaft, ohne kirchlichen Sinn, durch eingekaufte Hauptleute ohne Talent und ohne Bildung, durch Soldaten ohne Ehrliebe und Zucht, durch Bürger ohne Sitten und Gemeingeist."

Josef begann seine Neuerungen mit Anlegung von Führungslisten über das Verhalten der Beamten, was gleich nach dem Tode der Kaiserin angeordnet ward, in der Absicht, in Stand gesetzt zu sein, die Tüchtigkeit und den Pflichteifer der Staatsdiener besser beurteilen zu können. Hierauf trat eine Beschränkung der Bücherzensur ins Leben, welche außer andern Bestimmungen feststellte, daß Kritiken über den Landesherrn oder staatliche Einrichtungen wohl erlaubt sein sollten, wenn sie nicht offenbare Schmähungen enthielten. — Der Kaiser erkannte den Urgrund der überall hervortretenden Versunkenheit; von Volksbildung konnte damals nicht die Rede sein.

Als Maria Theresia den Thron bestieg, befanden sich sämtliche Schulen noch in den Händen der Geistlichkeit. Erst unter der wohlmeinenden Regentin wurde das Volksschulwesen durch das 1774 ausgearbeitete Schulgesetz zur Staatssache und damit die Grundlage einer allgemeineren besseren Volksbildung gewonnen. Indes die langjährige Vernachlässigung derselben rächte sich — der Schulunterricht, wo ein solcher stattfand, war ja meist ein dürftiger und einseitiger geblieben. Durch die größten Verkehrtheiten und die fortherrschende Gleichgültigkeit verkümmert, hatten die besseren Keime des Schulwesens nicht zur Blüte gelangen können.

Mit nachhaltigem Eifer unterstützte und förderte Josef die unermüdlichen Bestrebungen Gerhards van Swieten, als die Kaiserin Maria Theresia in die Hände ihres hochverdienten Leibarztes die Hebung und Umgestaltung des höheren Studienwesens, vornehmlich der Universitäten, legte. Wie sich dieser würdige Mann als Direktor des gesamten Medizinalwesens sowie als Förderer kulturlicher Fortschritte große Verdienste um Österreich erwarb, so knüpft sich an seinen Namen auch noch die zweckmäßigere Einrichtung und Erweiterung der k. k. Hofbibliothek.

Die höheren und mittleren Schulen, bisher hauptsächlich von Mitgliedern des Jesuitenordens geleitet, waren unter demselben in immer größeren Verfall geraten. Als der wissenschaftliche Aufschwung im Auslande erkennen ließ, wie merklich dieser Niedergang war, da mußte an eine gründliche Abhilfe gedacht werden und es wurden die höheren Unterrichtsanstalten der Fürsorge des vorher genannten aufgeklärten Mannes unterstellt. Dieser war als Naturforscher zu Ruf und Ansehen gelangt und wußte die Segnungen allgemeiner Bildung zu würdigen. Es gelang ihm auch, tüchtige Lehrkräfte heranzuziehen, und er half eifrig nach, wo es am meisten not that.

Gerhard van Swieten.

Er sorgte dafür, gewissen Disziplinen durch besondere Lehrstühle Bahn zu brechen und gewann z. B. den tüchtigen Josef von Sonnenfels zur Übernahme der Professur der Kameralwissenschaft. Wie kaum ein andrer hat sich letzterer um Verbreitung der Aufklärung in Österreich verdient gemacht. Deswegen war auch er vorzugsweise den Angriffen der Geistlichkeit ausgesetzt; doch fand er kräftigen Anhalt sowohl an dem Kaiser wie an dem Staatskanzler.

Das Schulgesetz vom Jahre 1774 blieb auch unter Josef in Gültigkeit, nur ward es durchgreifender gehandhabt und besonders auf regelmäßigen Schulbesuch geachtet. Es gab bisher drei Klassen von Schulen: Normal-, Haupt- und Trivialschulen, die man beibehielt. Unter der neuen Regierung wurden Schulfonds gegründet, Schulkommissionen und Schulpatronate eingeführt und

im Jahre 1786 Kreis- und Bezirksschulinspektoren angestellt. Gleichzeitig entstand in Wien ein Lehrerseminar und der Ausbildung tüchtiger Lehrer und Erzieherinnen ward erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. Die Einführung von Generalseminarien, an welchen Josef mit besonderer Beharrlichkeit festhielt, führte allerdings zu mancherlei unangenehmen Vorkommnissen, zumal der Kaiser gerade hier in der Wahl der Personen nicht sehr glücklich war. Jene Hartnäckigkeit, womit er seine Reformen nach dieser Hinsicht verfolgte, gab den ersten Anlaß zum Abfall der österreichischen Niederlande.

Reichsfreiherr Josef von Sonnenfels.

Die Stellung der Lehrer war eine geachtete; der vom Militärdienst befreite Lehrerstand genoß in den höheren Altersstufen die Wohlthat des Pensionsbezuges. — Jede Provinz, beziehentlich jedes Kronland, hatte ihren eignen Normalschul-Bücherverlag.

Einsichtsvoll begünstigte der Monarch den von Kindermann eingeführten Industrieunterricht; die Mädchen lernten stricken, nähen, spinnen, klöppeln; die Knaben empfingen Unterweisung im Obst- und Gartenbau sowie in der Seidenraupenzucht. — Auch dem Taubstummenunterricht, dem man damals Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen hatte, widmete der umsichtige Herrscher Zeit und Kräfte. Im Jahre 1779 wurde zu Wien die erste Taubstummenanstalt nach dem Muster der Pariser ins Leben gerufen; im

Jahre 1786 zu Prag die zweite. Erster Direktor des trefflichen Wiener Instituts war der würdige Weltpriester Stork, welcher mit dem Sprachlehrer May nach Paris gesendet worden war, um das preiswürdige Werk des Abbé de l'Epée durch Augenschein an Ort und Stelle kennen zu lernen. — Später ward das Institut in einem eignen Gebäude in der Vorstadt Wieden untergebracht.

Auch die geistige Hebung des Militärstandes ließ sich Josef angelegen sein. In diesem Sinne braucht man nur an die Errichtung der Militärakademie zu Wiener-Neustadt zu erinnern, welche am 5. Mai 1786 eröffnet ward. Noch heute ist diese Anstalt die Bildungsstätte einer großen Zahl von tüchtigen Offizieren der kaiserlichen Armee, woran es zur Zeit Josefs in hohem Grade noch mangelte.

Eine folgewichtige, vielfach angefochtene Verfügung bezweckte die Einführung der deutschen Sprache bei den öffentlichen Vorlesungen an den höheren Lehranstalten anstatt der bisher üblichen lateinischen, wodurch der Unterricht nur schwerfällig geworden, ja oft ganz unfruchtbar geblieben war. Den zur Staatsprüfung zugelassenen Studirenden wurde es freigestellt, die Prüfungen in deutscher oder lateinischer Sprache zu bestehen.

Dem Eifer, welcher dem Unterrichtswesen zugewendet wurde, entsprach der Erfolg. Im Jahre 1780 bestanden in Österreich bereits 3993 vorschriftsmäßig eingerichtete Volksschulen und das Volksunterrichtswesen nahm auch für die Folge solch erfreulichen Fortgang, daß 1788 in Böhmen gegen 175000 oder zwei Drittel aller schulpflichtigen Kinder Unterricht genossen. Bis zu seinem frühen Tode blieb die geistige und sittliche Bildung des Volkes Herzenssache des unvergeßlichen Fürsten.

Josefs preiswürdige Absichten gipfelten darin, den Nachwuchs seines Volkes nach einem einzigen großen Erziehungsplan gleichmäßig und überall zu gut unterrichteten Bürgern, brauchbaren Staatsbeamten, Militärs und Volkslehrern heranbilden zu lassen. Zweckdienliche Einrichtung der Schulen, gleichmäßige Lehrstunden und Lehrgegenstände, strenge Ordnung und Gehorsam sollten zum Ziele führen. Das Gefühl des Gemeinsinnes, Ehrliebe und Vaterlandsliebe, Frömmigkeit und Duldsamkeit sollten schon in den Schulen den Gemütern eingepflanzt werden. —

Nach dem Tode des wohlmeinenden Kaisers trat leider auch auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ein verhängnisvoller Umschlag ein und manches unter Josef mit großen Kosten und nach unendlichen Anstrengungen Errungene ging der Schule wieder verloren, bis endlich nach dem Entscheidungskampfe von Königgrätz im Jahre 1867 die bessere Einsicht wieder zur Oberhand gelangte und 1869 das neue Schulgesetz dem fortschrittlichen Geiste, hoffentlich für immer, in den Volksschulen Österreichs freie Bahn brach. — —

Der Zorn und die ganze Verbissenheit der Dunkelmänner loderte auf, als am 15. Oktober 1781 Josefs denkwürdiges Toleranzedikt erschien.

Bei all ihrer Seelengüte hatte sich Maria Theresia doch nicht von einer gewissen geistigen Einseitigkeit losringen können. Infolge der einseitigen

Erziehung, welche sie genossen hatte, verstattete sie dem Einflusse der Geistlichen einen weitgehenden Spielraum. Von Religions- und Gewissensfreiheit war unter ihrer Regierung nichts zu verspüren. Bei all ihrer warmen Fürsorge um das Wohl der „alleinseligmachenden Kirche" ließ sie sich nicht selten von einem gerade dem Weibe eigentümlichen richtigen Gefühle leiten: so bei Gelegenheit einer Beschwerdeführung der ungarischen Protestanten, deren Predigern die Ausübung ihrer Amtspflichten verkümmert, ja zuweilen ganz unmöglich gemacht worden war. Damals entschied die Kaiserin kurz und bündig: „Die Leut' in Ruhe lassen!"

Je mehr sich indes der Einfluß der Jesuiten und die unduldsame Gesinnung der Römlinge geltend machen durfte, um so öfter wurden die Religionsverfolgungen wieder geübt. Im Banne jener Unheilstifter „hatte Maria Theresia es sich", wie Hermann, der siebenbürgische Abgeordnete zum ungarischen Reichstag, sich ausdrückt, „in den Kopf gesetzt, Siebenbürgen ganz katholisch zu machen, koste es, was es wolle." Doch vergebens wurden die sächsischen Gemeinden gedrängt, zum Katholizismus überzutreten; sie erklärten, eher nach Rußland auswandern zu wollen, als von ihrem Glauben zu lassen. Von da ab wurden die protestantischen Sachsen weniger behelligt. — Mit um so schonungsloserer Grausamkeit betrieb man aber die gewaltsame „Bekehrung" der Rumänen. „Diejenigen", berichtet Hermann, „welche sich nach dem 1. April 1761 zur katholischen Union bekannten, aber später wieder zur orthodoxen Kirche zurückgekehrt waren, wurden gebunden auf die Hauptwache nach Hermannstadt gebracht und ihnen daselbst etliche Tage nacheinander eine Tracht Stockprügel abgemessen." Der in Hermannstadt kommandirende General zog mit Infanterie, Kavallerie und einigen Feldgeschützen im Lande umher, um die griechisch-katholischen Rumänen durchaus „römisch-katholisch" zu machen. Diese flüchteten nun massenhaft in die Wälder und Berge. „Von den Zurückgebliebenen" aber konnte man die abverlangten Kirchenschlüssel doch nicht anders als nach angeordneter Durchprügelung erhalten. Nun wurden die Kirchen geöffnet, vom katholischen Bischof Aaron neu eingeweiht und sofort den Unirten übergeben. Diejenigen Rumänen, die sich am widerspenstigsten benommen hatten, wurden gefangen nach Hermannstadt getrieben und etliche Tage hintereinander auf dem öffentlichen Platze mit Stockschlägen belegt."

Nur allmählich erholte sich Siebenbürgen von den schweren Drangsalen, denen das Land unter einer der besten Fürstinnen Österreichs ausgesetzt war. Was gegenwärtig hier an Kultur und Wohlstand vorhanden, hat es, ohne Widerrede, vornehmlich seiner sächsischen Bevölkerung zu verdanken.

Unter solchen Umständen erscheint Josefs Duldungsedikt sowohl als wirkliche Großthat, wie auch als unerläßlich gewordene Notwendigkeit. —

Schon am 2. Juni war dem Edikte ein Erlaß vorhergegangen, durch welchen die weitere Errichtung von Bruderschaften untersagt, die Beschränkung der Feiertage, welche zu den bedenklichsten Mißbräuchen Anlaß gegeben hatten, verfügt wurde. Jetzt ward die Freiheit des Religionsbekenntnisses zum Gesetze und der Gewissenszwang unterdrückt.

Man hat Josef II. infolge dieser weittragenden Entschließungen seitens seiner Gegner als einen Ketzer, Lutheraner, Ungläubigen, Freimaurer ꝛc. brandmarken wollen. Er war allerdings aller Scheinfrömmigkeit und allem eitlen Gepränge feind; in Wirklichkeit aber hielt er die Religion, zu der er sich bekannte, in hohen Ehren. Bei den Kirchenfeierlichkeiten erschien der Kaiser, nicht wie dies bisher üblich gewesen, von seiner adligen Leibgarde begleitet, sondern meist nur mit einem mäßigen Gefolge von Generalen; er nahm gegenüber vom Hochaltar Platz, nicht unter einem Thronhimmel. Auch schaffte er die zur Osterzeit an hochbetagten armen Leuten vollzogene Fußwaschung ab und ließ allen dazu Auserkorenen als Entgelt zwei Dukaten reichen. Als man ihn wegen dieser Neuerung wiederholt Vorstellungen machte, antwortete er: „Ein Dukatenpflaster thut bessere Dienste, als die Fußwaschung. Im übrigen wird man nach vierzehn Tagen kaum noch davon sprechen — so rasch wird die Sache vergessen sein.“ — Ihm war das übliche Kniebeugen vor ihm und den andern Gliedern der kaiserlichen Familie so zuwider, daß er es strenge verbot. Seine Unterthanen sollten nicht vor Menschen, sondern nur vor Gott knieen, wie er es selber that. Wenn ihm ein Priester mit dem Venerabile begegnete, stieg er vom Pferde oder aus dem Wagen und beugte die Kniee. Als man in Luxemburg, dem Herkommen gemäß, den Thronhimmel über ihn halten wollte, gab er es nicht zu, sondern kniete unter allem Volke. „Vor Gott“, sagte er, „sind die Menschen alle gleich.“ Frömmigkeit war bei ihm Sache des Herzens, unabhängig von menschlichen Satzungen. Wenn er dennoch die altherkömmlichen Rechte der katholischen Kirche beschränkte, so geschah dies nur im Interesse des Staates, nicht aus Gleichgültigkeit gegen die Religion oder gar aus Geringschätzung derselben.

Nicht sonderlich glücklich war der Kaiser hinsichtlich seiner Versuche, den deutschen Kirchengesang allseitig einzuführen; auch das Verbot der Ausstellung von Reliquien und Heiligtümern ward zurückgehalten, als einer seiner Räthe (v. Martini) im Staatsrath hervorhob, daß doch die Katholiken wohl erst recht Anspruch auf Toleranz ihrer gewohnten Gebräuche erheben dürften.

Wenn auch der Kaiser von leerem Formenwesen und gelehrten Wortstreitigkeiten nichts wissen wollte und den unduldsamen Anspruch auf ausschließliche Geltung eines Religionsbekenntnisses als kirchliche Überhebung von der Hand wies, so kann doch von Mißachtung oder Geringschätzung der Religion und ihrer wesentlichen Gebräuche bei ihm nicht die Rede sein. Vielmehr hielt er an dem Glauben, in welchem er erzogen wurde, fest, was aus verschiedenen Sinnes- und Willensäußerungen hervorgeht.

Als etliche Landgemeinden, die treu ihrem Landesherrn anhingen, so die Insassen eines böhmischen Dorfes, nach Verkündigung des Toleranzediktes erklärten, daß sie nicht mehr Katholiken sein, sondern jenem Glauben angehören wollten, zu welchem ihr Kaiser sich bekenne, ließ Josef durch ein eignes Rundschreiben das Landvolk belehren, wie er selbst unverbrüchlich dem katholischen Glauben anhinge und nie zu wünschen aufhören werde: es möchten zu demselben alle seine Unterthanen sich bekennen, weil sie hierdurch am sichersten

ihr irdisches und ewiges Heil zu erreichen vermöchten. Abtrünnige von der Religion, meinte weiterhin der Kaiser im Jahre 1783, müsse man der Barmherzigkeit Gottes überlassen, solle sie aber in nichts beirren, vornehmlich in ihrem Gottesdienst nicht, „weil sich nun einmal die Religion nicht erzwingen lasse."

Die Nichtkatholiken waren bisher so gut wie vogelfrei gewesen. Josef kannte von seinen Reisen her die Lage der so vielfach ungestraft gequälten und gehetzten „Ketzer", und vom Tage seines Regierungsantritts war er unaufhörlich bemüht, den Bedrängten Schutz und Beistand zu teil werden zu lassen; jetzt durften sie Gott nach ihrer Weise dienen und überall Bethäuser erbauen.

Kaiser Josef vom Volke wegen des Toleranzedikts umjubelt.

Freilich ward auch die unschöne Kehrseite des Lichtbildes des Duldungsediktes, das Lutheranern, Reformierten und den Anhängern des griechischen Bekenntnisses freie Übung ihrer Religion gewährte, sichtbar.

Als der Schwärmer Zinzendorf in Mähren auftauchte und eine Sekte ins Leben rief, welche den Glauben an einen persönlichen Gott verwarf und nur einen allmächtigen Schöpfer als „Spender der Gnade" annahm, welchem ein Kreisamtsverweser die Lutherverehrung über den Eifer verhängt zu sehen und für den Fall des Rückfalls seiner Anhänger das Abschneiden von Nasen und Ohren derselben anbefohlen zu sehen. Der Kaiser befahl jenen widersinnigen Lehren entgegenzutreten, durch welche eine Religion ohne Gott

verkündet würde; es genüge jedoch, wenn man zur Nachachtung alle diejenigen, welche sich zu dergleichen Tollheiten bekannt, mit 24 Hieben belege und die tauglichen jüngeren Männer in Ungarn dem Militär einverleibe. — Wie hier der Kaiser Strenge walten ließ, so ernstlich verwies er dem Kreisamtsverweser, der alles Heil vom Nasen- und Ohrenabschneiden erwartete, solch barbarische Bekehrungsmittel und entließ ihn schließlich seines Amtes, nachdem aus der angestellten Untersuchung hervorgegangen war, welche Beschränktheit und Thorheit sich hier hatte breit machen dürfen. Durch eindringliche ernste Ermahnung und Belehrung vermöge man noch am ersten bethörte Menschen von ihren Irrtümern zu befreien, betonte der Monarch.

Dem alten Hussitenlande Böhmen, in welchem zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Kirchenverbesserung nach allen Richtungen hin Eingang und eifrige Anhänger gefunden und wo der Dreißigjährige Krieg begonnen hatte, kam das Toleranzedikt ganz besonders zu statten. Hier lebten, wenn auch meist kümmerlich, noch eine Menge heimlicher Bekenner des evangelischen Glaubens und es fristete noch eine größere Anzahl Gemeinden ihr Dasein. Während des langen Glaubenskrieges und nach demselben hatten zwar Dragoner und Jesuiten die protestantischen Ortschaften durch Drangsale der schwersten Art heimgesucht und mittels Gewaltthat und schweren Bußen die Abtrünnigen und sonstige „Ketzer“ gezwungen, zu den Satzungen der römisch-katholischen Kirche zurückzukehren; es gab indessen unter den Anhängern der evangelischen Lehre noch genug unerschrockene Leute, welche den Glauben ihrer Väter offen bekannten, und noch mehr, welche im Herzen der Reformation zugethan geblieben waren. Alle diese traten nun hervor. Es konnten nach Eintritt des Duldungserlasses nun die evangelischen Gemeinden in Österreich, Steiermark, Böhmen und Mähren wieder frisch aufatmen und nicht wenige Städte und Ortschaften Böhmens, so die Hochburg des Hussitismus, Budweis, dann die glaubenstreue Feste des Protestantismus in Böhmen, die industrielle Stadt Asch, von wo aus man unter Maria Theresia katholischerseits alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um die Bevölkerung in der nordwestlichen Ecke des Königreichs ins päpstliche Lager hinüberzuziehen, benutzten jetzt die Gunst der Verhältnisse zur Errichtung von protestantischen Schul- und Bethäusern.

Daß der so treu bewahrte evangelische Geist in Deutschböhmen fortlebt, beweist die im Jahre 1881 stattgehabte feierliche Begehung des Gedenktages zur Erinnerung an den Erlaß des Duldungsediktes vor hundert Jahren und die damalige Beschlußfassung, dem „Schützer der Menschheit“ als Zoll der Dankbarkeit ein Denkmal zu errichten, dessen Enthüllung wirklich am 15. Juli 1883 vor sich ging, demselben Jahre, in welchem man dem großen Reformator Luther zu dessen vierhundertjährigem Geburtstage gleichfalls ein Monument aufstellte.

Auch das Schicksal der unterdrückten Juden ließ der menschenfreundliche Monarch nicht außer acht. Im Jahre 1782 erfolgte das Toleranzpatent für die niederösterreichischen Juden und 1788 ward verkündet, daß

die Juden wegen ihres Glaubens fortan nicht mehr gekränkt werden dürften. Sie waren nicht mehr gezwungen, eine bestimmte Kleidung zu tragen, konnten essen, was sie wollten und ihren Sabbat feiern nach Herkommen und Sitte. Alle herabwürdigenden Verordnungen sollten für abgeschafft gelten; sie durften Ackerbau und Gewerbe betreiben, Künste üben und Grundbesitz erwerben.

In welcher Weise die Israeliten bedrückt gewesen waren, beweist die Thatsache, daß sie in Brünn noch im August 1781 beim Durchschreiten der Thore hatten einen Siebzehner erlegen, ja in Prag als herabwürdigendes Abzeichen gar noch gelbe Ärmel tragen müssen. — Der Kaiser, welchem der jüdische Schacher in hohem Grade zuwider war, wie nicht minder manche überlebte Gebräuche des „auserwählten Volkes Gottes", hob trotzdem diesen Kleiderzwang auf und verstattete den Juden, aus den kleinen Ortschaften und den Dörfern nach den größeren Städten überzuziehen. Auf dem flachen Lande war die Befugnis zur Ansiedelung jedoch an die Seßhaftmachung geknüpft.

Durch diese Bestimmungen wollte der Kaiser die rechtlos gewordenen Abkömmlinge der so sehr begabten und doch seit Jahrhunderten verfolgten Kinder Israels zu brauchbaren Staatsbürgern heranziehen und sich ihrer zur Hebung von Handel und Wandel bedienen. Sie, die bisher mit Landstreichern und Zigeunern fast auf einer Linie standen, sollten hinfüro nicht mehr Gegenstand ungerechter Behandlung und Verfolgung sein, vielmehr selbst Zutritt zu den höheren Lehranstalten und Universitäten erlangen können. — Die beantragte Revision des Talmud, weil dieses jüdische Gesetzbuch staats- und gemeingefährliche Vorschriften enthalten sollte, wies Josef zurück.

Das für Böhmen und Schlesien erlassene Patent enthielt jedoch den Wink, daß man die kaiserlichen Absichten mißverstehen würde, wenn man annähme, er halte die fortwährende Einwanderung und Vermehrung der Juden, seit ihrer grausamen Verfolgung und Austreibung durch die Polen, als vorteilhaft für seine Staaten; im Gegenteil wünsche er lieber, daß des anhaltenden Zuwachses der jüdischen Bevölkerung ein Ziel gesetzt werde.

Josef hegte von der Judenschaft seiner Erblande gerade nicht die beste Meinung; als eifrige Handelsleute hielt er sie jedoch für ein notwendiges Übel, unentbehrlich zur Hebung des noch unentwickelten Erwerbfleißes seiner christlichen Landeskinder, sowie zur Vermittelung eines rascheren Verkehrs zwischen den Kronländern.

Ihr wucherisches Treiben werde, meinte er, zu einem guten Teile dadurch ausgeglichen, daß sie sich meist mit sehr geringem Gewinne begnügten und in dem öfteren sowie rascheren Umsatze des Geldes ausreichende Entschädigung suchten. Schon aus Zweckmäßigkeitsgründen empfehle es sich, sie soweit als thunlich den andern Unterthanen gleichzuhalten. — Übrigens bestanden für sie immerhin noch Beschränkungen genugsam fort.

Von solchen erleuchteten Ansichten ließ sich Josef zu einer Zeit leiten, als die meisten der gleichzeitigen Regierungen sich der Juden zu erwehren suchten und durch Unterdrückung derselben sich hervorthaten, während Josef in ihnen eine Quelle von Vorteilen für den Staat und die Volkswohlfahrt erblickte. —

Wie vorurteilsfrei der Monarch die rechtliche Stellung der Juden ansah und achtete, zeigte sich während Josefs Anwesenheit in Prag. Die dortige Judenschaft wendete sich mit der Beschwerde an ihn, daß man ihnen die Ausübung ihres Gottesdienstes unter dem Vorwand der Baufälligkeit ihrer Synagoge verkümmert habe. Alsbald veranstaltete er eine religiöse Feier in dem durch sein Alter ehrwürdigen jüdischen Tempel. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er unter den zahlreich herzuströmenden Israeliten ein Mädchen, dessen Tracht und ganzes Wesen tiefe Trauer zu erkennen gab. Auf seine freundliche Erkundigung erfuhr der Monarch, daß des Mädchens Verlobter, der einzige Sohn einer bejahrten Judenfrau, dem kaiserlichen Edikt zuwider zum Militär herangezogen worden sei und mit Auszeichnung in einem Bataillon, das er vor wenigen Tagen gemustert, diene. Da ein Offizier aus seiner Umgebung diese Angabe bestätigte, wurde der stattliche Bursche herbeigeholt und bald darauf seiner Mutter zurückgegeben. Als kurz nachher die Hochzeit stattfand und der Monarch dem Zuge nach der Synagoge zufällig begegnete, ließ er denselben still halten, beglückwünschte die überselige Braut und gab derselben vor allen Anwesenden einen Kuß auf die Stirne. Lange noch sprach man in Prag von dem „Kaiserkuß". Er galt für ein Zeichen, daß der Kaiser einer damals noch mißgeachteten Klasse seiner Unterthanen die Rechte zugestanden habe, welche Engherzigkeit ihnen solange vorenthalten hatte.

Unter Josefs Regierung befand sich der Name des Freiherrn Wetzlar-Plankenstern, bekannter unter der Bezeichnung des „Millionenjuden", infolge seiner außerordentlichen Wohlthätigkeit in aller Leute Mund. Wegen seiner Hochherzigkeit genoß er wie bei dem Volke, so auch bei Josef großes Ansehen, da er seine Liebeswerke ohne Rücksicht auf Geburt und Religion ausführte. Ja, man nannte ihn sogar den „Freund des Kaisers".

Abraham, so hieß er von Haus aus, war als verlassener Betteljunge in ein Kloster aufgenommen worden, aus welchem er jedoch bei Nacht und Nebel entwich, da man ihm eine Kost darreichte, deren Genuß ihm sein Glaubensbekenntnis nicht erlaubte. Unter den wenigen Habseligkeiten, welche der Flüchtling unfreiwillig zurückließ, hatte sich auch eine geheimnisvolle Pergamentrolle mit kabbalistischen Zeichen befunden.

Jahre waren vergangen, da klopfte ein Fremder in der Nacht an die Pforte des Klosters der Kapuziner auf dem „Neuen Markt". Nach seinem Eintreten begehrte er zum Pater Guardian geführt zu werden; diesem gab er sich als der vor langer Zeit entflohene Judenknabe zu erkennen, der nun andern Sinnes geworden und von der Kirche das Heil seiner Seele erflehen wolle. Man nahm den Reuigen mit großer Freude auf. Derselbe verweilte in dem Zufluchtsorte drei Tage, die zu seiner christlichen Vorbereitung dienen sollten. Als es aber am dritten Tage zur Kirche gehen sollte, um an dem Juden die Taufe zu verrichten — war Abraham nirgends zu finden. Er war spurlos verschwunden — samt der kabbalistischen Pergamentrolle. Es war nun gewiß, daß er nur in das Kloster einzutreten gesucht hatte, um jenes geheimnisvollen Dokumentes sich heimlich zu bemächtigen.

Der echte und unechte Millionenjude. (S. 78.)

Alle Nachforschungen nach Abraham blieben erfolglos. — Zehn Jahre nachher machte ein Fremder, der durch den Glanz seines Auftretens außerordentliches Aufsehen erregte, viel von sich reden. — Welch eine Wandlung — es war Abraham, der Judenknabe, der Flüchtling aus dem Kapuzinerkloster, der sich jetzt Karl Wetzlar nannte.

Er hatte unterdessen die Kunst des Gelderwerbes in großem Umfange sowohl erlernt, als auch mit Glück und Geschick betrieben. Von ihm rührte das Darlehen von 500000 Dukaten her, welches der Staat bei Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges in seiner höchsten Not bedurfte. Kaunitz hatte damals mit dem Geldmann verhandelt, ihn hierauf der Kaiserin dringend empfohlen, und so wurden dem gewandten Geschäftsmann die Lieferungen für

die bedeutenden Armeebedürfnisse übertragen. Nach Jahr und Tag erreichten seine Forderungen an den Staatsschatz die Höhe von sieben Millionen Thalern, die er selbst hatte bar herleihen können. Von nun an mehrte sich der außerordentliche Reichtum dieses in den Adelsstand erhobenen Israeliten, der sich nun Edler von Plankenstern nannte und durch Aufwand und Freigebigkeit sogar die österreichische Aristokratie in Schatten stellte. — Es ist ganz natürlich, wenn an einer solchen Persönlichkeit die abenteuerlichsten Gerüchte hafteten. Die einen hielten ihn für einen Teufelsbündler, andre meinten, es sei ihm mittels seines kabbalistischen Pergaments gelungen, einen unerschöpflichen Schatz in einer spanischen Totengruft zu heben. Allerdings hatte sich Wetzlar lange Zeit im Süden der spanischen Halbinsel aufgehalten, deren Sprache er so gut sprach wie Deutsch und andre Mundarten.

In der Zeit, aus der wir hier erzählen, gehörte zu den allbekannten Persönlichkeiten Wiens auch der Schauspieler Johann Leinhaas vom Kärntner Thortheater. Diesem fiel es eines Abends ein, in einer Rolle den sogenannten „Millionenjuden" in Talar, Sprache und Gebärden zu kopiren und zu verspotten. Das Publikum nahm dieses Intermezzo mit um so größerer Erheiterung auf, als Wetzlar der Festvorstellung aus Anlaß der kurz vorher erkrankten und nun wieder genesenen Kaiserin beiwohnte. Da erscheint plötzlich, genau wie Leinhaas angethan, ein zweiter Wetzlar, der wirkliche Baron Plankenstern, auf der Bühne. Die Ähnlichkeit des echten und unechten „Millionenjuden" war eine so außerordentliche, so daß endloser Jubel das Theater durchtobte. Nach eingetretener Beruhigung rief eine Stimme im Parterre: „Welches ist denn nun der echte Millionenjude?"

Da trat einer der Doppelgänger bis an die Rampe vor. „Sie fragen", sagte dieser, „welcher der echte Millionenjude sei? Na, das wird sich ja wohl am besten darthun lassen, wenn wir die Taschen umkehren, also vorwärts, mein zweites Ich!" — Mit diesen Worten wendete Wetzlar die Taschen seines Talars um und eine seidene Börse, reich gefüllt mit blanken Goldfüchsen, fiel zu Boden. Leinhaas war damals schon ein verlebter Greis, der sich meist kummervoll durchschlagen mußte. Seine Lage kannte die ganze Stadt, und als er nun mit traurig verlegener Miene seine trostlos leeren Taschen umkehrte, verfiel das Publikum von neuem in stürmische Heiterkeit. Inzwischen hatte Wetzlar seine Börse vom Boden aufgehoben und sich zu dem verblüfften Leinhaas wendend, sagte er: „Mein Freund, da Eure Taschen gar zu leer sind, so wird Euch kein Mensch für den „Millionenjuden" halten. Wenn Ihr also nicht die Mittel habt, mich so darzustellen, wie es sich gehört, so wäre es doch am Ende besser, dergleichen bleiben zu lassen; nachdem es jedoch geschehen und wir uns heute über die Genesung der geliebten Landesmutter aus ganzem Herzen freuen, so möchte ich es wohl sehen, daß Ihr den Millionenjuden auch bis auf die kleinste Einzelheit darzustellen im stande seid — so nehmt denn von mir die Mittel dazu hin!" —

Mit diesen Worten kehrte er seine Taschen um und leerte seine volle Börse in ein von Mitgliedern der Pantomime ausgebreitetes Tuch, band es

zusammen und gab es dem unechten Millionenjuden, der tief beschämt dastand und keine Worte fand, um dem Edlen zu danken, den er während des ganzen Abends in so schmählicher Verzerrung kopirt hatte.

Dieser als Menschenfreund hochgeachtete Israelit war auch ein Gönner und Förderer der Künstler. Er würdigte die unsterblichen Leistungen Mozarts und fand auch sonsthin Freude am Schönen. Er ist der Gründer der heute noch bestehenden Plankengasse, die er mit schönen Häusern bebaute; doch auch an andern Orten Wiens besaß er eine Menge Grundstücke. — —

Dem Duldungsgesetze waren schon im Juli 1781 mehrere tief eingreifende Verordnungen an die höheren Lehranstalten, welche das Kirchenwesen betrafen, vorausgegangen; denn Josef wollte, daß seine erleuchteten Ideen in bezug auf Verjüngung des Staates durch die herrschende katholische Kirche Unterstützung finden und vor allem, daß sie ihre Pforten einer besseren Zucht und nützlicheren Thätigkeit öffnen möchte. In solchem Sinne löste Josef ein Band nach dem andern, welches die österreichische Geistlichkeit mit dem päpstlichen Stuhle in zu engen Zusammenhang brachte. — Keine päpstliche Bulle sollte fortan in den österreichischen Staaten Gültigkeit haben, bevor sie der Monarch nicht gutgeheißen. Er wünschte dabei, daß die bedeutenden Geldsummen, welche alljährlich für Dispensationen und Absolutionen nach Rom wanderten, dem Lande erhalten blieben. Sie sollten hinfüro von den Bischöfen aus eigner Machtvollkommenheit gegen mäßige Gebühren erteilt werden. — Kein Pfarrer durfte für die Folge Trauungen außer der Regel anders als auf des Diözesanbischofs Dispensation hin vornehmen.

Welchen Widerstand solche tief eingreifende Maßregeln zu gunsten der Religionsfreiheit hervorriefen, werden wir bald erfahren. Den meisten Anstoß unter den „Rechtgläubigen" erregte eben der Beistand, welchen der Kaiser Andersgläubigen, und die Umstände, unter denen er ihnen Hilfe angedeihen ließ; kaum geringeres Ärgernis erregte die ironische Weise, in welcher Josef nicht selten wenig stichhaltige Einwände zurückwies.

Wie gewiß auch des Kaisers hochherzige Gesinnungen mit dem Urquell aller werkthätigen Liebe, mit den Lehren und dem Evangelium Jesu Christi, übereinstimmten: Lieblosigkeit und Unduldsamkeit ließen solches nicht gelten. Dagegen fand die Verleumdung Eingang, der Kaiser, ein Erzketzer, wolle das Christentum abschaffen; ja an diesen Unsinn glaubten selbst die Freigeister oder „Aufgeklärten". Weil der Kaiser Duldung gebot, meinten die Thoren, werde er alles in die Rumpelkammer der Vorurteile werfen, selbst das, was der Mehrzahl guter Menschen stets heilig bleiben wird.

Wahrlich, jede Art verwerflicher Vorurteile, Lieblosigkeit in der gehässigsten Form, grenzenloser Wahn und dunkler Aberglaube stellte sich den edlen Bestrebungen dieses Monarchen entgegen! Als er, um der außerordentlichen Überhandnahme der Duellwut jener Tage zu steuern, die beim Zweikampfe Überraschten mit dem Schwerte des Henkers bedrohte, da regte sich bei den Offizieren und in den höheren Schichten der Gesellschaft allgemeiner Unwille — und als Josef auf Versorgung und Belohnung verdienter

Veteranen des Militärstandes Bedacht nahm, da drängte wiederum maßlose Protektion die unwürdigsten Elemente in den Vordergrund! — Der Erhöhung des Ansehens und Bildung des Soldaten- beziehentlich Offizierstandes mußte aber steigend Aufmerksamkeit zugewendet werden, wenn von Verbesserung des Heerwesens sollte die Rede sein können.

Aufs entschiedenste trat Josef dem tief eingewurzelten Aberglauben, besonders dem auf kirchlichen Gebiete, entgegen. Nicht minder beschäftigten ihn die üblen Folgen der Unzahl kirchlicher Feste und Feiertage, welche im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit standen und nur die Trägheit und Sittenverderbnis förderten. — Eine die Gewohnheiten des Volkes stark berührende gefährliche Neuerung war diejenige, welche die Prozessionen und Wallfahrten betraf. Es wurde angeordnet, daß mit Ausnahme der Fronleichnamsprozession und der allgemeinen Bittgänge, in den Städten sowohl als auf dem Lande, alle Prozessionen einzustellen seien. — Andre Verfügungen betrafen und ergänzten die neuen vereinfachten gottesdienstlichen Vorschriften; weiterhin ergingen noch viele andre Verordnungen in bezug auf religiöse sowie abergläubische Gebräuche und Gepflogenheiten.

Josef beschränkte sich indessen bei diesen Maßregeln zur Förderung der Aufklärung keineswegs auf gewaltsame Unterdrückung gemeinschädlicher Gewohnheiten, sondern er richtete auch seinen Blick auf die Zukunft und erließ im Interesse eines für Freiheit und Selbständigkeit zu erziehenden Geschlechts für den religiösen Volksunterricht Vorschriften, deren Zweckmäßigkeit heute noch in Österreich anerkannt wird.

Böses Blut erregte vornehmlich unter dem niedrigen Volke die Untersagung der Leichenbegleitung durch einen Priester. Es war angeordnet worden, daß die Toten nach der Einsegnung von der Kirche ohne weiteres Gepränge durch die Träger auf die Begräbnisstätte geschafft werden sollten. Auch wurden am 3. Mai 1786 die Gastereien bei Leichenbegängnissen untersagt und einem weiteren Mißstand entgegengetreten, indem den Seelsorgern die Unterhaltung von Wirtshäusern nicht mehr gestattet werden sollte. Da nun zugleich auch dem Unfug, der sich an den Gebrauch des Klingelbeutels, der Opfergänge und des Opferstockes knüpfte, entgegengetreten ward, so vermehrten diese Maßnahmen natürlich den Widerstand der Geistlichkeit.

Dieser Widerstand hatte sich ganz besonders fühlbar gemacht, als die Folgen merklicher wurden, welche die kaiserlichen Verordnungen in bezug auf das Klosterleben hervorriefen. Dem Kaiser waren faule Mönche und müßige Nonnen, „welche an der Tafel der Nation schwelgten", ein Greuel.

Im Jahre 1770 bestanden in Österreich-Ungarn mit Ausschluß der Niederlande 238 Abteien, 1334 Männer- und 591 Frauenklöster, in Summa 2163 solche Anstalten. Er hob daher im Jahre 1782 allein 627 Klöster auf einmal auf, deren Gebäude in Schulen, Hospitäler und Kasernen verwandelt wurden. Bis zum Jahre 1786 wurden aufgehoben 82 Abteien, 395 Männer- und 261 Frauenklöster, in Summa 738 Klöster, mit einem Vermögen, das man auf über 30 Millionen anschlägt.

Vom 23. Januar bis 23. September 1782 waren besondere Anordnungen wegen Erhaltung und Schonung der wissenschaftlichen Schätze der Klöster ergangen. Die in den aufgehobenen Klöstern vorgefundenen Kirchengefäße, heiligen Bilder u. s. w. wurden den geringer bedachten Landeskirchen überwiesen, Prezioſen und kostbare Weihgefäße dem Kamerale überliefert, wertvolle Monstranzen gegen Vergütung reicheren Stiften überlassen. — Infolge dieser fortgesetzten Maßregeln verminderte sich die Zahl der Ordensleute von 70000 auf 27000. Die Zahl der im Jahre 1786 noch vorhandenen 1425 Klöster erscheint jedoch gerade noch bedeutend genug. Die aufgehobenen Klöster waren zudem meist solche, deren Bewohner kein werkthätiges, sondern nur ein beschauliches Leben führten. Der Kaiser hielt diese Lebensweise nicht für geeignet, die Wohlfahrt des Staates zu fördern. Doch blieben grundsätzlich unbehelligt alle Ordensleute, welche sich der Erziehung und Krankenpflege widmeten.

In allen kaiserlichen Erlassen wurde ausdrücklich betont, daß die Absicht des Monarchen keineswegs dahin gehe, die katholische Religion zu schädigen. Nur Übelwollende könnten solche Behauptungen aufstellen; es handle sich einzig und allein um Abstellung zahlreicher Mißbräuche. — Auch litt der Kaiser durchaus nicht, daß dem Ansehen der Geistlichen Abbruch geschah, vielmehr sollten seine Beamten gegen Mißachtung der geistlichen Würde unnachsichtig einschreiten. Als ein Adliger sich so weit vergaß, einen Pfarrer zu mißhandeln, weil dieser sich geweigert hatte, den Gutsherrn mit dem Weihwedel zu besprengen, wurde der rohe Mensch auf kaiserlichen Befehl drei Jahre lang — ins Irrenhaus eingesperrt.

Freilich lag es dem Kaiser vor allem am Herzen, daß seine Reformen als solche anerkannt und daß ihrem Sinne gemäß verfahren werde. Als der Erzbischof von Gran bei mehreren kaiserlichen Verordnungen, die Kirche betreffend, deren Rechtsbeständigkeit in Frage stellte, weil hierdurch mehrfach die Grenzen der Staatsgewalt überschritten worden seien, und er die Vermutung aussprach, daß nur Liebedienerei zu solchem Vorgehen geraten haben könne, ließ der Monarch den Kirchenfürsten wissen: „Diese Verordnungen seien nach Anhören frommer und weiser Männer geistlichen Standes von ihm nach reiflicher Überlegung verfügt worden. Indes denke er durchaus nicht daran, dem Gewissen seiner Unterthanen Zwang anzuthun, vielmehr stelle er es einem jeden, der sich durch Befolgung jener Erlasse in seinem Gewissen beschwert fühle, anheim, seinem Amte zu entsagen und auszuwandern."

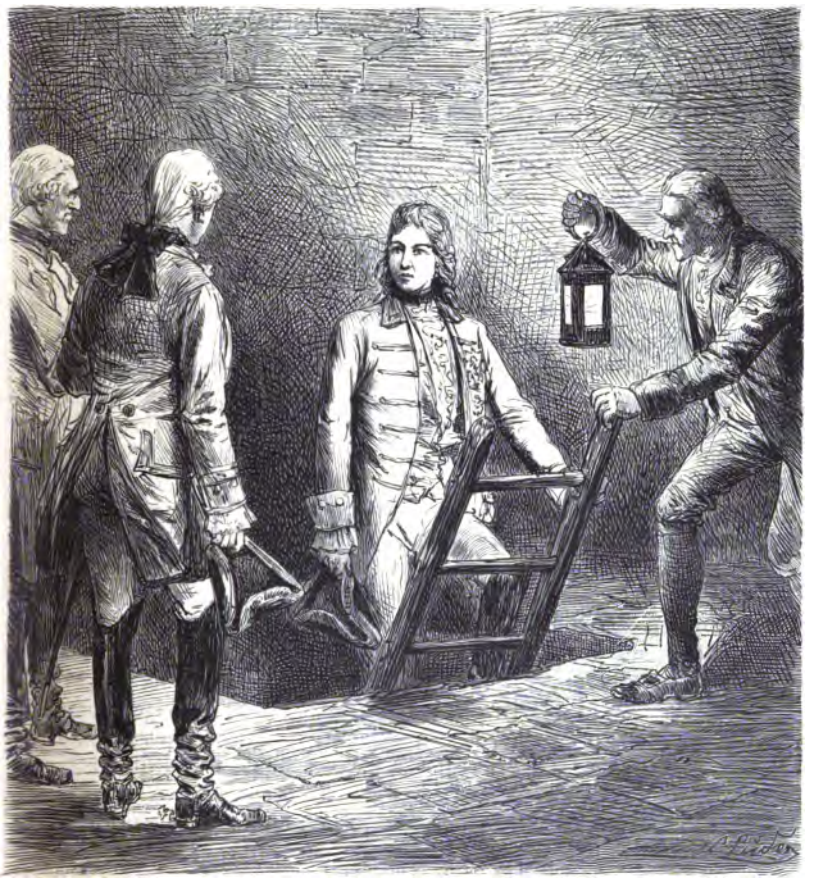
Daß die rasche Aufhebung so vieler Klöster nach gar mancher Richtung hin hart und drückend erschien, daß sie nur zu häufig ohne Schonung ausgeführt wurde, entging dem Blicke des Kaisers, der nur das große Ganze im Auge hatte. — Mönche und Nonnen sahen sich aus ihrem gewohnten Kreise gerissen und mit geringer Unterstützung in eine ihnen fremd gewordene Welt gestoßen. Außerdem gingen trotz aller vorsorglichen Maßnahmen viele kostbare Kunstwerke und seltene Manuskripte verloren oder gelangten in unberufene Hände, zum Teil ins Ausland. Und weil der Kaiser durch tief

eingreifende Veränderungen die Mehrzahl der Geistlichkeit wider sich aufbrachte, stieg das Mißbehagen in einem Lande, wo man noch so fest an dem Althergebrachten hing. Daß dagegen mittels des Klostergutes eine Menge Schulen und Pfarreien gegründet und dotiert wurden, daß bestehende Pfründen oder Pfarreien, die übergroße Einkünfte genossen, in kleinere zerlegt wurden, um eine bessere Seelsorge herbeizuführen; daß eine große Anzahl von Verbesserungen, wie die Vermehrung der geistlichen Seminare und Erziehungshäuser, sich lebensfähig zeigten, daß durch Gründung von Kranken- und Versorgungsanstalten sowie durch Errichtung militärischer Bildungsanstalten dringenden Bedürfnissen abgeholfen wurde: davon redeten die Widersacher des Kaisers freilich nicht. Ihnen kam es nur darauf an, die Unzufriedenheit in den Provinzen noch zu steigern, und so empfand man nur das Störende der zahlreichen Umgestaltungen, weniger das Segenbringende derselben.

Der Kaiser begnügte sich jedoch nicht, die Verwandlung der Klöster in Schulen, Spitäler und Räume u. s. w. zu verfügen, sondern er sah auch selber nach, wie man seinen Befehlen nachkam. Bei solchen Anlässen ordnete er eine Menge Verbesserungen an; bei Durchwanderung der Säle der Krankenhäuser, der Straf- und Versorgungsanstalten sowie der Zufluchtsstätten der geistigen Zerrüttung mußte er freilich nicht selten wahrnehmen, wie mißlich es, trotz seiner Fürsorge, um die Pflege der Kranken und Elenden stand. Während es in den Wohnungen der Inspektoren keineswegs an Zeichen des Wohlstandes gebrach, gab sich in den Krankenstuben nur zu oft Mangel am Nötigsten kund. Wo Josef dergleichen bemerkte, konnte er sehr strenge, ja hart sein, und die ungetreuen Beamten nahmen sich fernerhin mehr zusammen.

Eine Reihe von Wohlthätigkeitsanstalten, welche Josef ins Leben rief, legen Zeugnis ab für die Hochherzigkeit dieses edlen Fürsten. Als Muster für die sämtlichen Erblande wurde von ihm das Hauptspital in Wien neu errichtet und die damit verbundenen Anstalten mit reichlichen Mitteln ausgestattet. Dieses Institut bildet eines der würdigsten Denkmäler, welche der edle Monarch sich selbst errichtet hat. — Ein andres, damals überaus notwendiges Institut, das Findelhaus, in welchem Kinder armer Eltern unentgeltlich, die wohlhabender Leute aber gegen eine sehr mäßige Unterhaltungstaxe (jährlich 24 Gulden) in Verpflegung genommen wurden, verdient gleichermaßen Erwähnung. Ganz unversehens erschien er an diesen Orten, oft mehrmals des Tages, beobachtete er in eigner Person, was in den Instituten, welche ganz besonders seine Aufmerksamkeit erheischten, vorging, und half nach, wo sich Übelstände bemerkbar machten, indem er mit Entschiedenheit der auch hier eingerissenen Sorglosigkeit entgegentrat. Die ebenso notwendige wie wohlthätige Aufsichtführung durch das Staatsoberhaupt — das war eine Aufgabe, bei deren Wahrnehmung Josefs Edelsinn und Menschenliebe im hellsten Licht erscheinen konnte. Vor allem drang er mit nachhaltigem Eifer darauf, daß dem fortherrschenden Schlendrian, der Nachlässigkeit und Unreinlichkeit gesteuert wurde, damit nicht die in jenen Anstalten Untergebrachten durch ungesunde Luft, feuchten Aufenthalt, unzureichende

oder ungenießbare Nahrung noch größeren Schaden erlitten. Den Umfang des unsagbaren, beinahe allerorten zu Tage tretenden Elends und die Verkommenheit der Insassen jener Stätten hatte Josef durch die Besichtigung der Staatsgefängnisse des Spielbergs kennen gelernt — damals war er selbst in einen jener grauenerregenden Kerker hinabgestiegen.



Josef entsteigt einem der unterirdischen Kerker des Spielbergs.

Erst nach einer Stunde sei er wieder, so erzählte man sich, ans Tageslicht getreten, nachdem er in einem der entsetzlichsten unterirdischen Räume, dessen Eingang er habe fest verschließen lassen, längere Zeit mutterseelenallein verweilt hätte. Wiewohl er in aufrechter Haltung den fürchterlichen Aufenthalt verlassen habe, wäre er doch aufs tiefste erschüttert und außerordentlich angegriffen gewesen — seine Haarschleifen hätten sich zum Teil losgelöst und seien

Leider wurden gerade die erstgenannten Maßregeln, welche so recht geeignet schienen, den Bauernstand zu heben, von demselben nicht, wie man erwartet hatte, als Wohlthat empfunden; ebensowenig andre Verfügungen, die gleichfalls demselben mit zu gute kommen und den Ackerbau sollten fördern helfen. — In einem Staate, der noch in der Entwickelung begriffen ist, steht der Landbau mit der Pflege der Forstkultur in engster Verbindung; deswegen wandte sich die kaiserliche Fürsorge auch dem Forst- und Jagdwesen zu. Dieses bedurfte zu seiner Unterstützung ebenso strenger wie weiser Gesetze, um den Waldfrevel zu verhindern und dem, infolge schlechter Kommunikationswege und unzureichender Transportmittel, örtlich öfter drohenden Holzmangel vorzubeugen. — Hand in Hand mit der Waldpflege wurden die Jagd und die Jagdgerechtsame derart geregelt, daß der aus dem damaligen Betrieb für die Unterthanen erwachsende Schaden nach Möglichkeit gemildert ward.

So dankenswert alle diese dem Volke erwiesenen Wohlthaten erscheinen, so steht doch alles in dieser Beziehung Geleistete zurück gegen die Bedeutung dessen, was unter Josef auf dem Gebiete der *Gesetzgebung* geleistet worden ist, weil die Wohlthaten derselben bleibende geworden sind.

Die vom Kaiser mit Vorliebe geförderten neuen Gesetzbücher schritten trotz des Übelwollens offener und heimlicher Widersacher rüstig vorwärts. Das Zivilgesetzbuch oder vielmehr dessen I. Teil, das „Personenrecht" enthaltend, trat am 1. Mai 1787 in Kraft. Dasselbe bildete die Grundlage des „Bürgerlichen Gesetzbuches", welches später unter Josefs Neffen, dem Kaiser Franz, vollendet worden und bis auf unsre Tage in Kraft geblieben ist. In der Zeit aber, in welcher dieses treffliche Werk ans Licht der Welt trat, war es ein Gegenstand der schärfsten Ausstellungen, wiewohl nach demselben alle Stände gleichmäßig, d. h. nach einem und demselben Gesetze, wenn auch von verschiedenen Gerichtsbehörden, gerichtet wurden.

Nicht besser erging's dem vortrefflichen „Kriminalgesetzbuche", welches am 13. Januar 1787 in Wirksamkeit trat. Durch dasselbe ward u. a. die *Aufhebung der Todesstrafe* angeordnet, und an Stelle derselben wurden andre Strafen eingeführt, womit allerdings die nicht weit genug vorwärts geschrittene Volksmeinung keineswegs im Einklang stand.

Für möglichste Milderung der bisher noch überaus barbarischen Strafen hatten sich Kaunitz und einer der vertrautesten Rathgeber des Kaisers, Baron Kressel, und Gleichgesinnte ausgesprochen. Ersterer betonte ausdrücklich, daß die Strafen an und für sich selten abschreckten, auch wenn sie noch so grausam seien, weil der Verbrecher meist vom Taumel der Leidenschaften beherrscht werde und dann entweder an die Folgen seiner Handlungsweise gar nicht denke oder in der Regel hoffe, daß seine Missethat unentdeckt bleibe.

Der obengenannte Hofrath stützte seine Vorstellung wegen Milderung der Strafen auf nachfolgenden rührenden Vorgang. Er pflegte früh nach dem Frühstück aus dem Fenster zu schauen und dabei sein Pfeifchen zu schmauchen. Er sah bei dieser Gelegenheit auch, wie alltäglich die Züchtlinge mit Ketten an Händen und Füßen und in Sträflingstracht die Straße kehren mußten.

Straßenleben in der Leopold-Vorstadt. (Ein adliger Züchtling als Straßenkehrer.)

Eines Tages bemerkte der Hofrath zu seiner nicht geringen Überraschung, daß sich plötzlich ein wohlgekleideter Jüngling einem der Straßenkehrer ehrerbietig näherte und ihm unter Thränen die Hand küßte. Sogleich sendete er einen Bedienten hinab und ließ den jungen Mann wissen, dieser möge ihm doch einen Besuch machen. Der Jüngling folgte der Aufforderung. Kressel richtete alsbald die Frage an den Eingetretenen, ob er sich nicht schäme, einem Zuchthäusler öffentlich die Hand zu küssen? Doch der Getadelte gab thränenden Auges zur Antwort: „Herr, es ist ja mein Vater, dem ich die Hand küßte, ihm danke ich alles, was ich bin und was ich habe." — Der Hofrath zeichnete des braven Sohnes Namen auf und berichtete den Vorfall dem Kaiser noch an demselben Tage. — „Ein Vater, der einen so braven Sohn erzogen hat, kann unmöglich ein verworfener Mensch sein", war die rechte Antwort Josefs — „ich begnadige ihn!" —

Seitdem wandte Josef dem Zustande der Gefängnisse und Zuchthäuser erhöhte Aufmerksamkeit zu und er besuchte von nun an öfter die Strafanstalten. Gelegentlich der Besichtigung eines Zuchthauses fragte der Kaiser den Verwalter der Anstalt, einen alten Militär, wie es um die Beschaffenheit derselben stehe. „O sehr gut, Ew. Majestät", war die Antwort, „nur ist sie voll von lauter Unschuldigen, nur ein einziger Bösewicht sitzt drin." — „Wie meint Ihr das, mein guter Alter?" fragte kopfschüttelnd der Kaiser. „Ew. Majestät werden schon sehen", lautete die Antwort. Josef durchschritt nun die Räume und erkundigte sich bei einem jeden Gefangenen um die Ursache seines Hierseins — und richtig, der Arresthausverwalter hatte das Rechte getroffen. Alle bis dahin Befragten erklärten sich für unschuldig, keiner wollte sein Los verdient haben. Erst ganz zuletzt stieß der Kaiser auf einen hohläugigen Sträfling, welcher sich ihm zu Füßen warf und rief: „Mein gnädigster Herr und Kaiser, ich bitte demütig um Verzeihung für mein Unrecht, das ich abbüße."

„Sehen's hier", rief der Gefängniswärter mit komischem Ernste, „sehen's, Ew. Majestät, das ist der einzige Schlechte, der hier bei uns sitzt, der verdirbt mir noch all die Unschuldigen." — „Marsch hinaus mit ihm", rief lachend der Monarch aus, „auf daß ich ihn nicht mehr in Gesellschaft so vieler Tugendhaften sehe!" und er begnadigte den reuigen Sünder und gab ihn seiner Familie wieder.

Als Ergebnis seiner Beobachtungen kann man einen Teil der neu angeordneten Strafarten, wie Schiffsziehen, Straßenreinigen, Anschmieden im Gefängnis ꝛc., ansehen, eingeführt für Verbrecher jedes Standes. Man hat sich oft darüber gewundert, daß Josef und seine Rathgeber nicht das Bedenkliche in jenen Bestimmungen erkannten. Denn der gemeine Verbrecher erträgt in seiner Ehrlosigkeit gewisse Strafen mit einem an Stumpfsinn grenzenden Gleichmut, während der Mann von Bildung, in dem das Ehrgefühl noch nicht erloschen ist und den vielleicht nur Not oder Leidenschaft zum Verbrechen fortrissen, das Richtbeil dem Pranger vorzieht. Die schreckliche Strafe des Schiffsziehens mußte alle fühlenden Herzen erregen. Selbst ein Lobredner des Kaisers ergeht sich über diese Strafart wie folgt: „Nur derjenige, der diese schauerliche Bestrafung gesehen, kann sich eine rechte Vorstellung davon machen.

Die vorher schon durch langen Arrest ausgemergelten und vom Hunger abgezehrten und nun zum Schiffsziehen verurteilten Verbrecher werden vor die Fahrzeuge angespannt, so daß sie, einer hinter dem andern, der Reihe nach Moräste und Gewässer oft bis an den Hals durchwaten und die schweren Schiffe nachziehen müssen. Überrascht den einen oder andern eine Mattigkeit oder Schwäche, und geht er infolgedessen zu Grunde, so wird er einfach ausgeschlossen und eingegraben. Keine Seele bekümmert sich weiter um ihn."

Als Josef solche Strafen einführte, leiteten ihn natürlich die besten Absichten. Der Monarch hoffte dadurch die Besseren vor Übelthaten zurückzuschrecken, sie an Selbstbeherrschung zu gewöhnen und in seinen Ländern einen wahrhaften Adel der Gesinnung und des Verdienstes zu erziehen. Aber weder der Mehrzahl der Gebildeten noch weniger der Masse des Volkes leuchtete ein, was der Kaiser wollte. Obgleich man den ersteren begreiflich zu machen suchte, daß das Entehrende einer Strafe niemals Rang und Namen, das Gemeingut einer Familie oder eines Standes, treffen könne, weil der Verbrecher ja seiner bürgerlichen oder Standesehren beraubt sei, beharrte das Vorurteil doch bei solchen Abneigungen. Der Pöbel dagegen fand besonders Gefallen daran, alle Verbrecher bei ihrem Range und Titel zu nennen, sprach vom Grafen X., welcher zum Schiffsziehen, vom Obersten Y., der zum Pranger, vom Hofrath Z., der zum Gassenfegen verurteilt worden.

Um die Wohlthaten unabweisbar gewordener Maßregeln zu empfinden, fehlte eben in allen Landen eine nur einigermaßen gebildete Klasse; ein hochstrebendes Bürgertum, wie das heutige, existierte damals noch nicht; die Aristokratie aber im Bunde mit der Geistlichkeit bot alle ihre Macht auf, um den Reformen des Kaisers Hindernisse in den Weg zu legen. Ihre Gleichstellung vor dem Gesetz mit dem geringsten Handwerker, die Einschränkung ihrer Gerechtsame, die Schmälerung nicht gesetzmäßiger Einkünfte und endlich die Befreiung der bisherigen Leibeignen — alle diese Maßregeln, im Interesse des Staates und der Menschlichkeit, verletzten zu sehr die herkömmlichen Begriffe von Würde und Standesehre; daher schlug sich der größere Teil des hohen Adels auf die Seite der Feinde des neuen „Systems".

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft war an die Stelle des bisherigen Werbesystems allgemein die Konskription getreten. Die alten Schäden und tief eingewurzelten Härten, die schmählichsten Willkürlichkeiten dauerten jedoch fort; dazu traten andre, neue Übelstände, griffen nach allen Richtungen um sich und stellten die Durchführung des neuen Systems und damit die nötigen, dringendsten Verbesserungen im Heerwesen in Frage. Die Umgestaltung der Militärgerichtsbarkeit stieß gerade da auf den ärgsten Widerstand, wo sich solcher am wenigsten hatte vermuten lassen. Dadurch gerieten die in Gang gebrachten Verbesserungen vielfach ins Stocken und die herkömmliche Art von „Ordnung", beziehentlich das, was man so nannte, geriet in Verwirrung — der altgewohnte Schlendrian dauerte natürlich fort.

Nachdem der Kaiser 1781 den richtigen Grundsatz aussprach, daß die Verbannung und Landesverweisung ein großes Unrecht einschlösse,

insofern jedes Landeskind ein unantastbares Recht besitze, wenigstens die Luft einzuatmen, wo es das Licht der Welt erblickte, daß mithin die Ausweisung von Inländern eigentlich nicht statthaft sei: befahl er trotzdem im August 1782, damit gegen galizische Juden vorzugehen, weil von diesem Bettelvolk zu viel Übles herkommen sollte, dem man mit allen Mitteln entgegen arbeiten müsse. Seine Verordnungen gegen derartige schädliche Leute richteten sich aber nicht allein gegen die Juden; auch die Karmelitermönche Galiziens wurden durch Entschließung vom 31. Juli 1783 aus dem Lande geschafft.

Infolge der raschen Aufeinanderfolge so tief eingreifender Umwälzungen fanden selbst unerläßlich erschienene Verbesserungen, zumal sie doch nicht immer hinlänglich vorbereitet worden waren, nicht allseitige Würdigung. — Manche Wandlungen in den Anschauungen des Monarchen, schon nach kurzer Frist, mochten durch die Zeitumstände durchaus gerechtfertigt erscheinen; die große Menge aber betrachtete sie von ihrem Standpunkte und sie meinte, es würde doch nicht überall mit gleichem Maße gemessen. —

Die Laien konnten sich nicht genug wundern, daß Josef, der auf der einen Seite so eifrig die Aufhebung der Nonnenklöster betrieb, der sich durch persönliches Einschreiten für die verstoßene Tochter einer hochadligen Dame, welche das Klostergelübde gebrochen hatte, verwandte, um sie in den Schoß ihrer Familie zurückzuführen — auf der andern Seite dennoch die Beweggründe der unglücklichen Tochter eines Offiziers gelten ließ, als dieselbe (1788) flehentlich um Erlaubnis bat, der Welt entsagen und das Klostergelübde ablegen zu dürfen. — War dies etwas andres als Duldung?

Die so eilig ins Werk gesetzten Reformen, zumal die auf kirchlichem Gebiete, versetzten keinen Stand in größere Aufregung als die Geistlichen, vor allen den größten Teil der höheren Geistlichkeit, die Äbte, Bischöfe und gerade einflußreichsten Kirchenfürsten. Freudige Zustimmung ging nur von dem Teile des niederen katholischen Klerus aus, um dessen Einkünfte es schlecht stand und als diese sich jetzt verbesserten; — oder seitens der Mönche, welche sich danach sehnten, den Klostermauern zu entrinnen. — Diesen Widersachern schlossen sich bereitwillig alle übrigen Gegner des neuen Systems an.

Wenn einem etwas genommen wird, um dieses einem andern zu überlassen, so wird dadurch immer böses Blut erregt werden. So gab sich der Erzbischof von Wien, Kardinal Migazzi, gar keine Mühe, seinen Verdruß zu verbergen, als ihm auf Grund der kaiserlichen Verfügung, wonach kein Diener des Staates für die Folge sollte zwei Ämter verwalten dürfen, das reiche Bistum Waizen entzogen ward, über dessen Einkünfte der Monarch anderweitig verfügte. — Dennoch muß der Aufwand liebende Kirchenfürst sich noch immer ganz gut befunden haben; sagte doch einmal der an Einfachheit in Essen und Trinken gewöhnte Kaiser zu einem vornehmen Feinschmecker: „Wenn Sie, mein Fürst, von Sr. Eminenz gleichfalls eingeladen sind, so ist es rathsam, dort zu speisen; wer eine feine Tafel zu schätzen weiß, geht besser zu dem Herrn Kardinal zu Tische, als bei der Majestät des römisch-deutschen Kaisers, dessen luculliſches Begehren übers Sauerkraut nicht hinausreicht!“

Die Mißstimmung gegen Josefs Reformen steigerte sich in Ungarn bis zum Widerstande. Dazu trugen allerdings eigentümliche Umstände bei. Der Kaiser, der kein Freund ständischer Einrichtungen war und von Vorrechten wie von Adelsfreiheiten, auf welche gerade der ungarische Adel Anspruch machte, ebensowenig etwas wissen wollte als von städtischen Privilegien und Bevorzugungen, hatte sich gar nicht als König von Ungarn krönen lassen, weil er sich nicht der Verlegenheit aussetzen wollte, die Privilegien der Stände des Königreichs beschwören zu müssen. Ja, er entführte das hochverehrte Kleinod Ungarns, die Krone des heiligen Stefan, nach Wien. Dagegen sollten die auf ihre Selbständigkeit und nationalen Eigentümlichkeiten so stolzen Magyaren durch deutsche Sprache und deutsche Sitte, deutsche Bildung und deutsche Gesetze beglückt werden. — Man kann sich denken, daß unter solchen Umständen die deutschen Einwanderer während der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts in Ungarn recht übel daran waren; sie sahen sich verfolgt und erlitten dieselbe Unbill wie während der letzten Dezennien in unsern Tagen. — Daß fortan alle Unterthanen vor dem Gesetze gleich sein, daß niemand mehr Knecht des andern sein, daß die Leibeigenschaft aufhören solle, dies alles begriff man auf den ungarischen Pußten nicht. — Und wie schüttelten erst die Leute den Kopf, als ein Fürst, welcher bei Herstellung falscher Banknoten beteiligt war, trotz seiner hohen Abkunft in der Hauptstadt die Gasse kehren mußte, gleich jedem andern gemeinen Fälscher! — Alle solche Neuerungen kamen den meisten „neckisch“ oder sonderbar und „spanisch“ vor.

Wie der Adel mißmutig dreinschaute, so bereitete auch das Volk von Ungarn und Siebenbürgen dem Kaiser Verdruß, ja fast noch mehr Kummer.

So legten sich die schwer bedrückten Walachen Siebenbürgens die neue Ordnung ganz nach ihrer Weise aus. Sie meinten, infolge der kaiserlichen Erlasse seien alle Rechte der Gutsherren erloschen und weigerten sich, den Gutsherrschaften irgend welche Dienste zu leisten, wollten sich auch nicht zu den Fahnen des Kaisers sammeln. Als die Gutsherren, statt die Hilfe der Gerichte gegen die unverständige Masse in Anspruch zu nehmen, mit Gewaltthätigkeiten gegen die bethörten Leute einschritt, vereinigten sich die Bauern zur Gegenwehr. Es fehlte zudem nicht an Leuten, die zur Empörung aufstachelten; der Mönch Krischna, der wilde Horjah und der kühne Kloska stellten sich an die Spitze der Bewegung. Die Ermordung aller Edelleute wurde beschlossen, und als die Verschwörung entdeckt wurde, griffen Tausende zu den Waffen. Schlösser und Herrenhäuser wurden erstürmt und den Flammen preisgegeben; eine Menge Grundbesitzer, Männer, Frauen und Kinder fielen durch Mörderhände; Horjah nannte sich König von Dacien und organisirte mordlustige Banden. — Erst im folgenden Jahre konnte man durch Entfaltung ansehnlicher Streitkräfte des Aufruhrs Herr werden.

So ging's in Transsylvanien zu; dumpf grollte der Unwille der Völker in Ungarn und in andern Kronlanden fort. Schon hatte sich die Unzufriedenheit in Belgien, in Böhmen, ja selbst in dem sonst so anhänglichen Tirol zu Unheil verheißenden Gewittern zusammengeballt. Die Magyaren bestanden

auf ihren Forderungen in betreff der unterlassenen Krönung und auf Rückgabe der noch immer vorenthaltenen Stefanskrone. Die Gärung begann immer bedenklicher sich zu äußern, als ohne Beachtung der scharfen Unterschiede in den Sitten und den alten Gerechtsamen der Völker und ohne Rücksichtnahme auf bestimmt ausgesprochene Wünsche die Einteilung der Kronländer in 13 Regierungsbezirke angeordnet ward, und noch mehr, als später die neue Gerichtsverfassung allseitig eingeführt werden sollte.

Als der Sturm zuerst 1787 in Brabant losbrach, befand sich Josef gerade in der Krim, wo er mit der Kaiserin Katharina wichtige Verhandlungen pflog. Auf die Nachricht von bedenklichen Bewegungen hin kehrte er alsbald in seine Staaten zurück und traf Maßregeln der Güte, aber auch der Strenge, zur Beschwichtigung seiner Unterthanen. Er war sich der besten Absichten bewußt; er wollte, er konnte nicht, gegenüber dem Unverstand und Übelwollen, von seinen Entwürfen zurückweichen; er hoffte noch immer auf ein endliches Gelingen. Doch überkam ihn manchmal eine bange Ahnung, sein Werk werde schließlich an der Unbildung und dem Mißverstehen derer scheitern, die er beglücken wollte. In einer solchen Stunde bat er seinen alten Vertrauten, den Fürsten-Staatskanzler Kaunitz, er möge seine — des Kaisers — Denkwürdigkeiten niederschreiben, damit die Nachwelt einst gerechter über ihn urteile und nicht nur nach dem Erfolge richte. — Daß dieser Wunsch unerfüllt blieb, ist für die Geschichte ein Verlust, nicht aber für den verklärten Helden der Humanität.

Die geflissentliche Nichtachtung ihrer Verfassung, sowie die Nichtberufung der Landtage in Ungarn und Böhmen, trug dazu bei, daß sich der Groll in beiden Ländern fort und fort steigerte, und daß die Maßnahmen des Kaisers des erwünschten Erfolges entbehrten. Die Stände des Königreichs Böhmen gingen in ihrem Widerstande so weit, dem Monarchen die verlangte Auslieferung der Krone mit den Worten zu verweigern: „Der König gehört dahin, wo die Krone ist; nicht die Krone dorthin, wo der König weilt."

Die neuen Steuergesetze, bestimmt, das große Werk des Kaisers zu krönen, trugen vollends dazu bei, das allgemeine Mißbehagen zu steigern: — in Ungarn rüstete man sich zum offenen Widerstande.

Josefs Absichten gipfelten dabei darin, durch eine gerechte und zweckmäßige Besteuerung den Mittelpunkt eines aus sich selbst heraus thätigen Staatsganzen zu schaffen. Die meisten seiner übrigen Maßregeln erscheinen im Hinblick darauf nur als Vorbereitungen zu seiner letzten großen Schöpfung. Der Grund und Boden sollte in allen Teilen des Reichs neu vermessen, die Ertragsfähigkeit abgeschätzt und ohne Unterschied, ob adliges Freigut oder Bauerngut, besteuert werden. Dieser Entwurf kam 1785 zur Ausführung. Eine Anzahl vorläufiger Bestimmungen lief der übereilten Maßregel voraus oder begleitete dieselbe. Bei der Hast nämlich, womit man die Sache betrieb, geschah die Vermessung und Abschätzung nicht nur oft mangel- und fehlerhaft, sondern der Selbstsucht und bösem Willen entwuchsen leider auch handgreifliche Ungerechtigkeiten und Parteilichkeiten in Menge. Der Adel sah sich in seinen Vorrechten gekränkt, der Bauer meist höher besteuert als zuvor. —

Unter Zugrundelegung einer vereinfachten Rechnungsgebarung wurden bei Feststellung des neuen Steuersystems alle neuen Vorschriften in das Steuerpatent vom Jahre 1789 zusammengefaßt, dessen unglückliches Schicksal Veranlassung zu überaus ungerechtem Urteil über Josef gab.

Dieses so wohlgemeinte, für die Regierung des Kaisers jedoch verhängnisvoll gewordene Gesetz erscheint um so merkwürdiger, als es, wiewohl mit entschiedenem Unglück ausgeführt, später trotz seines nur kurzen Daseins doch für die ganze Monarchie ungemein bedeutsam geworden ist.

Gelang es dem Kaiser hier auch nicht, seine Anordnungen durchzusetzen, so gelang es ihm um so besser, den Handel sowohl der belgischen Städte wie der Seestädte am Adriatischen Meere zu heben. Er verschaffte seinen Unterthanen die freie Schiffahrt auf der Donau bis ins Meer, gründete mehrere Hafenplätze, baute Kanäle und Chausseen, legte die große Handelsstraße von Wien durch Mähren, Schlesien nach Galizien bis zur russischen Grenze an, förderte den Verkehr mit der Türkei durch günstige Verträge und sorgte sonsthin für den Wohlstand und das künftige Gedeihen seiner Lande, indem er fleißige Gewerbtreibende und strebsame Fabrikanten ermunterte. — Die einheimische Industrie stand damals noch sehr gegen die des Auslandes zurück. Josef hob hemmende Gerechtsame auf und erließ, um den Fabrikaten, Boden- und Gewerbserzeugnissen seiner Provinzen größeren Absatz zu verschaffen, das Verbot der Einfuhr ausländischer Waren. Zur Verminderung des Schmuggels befahl er mehrmals, eingeschmuggelte ausländische Luxusartikel öffentlich zu verbrennen.

Am meisten hört man gegen das großartige Wirken des Kaisers Josef den Vorwurf erheben, daß er seiner Zeit zu weit vorausgeeilt sei. Inwiefern dieser Einwand begründet ist, kann hier nicht untersucht werden; gewiß ist jedoch, daß die meisten seiner Maßnahmen unerläßliche Forderungen der Zeit waren und durchaus als geboten erscheinen. — Die unterlassene Beachtung der Zeitbedürfnisse hat die französische Revolution und den alles erschütternden Umsturz eines jahrtausendalten Staatsbaues, die völlige Auflösung der politischen Zustände Europas zur Folge gehabt.

Nicht die josefinischen Reformen an sich, sondern weil der Kaiser besser von seiner Zeit dachte, als sie wirklich war, weil sein gerechter Sinn Rücksichten auf Standesvorrechte, verrottete Gepflogenheiten und abgelebte Herkömmlichkeiten nicht gelten lassen wollte — so manche unabwendbare Beeinträchtigung von Einzelinteressen, endlich die mit der Raschheit der Ausführung seiner Reformen verbundenen Überraschungen: — waren es, die den Widerstand erstarken machten, was den edlen Monarchen dahin brachte, sein Leben und Streben als ein verfehltes anzusehen.

Unterredung Josefs II. mit Papst Pius VI.

8. Reise des Papstes Pius VI. nach Wien und Gegenbesuch Josefs.

Folgen des Widerstandes der Geistlichkeit.

Josef ließ sich durch den sich steigernden Widerstand, welchen seine Maßregeln hervorriefen, nicht irre machen; auch die Einsprachen des oben genannten Erzbischofs von Wien, des Kardinals Migazzi, wegen der kirchlichen Reformen nützten nichts. Dieser Günstling des Papstes eignete sich freilich am wenigsten zum Vermittler bei bereits so sehr zugespitzten Gegensätzen, zumal die Entziehung des reichdotirten Bistums Waizen ihm noch weitere Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hatte.

In seinem Bestreben, die Rechte des Staates gegenüber den Ansprüchen der Kirche mit Entschiedenheit geltend zu machen, sah sich der Kaiser von seinem Regierungsgehilfen Kaunitz aufs angelegentlichste unterstützt. Daher änderten auch selbst die ernstlichen Abmahnungen des Hauptes der katholischen Christenheit nichts an dem festbeschlossenen Fortgang des Werkes der Staatsverjüngung. Als der Kaiser allen Einsprachen und Vorstellungen das Ohr verschloß, faßte in seiner Verlegenheit endlich Papst Pius VI., der seit 1775 den Stuhl Petri inne hatte, den außerordentlichen Entschluß, in eigner Person den Kaiser zur Rücknahme der die Kirche so sehr schädigenden Maßnahmen zu bewegen.

Am 27. Januar 1782 sah das bestürzte Rom den heiligen Vater aus dem Vatikan ziehen; die angesehensten Prälaten befanden sich in seinem Gefolge.

Kostbare Ornate und Kleider, die dreifache Krone, prachtvolle Kelche, eine Anzahl Kardinalshüte und tausend Stück goldene Medaillen bildeten einen Teil des vom Papste mit sich geführten Prunkgerätes und der Geschenke. — Das Volk begleitete den Oberhirten mit Segenswünschen und Gebeten bis vor die Thore hinaus. Die Gläubigen riefen sich laut zu, der Kaiser werde erblinden, wenn er fortfahre, den Vorstellungen des Stellvertreters Jesu Gehör zu verweigern, eine Prophezeiung, welche einzutreffen schien, als Josef während der Anwesenheit des Papstes in Wien von einer Augenentzündung befallen wurde, wovon ihn jedoch seine Ärzte bald wieder befreiten.

Kaiser Josef selbst fuhr bis nach Neunkirchen dem ehrwürdigen Oberpriester entgegen und empfing denselben mit der größten Auszeichnung. Auch ward ihm ein höchst feierlicher Einzug in der Hauptstadt bereitet, wo das Geläute der Glocken und der Donner der Kanonen das Herannahen des heiligen Vaters verkündigten. Das war aber auch alles.

Im übrigen wurde Papst Pius fast wie ein Gefangener gehalten; in dem Palaste, den er bewohnte, waren alle Eingänge zugemauert worden bis auf einen einzigen; niemand durfte den Papst sprechen, dem es der Kaiser nicht ausdrücklich gestattete. Wollte der heilige Vater die Angelegenheiten berühren, welche ihn zur Reise nach Wien veranlaßten, so wußte Josef immer auf feine Weise dem Gespräche eine andre Wendung zu geben.

Je weniger der Papst in der Hofburg beim Kaiser zu erreichen vermochte, um so mehr begeisterte sich jedoch die Menge für den Stellvertreter Christi. Das Gedränge der Menschen, welche den Papst sehen wollten, war stets so groß, daß es ungeachtet aller Vorkehrungen der Polizei, die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen Unglücksfälle zu verhindern, Quetschungen und Armbrüche in Menge gab. Um den Andrang in den Gemächern, welche der hochverehrte Oberhirte in der Hofburg inne hatte, einigermaßen abzuhalten, sandte man den Pantoffel des Papstes, den so viele Tausende hätten gern küssen mögen, in den Häusern der Großen herum.

Am Nachmittag des 16. April 1782 erschien Papst Pius VI. auch in der Wohnung des Staatskanzlers, welcher das Oberhaupt der Kirche am Thore seiner Villa, nicht am Fuße der Treppe, empfing, der Fürst im schlichten blauen Überrock, der heilige Vater im roten Samtmantel des obersten Priesters. Der Papst reichte dem Vertrauten des Kaisers die Hand, nahm den Hut ab, Kaunitz erwiderte ehrfurchtsvoll den Gruß, jedoch ohne Handkuß. Darauf bedacht, als Repräsentant der Herrschergewalt sich dem Kirchenoberhaupte gleichzustellen, bedeckte auch der Fürst sein Haupt wieder, als Pius den Hut wieder aufsetzte — gleichsam, um anzudeuten, daß die weltliche Macht sich der geistlichen keineswegs unterstellen wolle. Dies schon deutete auf den Standpunkt hin, welchen der Staatskanzler bei den in Gang gebrachten Verhandlungen festhalten werde, und in der That erreichte der Papst durch seinen Besuch am Kaiserhofe nichts von allem, was er beabsichtigte. Eine Einigung über die obschwebenden Fragen wurde nicht herbeigeführt; denn trotz aller Aufmerksamkeit und Verehrung, welche Josef dem

heiligen Vater zu teil werden ließ, zeigte er sich doch gerade in bezug auf die Kernpunkte der erhofften Verständigung fest, entschieden, selbstbewußt.

Man hatte dem heiligen Vater durchaus falsche Schilderungen von dem Charakter und den Absichten des Kaisers gemacht, so daß er mit Befriedigung in ihm einen Verehrer der Religion und den entschiedensten Anhänger der Sittenreinheit erkannte. Die Partei, welche den katholischen Oberpriester zu ihrem Werkzeuge machen wollte, sah sich deshalb gründlich getäuscht. Doch ließ Josef den ehrwürdigen Greis, um ihm eine offene Kränkung zu ersparen, nicht ohne Hoffnung abreisen. Er und seine Umgebung erschöpften sich förmlich in Aufmerksamkeiten gegen Pius und dessen Gefolge.

Wenn auch Josef das Erscheinen des Papstes in Wien nicht gerade mit den günstigsten Augen angesehen hatte, so versicherte er doch seiner Schwester Maria Christine, er und der heilige Vater seien Freunde geworden. Wie sehr beide auch aus verschiedenen Beweggründen anders handelten, so strebten beide nichtsdestoweniger einem und demselben Ziele zu, nämlich das Wachstum guter Sitten und das Gedeihen der Religion zu mehren durch Belehrung der Völker; „der Papst durch Worte — ich durch Thaten", schloß Josef seine Mitteilungen. — Äußerst rührend wird der Abschied des Papstes von Josef zu Mariabrunn geschildert — Kaiser und Papst hatten sich lieben und achten gelernt; freilich sahen sie sich durch Zeit und Umstände gehindert, zusammenzustehen gegen Bosheit und Niedrigkeit der Gesinnung.

Bei aller Weitherzigkeit haßte doch der Kaiser den aus religiöser Gleichgültigkeit erwachsenden Spott; so fertigte er den Satiriker Blumauer recht empfindlich ab, als sich dieser darauf etwas zu gute that, bei Erteilung des päpstlichen Segens, bei welcher Tausende von Anwesenden mit abgezogenem Hute sich demütig neigten oder niederknieten, aufrecht stehend geblieben zu sein und trotzig den Hut auf den Kopf gedrückt zu haben, indem er sagte: „Ah bah, ist der Segen gut, geht er wohl auch durch den Hut." Als der Kaiser dies vernahm, ließ er Blumauer einen strengen Verweis erteilen und derselbe durfte nicht mehr vor sein Angesicht treten.

Mit der Rückkehr des Papstes nach Rom begann der Hader von neuem, sowie man merkte, daß der Kaiser keineswegs daran denke, andre Bahnen einzuschlagen, vielmehr erst am Anfange seines großen Reformwerkes angelangt sei. Darüber höchlichst verstimmt, erging vom heiligen Stuhle eine Verwarnung in solch eifernder Sprache an Josef, daß dieser jene Zuschrift dem Papste zurückschickte. Ein gänzliches Zerwürfnis schien unabwendbar; Pius war in Verzweiflung. Große Bestürzung herrschte, als sich Josef, beleidigt durch die Form der für ihn bestimmten, an den Kardinal Hrzan, kaiserlichen Gesandten zu Rom, gerichteten Aufträge, anschickte, die Mißhelligkeiten in eigner Person zu schlichten.

Die Nachricht von der plötzlichen Ankunft Josefs am 18. Dezember war kaum im Vatikan angelangt, als man sich eiligst anschickte, den hohen Gast würdig zu empfangen. Doch zur Überraschung aller betrat der Monarch in demselben Augenblick schon die Gemächer des Papstes. Pius empfing

den Kaiser aufs herzlichste, und Josef beobachtete gegen ihn jene sinnige Ehrerbietung, welche er ihm schon in Wien bezeigt hatte. Als ihm Pius in der Peterskirche einen Platz in seinem Betschemel anbot, schlug er diese Ehre aus und kniete einige Schritte hinter ihm nieder.

Der Eindruck, welchen Josef in Rom machte, stimmte alle Gemüter zu seinen gunsten. Sein einfaches, leutseliges Wesen, sein absichtliches Vermeiden aller Steifheiten und jeglichen hemmenden Zeremoniells, nicht minder jene wahre Frömmigkeit, welche aus Worten und Benehmen sprach, zerstreute alle ungünstigen Vorurteile; Freigebigkeit gewann ihm das Volk. Gegen 30 000 Gulden verteilte er allein an Hospitäler sowie unter die Menge. Der Enthusiasmus, den er erregte, sobald er sich blicken ließ, war so groß, daß dies seinen Gegnern neuen Stoff zum Argwohn lieferte, denn wenn Josef durch die Straßen hinschritt, hörte man das Volk öfter begeistert: „Viva il nostro Imperatore!“ rufen. Die Römer bewahrten ihrem Gaste während der Dauer seines Aufenthalts in der ewigen Stadt dieselbe Verehrung. Als er endlich am 21. Januar Rom verließ und dadurch die Besorgnisse wegen der Wirkungen der Volksgunst beseitigte, waren alle mit ihm höchlich zufrieden, und unter diesen selbst der Papst. Dieser äußerte sich bedeutungsvoll über Josefs Verhalten, indem er sagte: Niemand sei beredter und geistvoller als der Kaiser, der alles sage, was er wolle, aber nicht immer alles, was er denke.

Auch diesmal hatte der Monarch sorgsame Umschau gehalten. Wenn die bürgerlichen Verhältnisse in der Lombardei und in Italien wohl eine weitere Wendung zum Besseren zeigten, so blieb Josef doch nicht blind gegen die noch vorhandenen Übelstände. Und was er nicht selbst besichtigen konnte, das ergänzte er durch eifriges Studium. Aus jener Zeit rührt seine Klage her. „Ach!“ äußerte er gegen einen Vertrauten, „wenn ich die Geschichte Italiens lese, so erschrecke ich über die Thorheiten meiner Vorgänger.“

Die rastlose Thätigkeit des Monarchen fand auch jetzt nur in seinem körperlichen Befinden eine Beschränkung. Josef erfreute sich keiner guten Gesundheit mehr. Im Jahre 1782 sah er bereits abgespannt, fahl und gealtert aus; sein schöner Mund, der durchaus nicht die herunterhängende Unterlippe der Habsburger zeigte, verzog sich öfters schmerzhaft, seine ehemals so frische Gesichtsfarbe ging immer mehr ins Rotbraune über; er mußte sich bequemen eine Perücke zu tragen; seine Gesichtszüge wurden seiner Mutter, als dieselbe schon Matrone war, immer ähnlicher. Als er selbst solches bemerkte, fügte er seufzend hinzu: „O, wie glücklich wäre ich, wenn ich ihr in allen Stücken ähnlich werden könnte!“ Bereits als der Monarch noch nicht auf der Höhe des Lebens angelangt war, hatte der Dämon der Krankheit die edelsten Teile des Körpers ergriffen. Gefördert durch den Kummer über zahllose Enttäuschungen, welche den Kaiser Schlag auf Schlag betrafen, griff das Übel immer verwüstender um sich und seine Reizbarkeit nahm immer mehr zu.

Lebhafter als in irgend einem andern Teile der Monarchie, zeigte sich in den österreichischen Niederlanden der Widerstand der Geistlichkeit. Hier verteidigten der Bischof von Mecheln, Kardinal Frankenberg, sowie der

päpstliche Nuntius Zondadair die Interessen der Kirche, und sie regten ungescheut das abergläubische Volk, dessen Gefühle und Vorurteile wie in Ungarn durch Josefs Neuerungen aufs tiefste verletzt waren, noch mehr auf.

In dem belgischen Lande beruhte das ganze bürgerliche Gemeinwesen, Sitte und Gewohnheiten der einzelnen Landesteile auf althergebrachten Ordnungen und Gerechtsamen, seltener auf geschriebenen Rechten. Doch fand das letztere statt in Brabant, welche Provinz ein geschriebenes Recht hatte unter dem Namen der „Joyeuse Entrée“ — freudiger Eintritt — weil dieses Recht den Brabanten beim Einzuge Philipps des Guten von Burgund verliehen worden war. In dieser Urkunde stand u. a., daß kein Fremder im Lande angestellt, daß kein Brabanter auswärts gerichtet werden solle; wenn der Fürst die Verfassung nicht hielte, dann sollten auch die Unterthanen zum Gehorsam gegen denselben nicht verbunden sein. In Brabant sowohl wie in den österreichischen Niederlanden überhaupt hatte die Geistlichkeit großen Einfluß auf das Volk. Sie leitete die Erziehung im ganzen Lande, vorzüglich den Unterricht an der Universität Löwen, wo ein Geist waltete, der jede Neuerung verabscheute. Nun reformirte Josef in diesen burgundischen Provinzen wie überall; er zog Klöster ein, verbot die Brüderschaften, Prozessionen und Wallfahrten, errichtete eine allgemeine große Bildungsanstalt für die Geistlichen, damit der Nachwuchs zu helleren Ansichten erzogen werden möchte, als auf der Universität Löwen zu erlangen war, er warf weiterhin das ganze Gerichtswesen um und verbesserte die Landesverwaltung.

Schon im Jahre 1786 gaben sich in Brabant Zeichen von Unzufriedenheit kund. Der fanatische Eifer des päpstlichen Abgesandten verschmähte die gefährlichsten Mittel nicht, der Sache, die er vertrat, den Sieg zu verschaffen. Er suchte das Volk aufzuwiegeln, setzte alle feindlichen Elemente in Bewegung und zwang auf solche Weise die Regierung, seine Entfernung von Brüssel zu bewirken. Doch setzte dieser nun die Hetzereien von Lüttich aus fort.

Der Sturm brach zuerst in Brabant aus; hier entbrannte ein hitziger Streit zwischen den Unzufriedenen, an deren Spitze der Advokat van der Noot stand, und dem Oberbefehlshaber der österreichischen Streitkräfte, General d'Alton. In Löwen erregten die Studenten der aufgehobenen Universität einen Tumult, der jedoch bald unterdrückt wurde. Durch Einführung der neuen Gerichtsverfassung erbittert, forderte nun der Rath von Brabant zum Widerstande auf. Es hieß, die Joyeuse Entrée, der oben erwähnte alte Freibrief, sei verletzt, der Herzog habe seine Krone verwirkt, die Bande des Gehorsams seien gelöst. Das Volk erhob sich, man warb zahlreiche Truppen. Schon zu Beginn des Jahres 1788 hatte die Empörung eine schlimme Gestalt angenommen.

Am 22. Januar entstand zu Brüssel ein Tumult, durch welchen sich der kaiserliche General d'Alton genötigt sah, einen Haufen von 3000 Menschen durch Salven auseinander treiben zu lassen. Die vom Gouvernement verkündigte Vergebung alles Geschehenen verfehlte ihren Zweck und bewirkte nur, daß die Unzufriedenen, um sich von den Anhängern der Regierung, den „Royalisten“, zu unterscheiden, nunmehr „Patrioten“ nannten.

Immer bedenklicher wurde die Stimmung des Volkes und die Stände traten mit noch größeren Forderungen hervor. Das ganze Land geriet in fieberhafte Bewegung, wilder Trotz bemächtigte sich der Gemüter. Der Pöbel überließ sich den niederträchtigsten Exzessen; während in Antwerpen einem Patrioten beide Ohren abgerissen wurden, erstach ein Gassenjunge in Löwen einen vom Rathhause kommenden Schöppen bloß deshalb, weil er „kaiserlich" gesinnt war. In Mecheln entstand ein Aufruhr infolge der Weigerung der Zöglinge, das bischöfliche Seminar zu verlassen. Als man sie zwingen wollte, ergriff das Volk ihre Partei und mußte durch Flintenschüsse zerstreut werden.

Der Kaiser erachtete es nun für rathsam, zu verkünden, daß nun mit Strenge aufgetreten werden solle. Es ward Befehl gegeben, sich derjenigen Volksführer zu Brüssel, Antwerpen und Löwen zu bemächtigen, welche sich als Häupter der aufrührerischen Partei kundgegeben hatten. Allein diese Strenge war mehr Schein als Wirklichkeit, denn der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Trautmannsdorf, setzte zwar die Stände von den beabsichtigten Maßregeln in Kenntnis, allein sie wurden so zögernd vollzogen, daß sie ihren Zweck fast gänzlich verfehlten. Doch entbehrten auch die Einsprachen der Abgeordneten der rechten Wirkung; als sie sich wegen weiterer Maßnahmen im Brabanter Rathsgebäude zusammenfinden wollten, fanden sie dessen Thüren geschlossen.

Nach Aufhebung der sogenannten Joyeuse Entrée regelten kaiserliche Verordnungen die künftige Verwaltung, die Gerechtigkeitspflege sowie die Erhebung der Steuern. Es folgte sodann eine Erklärung des Gouvernements, worin die väterlichen Absichten des Regenten erläutert, die Rechte der Personen sichergestellt und das Volk zur Ruhe ermahnt wurde. Der Eindruck dieser beschwichtigenden Maßregel schlug mit einem Male alle Aufwiegelungskünste nieder. Der Kaiser, gerade mit dem Türkenkrieg beschäftigt, wußte sich nicht anders zu helfen, als die Einstellung seiner Reformen zu verfügen. An ein Aufgeben derselben dachte er noch nicht; unvermerkt und allmählich sollte ein besserer Zustand herbeigeführt werden. Es schien das Schlimmste überstanden zu sein. Nur ein Beamter weigerte sich, den Eid der Treue zu leisten, das Volk aber zeigte sich befriedigt über die Aufhebung einiger lästigen Steuern, wie die auf Lebensmittel u. s. w. Doch währte der Friede nicht lange.

Wie oftmals Freundschaft und Liebe einzelner Menschen durch Irrtum und Mißverständnis sich lösen und in tödlichen Haß verkehren, so war es hier mit dem vorher angebeteten Monarchen und seinen Völkern. Zwar seine Liebe wechselte nicht, sie blieb unverändert bis an seinen Tod; aber die Völker entbrannten in Feindschaft gegen den, der für sie dachte und sich abmühte, der bereit war, jeden Augenblick den letzten Atemzug für ihr Glück hinzugeben.

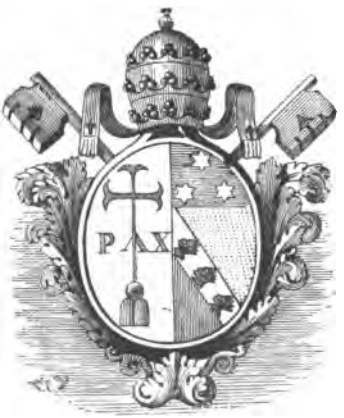
Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten dieses Monarchen, daß er zu den Sorgen, die ihm aus den Verhältnissen erwuchsen, und zu denen, welche sein Schaffensdrang hervorrief, sich selbst durch übergroßen Eifer weitere Verlegenheiten zu bereiten, was bei ruhigerem Gebaren sich hätte wohl vermeiden lassen.

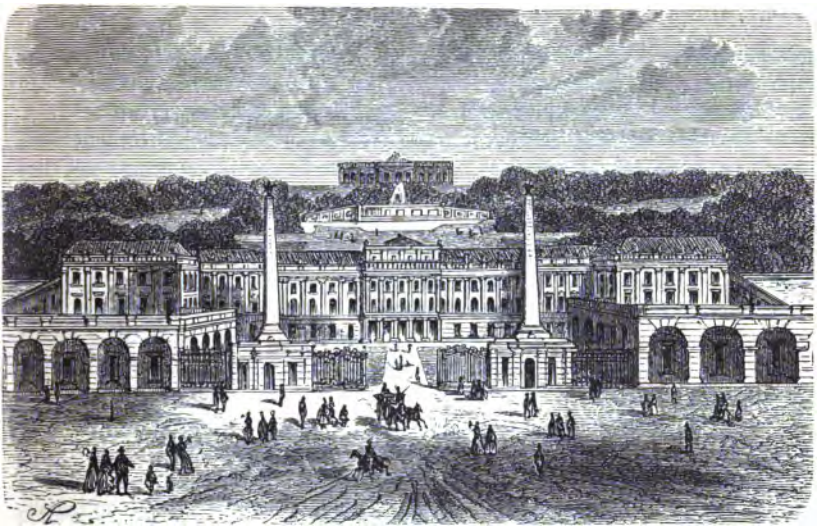
Um Staat und Gesellschaft zu verjüngen — an sich schon ein überaus schwieriges Werk — durfte er nicht zu vielerlei auf einmal unternehmen.

Zur Ausführung so großer Wandlungen im Staatsleben gehörten — abgesehen von Geduld, festem Willen und langem Leben — vor allem friedliche Zeiten. Aber wiewohl Josef dies gar wohl erkannte, gewann nicht selten seine leidenschaftliche Ruhelosigkeit die Oberhand über die Erwägungen des ruhigen Verstandes. Statt angesichts der steigenden Schwierigkeiten seinen Unmut zu meistern und friedfertig gegen seine Nachbarn aufzutreten, zeigte er gerade jetzt nicht übel Lust, diesen seine Übermacht fühlen zu lassen.

So kam es gleich in den ersten Jahren seiner Regierung zu Mißhelligkeiten mit den Vereinigten holländischen Provinzen in betreff der freien Schelde-Schiffahrt, die fast zu blutigem Kampfe geführt hätten; vorher schon hatten die hochmögenden Herren in Amsterdam gemessen dreingeschaut, wie der unternehmende Kaiser die Festungen ohne weiteres schleifen ließ, in welchen sie gemäß alter Verträge das Besatzungsrecht besaßen. Jetzt stellte Josef die Forderung auf, sie sollten gegen anderweitige Verwilligungen die ihnen zustehende Handelssperre am Ausfluß der Schelde aufheben. Sie widersprachen. Fürst Kaunitz, der erprobte greise Minister des Kaisers, war von ihrem Widerstande überzeugt und versicherte seinem Gebieter, daß die bedächtigen Herren sich wohl dem Aus- und Einlaufen der Schiffe mit gewaffneter Hand widersetzen würden. Der Monarch traute diesem „Volke von Krämern" eine solche Entschiedenheit nicht zu. „Sie wagen nicht zu schießen", so schloß er eine ziemlich heftige Unterredung, und befahl, den Versuch zum Auslaufen zu machen. In diesem Falle aber glaubten die Herren, es gehe ihnen ans Brot, ihr Handel litte Not, und sie zwangen mit Kanonenkugeln die Antwerpener Schiffe zur Umkehr. Der Minister schickte die Depesche, welche dies meldete, an den Kaiser mit dem einfachen Zusatz: „Die Holländer haben geschossen." —

Der Monarch, der einen allgemeinen Krieg befürchten mußte, entsagte seinen Ansprüchen gegen eine Entschädigung von zehn Millionen Gulden: immerhin „ein ansehnliches Trinkgeld", wie es Friedrich II. nannte.





Das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn bei Wien.

9. Privatleben, Neigungen, Kunstliebe des Kaisers.

olksbildung, im weitesten Sinne des Wortes, also Wissenschaft und Kunst erst recht, vornehmlich Musik und Theater, fanden an Josef einen verständnisvollen Förderer. Er gründete die Universität zu Lemberg; durch sein Zuthun erhielt zwischen 1766 und 1768 die Akademie der bildenden Künste ihre vollendete innere Einrichtung. — Im Jahre 1776 begann die Übertragung der kaiserlichen Gemäldegalerie aus der Schatzkammer und andrer Bilder, wie jene aus den aufgehobenen Klöstern, in das Lustschloß Belvedere.

Josef begünstigte das Wirken der Akademie der Wissenschaften in Wien durch Aussetzung von Preisen; durch Milderung des Preßzwangs ward den wissenschaftlichen Bestrebungen Vorschub geleistet. Die vorhandenen Bibliotheken erhielten eine bessere Einrichtung und ihre Bestände eine Vermehrung; eine Anzahl neue Büchereien sowie wissenschaftliche Hilfsinstitute entstanden, von ihm und dem trefflichen van Swieten eifrig gefördert.

Josef regierte nur kurze Zeit, daher sind die Bauwerke, welche unter ihm entstanden, nicht von der Bedeutung, als die aus der Periode von 1680 bis 1740, in welche das Schaffen des Meisters Bernhard Fischer von Erlach (gest. 1724) fällt, sowie die Leistungen des Sohnes desselben, der im Geiste des Vaters weiter arbeitete. Von ersterem rühren her: die Südseite der kaiserlichen Burg, das Schloß zu Schönbrunn, der kaiserliche Marstall,

die Reichskanzlei, Belvedere, St. Peter, die Boromäuskirche, die Hofbibliothek und verschiedene Palastbauten ꝛc.; von Johann Emanuel Fischer von Erlach u. a. das Sommerpalais des Fürsten von Schwarzenberg ꝛc.

In die josefinische Periode fällt das Aufblühen des deutschen Theaters, Hand in Hand gehend mit den Leistungen der dramatischen Kunst und den großartigen Schöpfungen unsrer Heroen der Tonkunst. Josef wandte diesem Aufschwung volles Interesse zu. Im Jahre 1774 stieg das abgebrannte Kärnthnerthortheater (das Wiener Opernhaus) aus dem Schutte wieder empor und am 17. Februar 1776 wurde das Schauspielhaus nächst der Burg (das sogenannte Hofburgtheater) zum k. k. Hof- und Nationaltheater erklärt. Des Kaisers Vertrauter, J. von Sonnenfels, trachtete mit rühmlichem Eifer dahin, für dieses berühmte Kunstinstitut die tüchtigsten Kräfte heranzuziehen, so daß es sich nach und nach zu einer Musterbühne entwickelte, welche geraume Zeit in Deutschland als einzig in ihrer Art dastand. Es ward darauf geachtet, daß überhaupt nur hervorragende Stücke zur Aufführung gelangten.

Josef unterhielt auf seine Kosten ein eignes Theater zu Schönbrunn, dem er in guten Stunden gern seine Aufmerksamkeit zuwendete. Die italienische Oper und das französische Schauspiel dagegen, Kunststätten, welche doch nur der vornehmeren Welt zum Zeitvertreib dienten, fanden keine Unterstützung mehr, das Personal ward verabschiedet. Vergeblich stellte der französische Gesandte dem Kaiser vor, er müsse unter solchen Umständen fortan auf jeglichen Theatergenuß verzichten; mit großer Seelenruhe erwiderte ihm Josef, dem Übel sei doch leicht zu begegnen: er brauche es nur zu machen wie der österreichische Gesandte in Paris — wie dieser französisch, so möge er nur deutsch lernen.

An die Grundsteinlegung zur Waisenhauskirche am Neuweg, welcher Kaiser Josef und seine Schwester Karoline beiwohnten, knüpft sich das Hervortreten Mozarts. Bei der feierlichen Einweihung des Gotteshauses am 7. September 1768, dirigirte der Knabe Mozart nicht allein den Chor und die Aufführung durch die Waisenkinder, sondern er machte sich auch als Komponist der Musik, welche großen Beifall fand, bemerkbar.

Wien ist vor allem die Stadt der Tonkunst und in bezug auf Musik war Josef ein echter Wiener. Nicht umsonst zeigte seit den Babenberger Tagen das Wappen von Niederösterreich fünf goldene Lerchen im blauen Felde. Während im Garten der Dichtkunst in Deutschland die herrlichsten Blüten und Früchte reiften, ging von Wien jener Zauber der Töne aus, der, von keiner Sprachgrenze gehemmt, die ganze Welt durchfliegt und entzückt. Gluck, Haydn, Mozart haben schon zur Zeit Josefs durch ihre Leistungen den Beifall der Wiener errungen; in der Kaiserstadt stand auch die Wiege von Franz Schubert und die Grabstätte Beethovens, des größten Meisters auf dem Gebiete der Musik, befindet sich gleichfalls in der Kaiserstadt.

Die Hauptwirksamkeit von Christ. W. Gluck (k. k. Hofkapellmeister seit 1754) fällt in die Jahre 1748—1787, die des fürstlichen Esterhazyschen Kapellmeisters Josef Haydn (von 1760—1790) in die Regierungszeit Josefs; beide waren echte Kinder Österreichs und starben zu Wien.

Beethovens Stern dagegen ging erst nach Josefs Tode 1792 in der Stadt

an der blauen Donau auf; Haydns unsterbliche Leistungen: „Die Jahreszeiten", sowie „Die Schöpfung", entzückte erst gegen Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die musikalische Welt, während seine volkstümlichste Komposition, die Kaiserhymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser", seit 1797 in allen Gauen Österreichs von Hunderttausenden gesungen ward.

Mozarts Meisterwerke zieren als hervorragende Glanzseite die josefinische Regierungsperiode; die „Entführung" fällt ins Jahr 1782, es erschienen „Figaro" 1786 und „Don Juan" 1787, die „Zauberflöte", „Titus", das „Requiem" 1791. Dem Dreiblatt Gluck, Haydn und Mozart hat der kunstsinnige Monarch manche Aufmunterung und Gunst zu teil werden lassen. Auch verdient es Erwähnung, daß, wie Schiller und Goethe am Musenhof zu Weimar in trauter Freundschaft wirkten und weiter strebten, so Mozart für den würdigen Haydn, den allverehrten Großmeister auf dem Bereiche der Instrumentalmusik, die größte Verehrung empfand. Er hatte ihn 1782 kennen gelernt und mit ihm innige Freundschaft geschlossen. Sechs seiner besten Quartette für Violine, Viola und Violoncello, welche 1785 bei dem Kunst- und Musikalienhändler Artaria erschienen und wofür dieser ein Honorar von hundert Dukaten bezahlte, sind Haydn gewidmet.

Nachdem wir obige Namen angeführt, haben wir auf das Höchste hingewiesen, was die deutsche Tonkunst an Erhabenem und Hoheitsvollem, was sie an Lieblichkeit, Frohsinn und Leidenschaft hervorgebracht hat. Die Nachfolger dieser Großen haben von ihnen Licht und Wärme empfangen. Neue Phasen unsres nationalen Daseins werden wir durchlebt haben müssen, ehe sich Dichter neben Schiller und Goethe und Musiker werden über Mozart und Beethoven stellen können.

Josef II. war nicht allein ein großer Musikfreund, sondern auch ein ausübender Künstler. Wie Friedrich II. auf der Flöte, so war der Kaiser ein guter Klavierspieler und wohlbewandert auf der Violine sowie auf dem Violoncell. Er sah es gern, wenn nach Tische ein Konzert stattfand, ja er selbst sang im engeren Kreise; denn er besaß eine wohlklingende Baßstimme und beteiligte sich daher nicht selten an den musikalischen Vorträgen. Mehrmals hob er das Interesse an denselben dadurch, daß er ein Liedlein für sich in Musik setzte. Das Publikum, vor welchem er sich dann hören ließ, bestand nicht nur aus lobbereiten Hofleuten; auch mancher Kunstverständige begrüßte die kaiserlichen Versuche mit Beifall, und dieser Erfolg veranlaßte den hochgebornen Tondichter zu weiteren Kunstleistungen. — Einstmals hatte er denn auch sich daran gemacht, eine größere Arie zu komponiren und diese einer kleinen italienischen Oper eingelegt, welche er auf seiner Privatbühne aufführen ließ. Es sollte eigentlich niemand wissen, von wem jene Überraschung herrühre, aber an einem Hofe läßt sich dergleichen nicht so leicht geheim halten — jeder kannte den Namen des Komponisten — auch der anwesende Mozart. „Na — Mozart, was sagst du zu dieser Arie?" fragte der Kaiser den Tönemeister am Tage der Aufführung der Oper. „J, nun", erwiderte der kindlich-heitere und einfach-freimütige Künstler, „die Arie ist ja recht gut — der sie gemacht hat, ist aber doch viel besser!"

So liebenswürdig und anmutig dieses Urteil lautete, so geradeaus und offenherzig war die Sprache des Meisters dem Kaiser gegenüber bei einer andern Gelegenheit. Es sind über hundert Jahre seit der ersten Aufführung von Mozarts „Belmonte und Konstanze" in Wien verflossen. Gerade damals hatte der etwa sechsundzwanzigjährige Komponist mit herben Widerwärtigkeiten zu kämpfen, was sicher nicht des Künstlers Aufschwung erhöhte. Dennoch sah das Wiener Publikum seine hochgespannten Erwartungen weit übertroffen — man war entzückt, hingerissen. „Zu schön für unsre Ohren, — doch gewaltig viel Noten", hatte Josef zu Mozart gesagt, der ihm freimütig erwiderte: „Gerade soviel Noten, Ew. Majestät, als nötig ist."

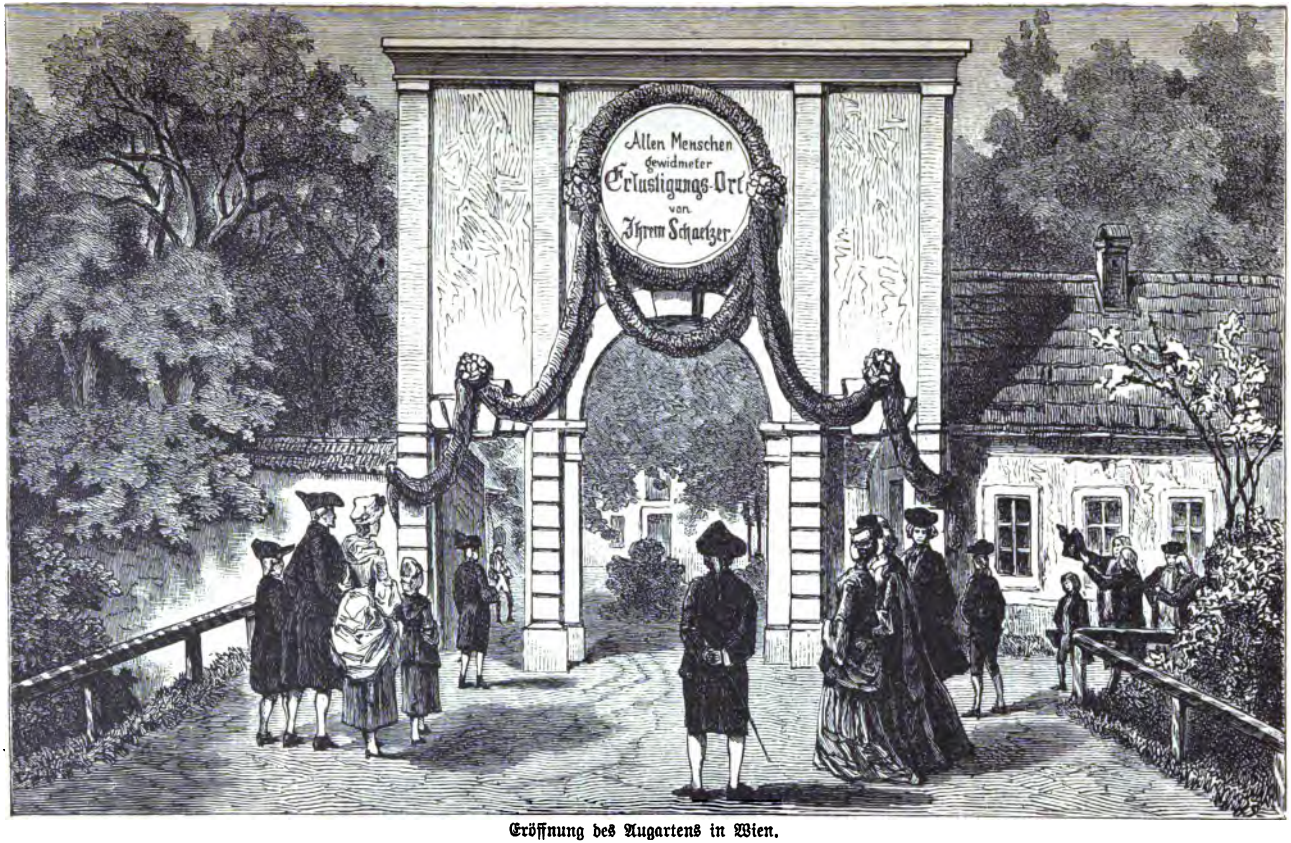
Es läßt sich nicht nachweisen, daß Josef wie durch seine musikalischen Leistungen, so auch durch poetische Versuche die Ohren und Gemüter bewundernder Zuhörer und Verehrer hingerissen oder erhoben hätte. Man behauptet vielmehr, der Kaiser habe in seinem Leben nur einen einzigen Vers gemacht und zwar bei einer Gelegenheit, als eine in Graz lebende Dichterin, die durch ihre schlechten Reime gerade keinen großen Nachruhm sich erwarb, im Kontrolorgang erschien, und dem Monarchen ihre dichterischen Ergüsse, darunter auch ein „Komisches Trauerspiel", wie sie es nannte, zu überreichen. Der Kaiser nahm das Manuskript der Frau Hedwig Luise Pernet, geborne Baronin Kemetter, huldvoll an und versprach ihr, sich über die Gabe auszulassen. Hochbeglückt reiste die Dichterin nach Graz zurück. Kurze Zeit darauf aber erhielt sie ihre Manuskripte wieder zugestellt. Als einzige Bemerkung war von Josefs Hand am Rande der ersten Seite zu lesen:

Meine liebe Kemetter,
Mach' Sie lieber Hemeter (Hemden).

Ein andermal begegnete er, etwas gütiger, einer versgewandten Dichterin, indem er derselben bei Zurücksendung ihrer Gedichte einen goldenen Fingerhut zustellen ließ mit dem eingegrabenen Spruch: „Verderbet die Zeit nicht!" —

Dieser ironische Zug, über den schon Maria Theresia während Josefs Jugendzeit Klage führte, blieb dem Kaiser bis zu seinem Lebensende eigen. In den letzten Jahren gesellte sich dazu, nach allen herben Enttäuschungen, noch eine Mischung von Bitterkeit und Mißtrauen und in Zeiten heftiger Erregung konnte dann der sonst so gütige Gebieter selbst aufbrausend gegen würdige Personen seiner Umgebung und verletzend in schriftlichen Erlassen sein.

Ehemals war in Wien der Augarten der Zusammenkunftsort der vornehmen Welt. Entstanden aus den vormaligen Besitztümern verschiedner Edelleute, hatte schon Kaiser Leopold I. begonnen, daraus einen großen Lustgarten zu schaffen. Jedoch erst unter Josef I. wurde dem Park eine größere Aufmerksamkeit zugewendet; unter ihm entstand jener kleine Pavillon, der unter dem Namen „Kaiserliche Favorita" bei der hauptstädtischen Bevölkerung längere Zeit noch sich in gutem Andenken erhielt. Als später Kaiser Josef II. mit den Verschönerungen des Praters auch die des Augartens in Angriff nehmen und durch Erweiterung der Alleen die Spaziergänge anmutiger gestalten ließ, wurde ihm bald die Anlage so lieb, daß er sich dort am liebsten erging und den Augarten als Erholungsort obenan stellte.



Eröffnung des Augartens in Wien.

Er ließ sich darin ein einfaches Sommerlusthaus erbauen und den Augarten durch eine Allee mit seiner größern Parkanlage, dem Prater, verbinden. — Bisher nur einem gewählten Kreise zugängig, wurde der Augarten seit dem 30. April 1775 dem großen Publikum geöffnet. Alle Welt war erstaunt, an diesem Sonntage am Portale des Lustortes die erhebenden Worte zu lesen: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer."

Nur wenige wußten, daß der schlanke, einfach gekleidete Mann mit dem strahlenden Antlitz und den seelenvollen blauen Augen, welcher sich in so anspruchsloser Weise unter der Volksmenge bewegte, derjenige war, von welchem diese Inschrift herrührte.

Bald wanderte eine Menge Menschen aus dem Volke, alt und jung, nach dem neuen Erlustigungsorte, vornehmlich eine große Anzahl Kindermädchen mit ihren Pflegebefohlenen und — meist militärischen Begleitern. Nicht selten kam es vor, daß der Kaiser unter der kleinen Welt sich Lieblinge erkor, den Zuthulichsten freundlich zulächelte und ihnen die Wangen streichelte.

Diese allgemeine Beliebtheit des Augartens war jedoch nicht im Sinne der vornehmen Welt, welche bis dahin die Benutzung dieses Vereinigungsortes als ein Standesvorrecht angesehen hatte. Von dieser Seite wurde nichts unterlassen, den verlorenen Boden wieder für sich ausschließlich zurückzugewinnen. Doch umsonst. Vergebens ergingen Vorstellungen an Josef II., auf das übliche Herkommen Rücksicht zu nehmen und den Garten der großen Masse des Publikums wieder zu verschließen. Eine hoch angesehene Dame benutzte den Umstand, daß der Kaiser eines Tages im Augarten sich zu ihr gesellte, um wiederholt Einsprache zu erheben. Sie schloß ihre Vorstellungen mit den Worten: „Majestät dürfen mir glauben, daß alle Welt mit mir einverstanden ist, wenn ich sage, es schicke sich nicht für einen so mächtigen Monarchen, so ungenirt unter allem Volke herumzuspazieren und zu vergessen, daß er hier wahrlich doch nicht unter seinesgleichen ist."

Der Kaiser lächelte, ließ sich jedoch nicht beirren und erging sich mit der Dame in den Baumgängen weiter, bis die Lustwandelnden endlich am Gartenportale anlangten. Hier sah sich der Kaiser um und gab dem Führer einer Kalesche mit Spritzleder und Halbdach einen Wink, sich zu nähern; sein einfacher Zweispänner, den er gewöhnlich selbst kutschirte, hielt alsbald an. Der Kaiser flüsterte dem Kutscher einige Wort ins Ohr und nötigte dann seine Gesellschafterin, an seiner Seite Platz zu nehmen. Statt sie aber an ihrem Palaste, wie sie gedacht, abzusetzen, ging die Fahrt weiter, bis der Wagen vor jenem still-ernsten Orte anhielt, wo die Vorfahren des Kaisers mit zahlreichen Angehörigen beigesetzt sind. Mit der ihm eignen Leichtigkeit sprang Josef aus dem Wagen, reichte seiner Begleiterin den Arm und geleitete sie nach der sogenannten Kapuzinergruft (S. 110). Da eintretend, sagte er:

„Hier, Madame, müßte ich mein Leben verbringen, wenn ich, seit Vater und Mutter dahingegangen, nur unter meinesgleichen weilen wollte." —

Seine Begleiterin verstand den Ernst des hohen Herrn; erschüttert hielt sie sich nur mit Mühe aufrecht, denn die dumpfe Luft der Gruft dünkte ihr

noch drückender geworden zu sein. Sie mußte sich einen Augenblick anlehnen, um nicht niederzusinken, so hatte sie diese eigentümliche Lehre ergriffen. — Josef brachte hierauf die Dame in seinem Wagen nach ihrer Behausung.

Man könnte noch eine Menge Züge von der Gemütstiefe dieses hochherzigen Fürsten berichten; sie bildeten schon zu seinen Lebzeiten den Gegenstand der Unterhaltung und Bewunderung.

Nachmals, als sich der Kaiser weniger oft im Augarten erging, vertrat Caro oder Muffel, sein Pudel, den kaiserlichen Herrn. Derselbe war täglich dort zu finden, jedes Kind kannte ihn. Bei einem seiner Spaziergänge im Augarten kam Josef auf eine eigentümliche Weise zu dem schönen Tiere.

Portal der Reichskanzlei zu Wien.

Der Hund war wie suchend in den Gängen umhergerannt und dem Kaiser, als er den Garten verließ, nachgelaufen. An seinen Gemächern angelangt, sprang dem erstaunten Monarchen der Pudel unter fröhlichem Gebell entgegen. Zu weiterer Überraschung las er auf dem schönen schwarzen Halsband des Hundes die Worte „Josef Kaiser", in Silberbuchstaben gearbeitet. Da es bekannt war, wie sehr Josef schöne Hunde liebte, meinte der Kaiser, der Pudel sei ihm von einem seiner Verehrer zugedacht worden. Er nannte ihn „Karo" und ließ sich von ihm gern auf seinen Spaziergängen begleiten.

Als er sich nun wieder einmal mit seinem Pudel im kaiserlichen Garten erging, rannte dieser plötzlich auf und davon und sprang einem älteren Herrn liebkosend an die Brust. Dieser erwiderte die Zärtlichkeit des Vierfüßers und rief: „Aber Muffel, wo kommst' denn her?" — Der Kaiser begierig, etwas Näheres über den Hund zu erfahren, vernahm nun, daß derselbe seinem Herrn vor Monaten in der Nähe des Augartens entlaufen wäre. Hierauf fragte ihn der Kaiser: woher es wohl komme, daß der Hund ein Halsband mit seinem Namen trage? — „Erlaubens Ew. Majestät", sagte der ehrliche Alte, „i kann nix dafür, daß i so heiß'. I bin nämlich der Appellationskanzlist Josef Kaiser." — Der Monarch lächelte gnädig und fragte, ob der Herr Namensverwandte ihm nicht das Tier, an das er sich schon sehr gewöhnt habe, käuflich überlassen wolle; worauf der wackere Kanzlist erwiderte: „Verzeihen's Ew. Majestät, dös macht sich so nit, der Pudel is das Erbstück eines verstorbenen Freundes und so dürft i freili ihn nit verkaufe, doch wenn i an Bitt' dürft' wage, so möcht' i, daß mei allergnädigster Herr den Muffel aus mein' Handen als Geschenk in Gnaden annehmen wollten." — „Nun, Karo", sagte der Kaiser lachend, „willst du als Karo mir treu bleiben oder wieder der Muffel des Herrn Kanzlisten werden? — Hast's vielleicht bei deinem alten Herrn besser und brauchst dort nicht, wie dein jetziger Herr, auf einem Strohsack, einer Hirschhaut oder einem Roßhaarkissen dein Schläfchen zu verrichten!" — Der Hund entschied die Streitfrage dadurch, daß er an seinem letzten Gebieter emporsprang und durch einige freudige „Wau! Wau!" andeutete, daß er unterdessen ein rechter k. k. Hofhund geworden sei. —

Das war aber nicht das einzige und letzte bemerkenswerte Vorkommnis, welches dem Kaiser mit seinem Pudel begegnete. Josef pflegte sich in der Regel von Karo auf seinen Donaufahrten begleiten zu lassen. Bei solch einer Gelegenheit placirte sich Karo so ungeschickt, daß er Gefahr lief, aus dem Schifflein herauszufallen. Der Schiffmann, Josef Raimandl, befürchtete ein unfreiwilliges Bad, wußte aber nicht recht, wie er dies dem Tiere begreiflich machen sollte. Höflich zog er daher die Mütze und sagte sich verbeugend: „G'schamster Diener, Herr Karo, bitt' schön — haben's fein acht, sonst pörzeln Ew. Gnaden heilig und gewiß noch ins Wasser!" —

Als Kaiser Josef eines Tages in schlechtem Wetter wieder einmal nach dem Augarten fahren wollte, traf er unterwegs einen ihm bekannten Gärtner aus Schönbrunn. Josef hielt an und fragte ihn, warum er sich bei dieser üblen Witterung keinen Wagen genommen habe. Der Angesprochene erwiderte, das erlaubten seine Verhältnisse nicht, er sei vielmehr jetzt geradezu darauf angewiesen, selbst die Kreuzer sorgsam zusammenzuhalten. Darauf meinte der Kaiser: „Na, da macht keine Umstände und setzt Euch zu mir in den Wagen herein; wir haben ja einerlei Weg und ich bringe Euch trocken ohne Säumen und Zeitverschwendung an Euren Bestimmungsort." — Der Gärtner sträubte sich, der Einladung zu folgen, um den Monarchen nicht zu belästigen; — aber es half nichts, Josef beharrte bei seinem Willen. Beim Aussteigen seines Fahrgastes sagte der gütige Fürst noch scherzend:

„Eigentlich hätte es sich sogar geschickt, daß ich Euch als meinen Gast zur rechten Hand hätte sitzen lassen. Da ich aber die Pferde selber lenken mußte, werdet Ihr mir schon meine Unhöflichkeit zu gute halten müssen!"

Trotz allen Wohlwollens konnte Josef II. jedoch auch zürnen und verdrießlich werden, wenn man seine Güte mißbrauchte. Besonders unangenehm war es ihm, zu bemerken, daß der Blumenflor des Augartens fortwährenden Verwüstungen ausgesetzt war. Aus dem Fenster seines kleinen Lusthauses nach den Blumenbeeten blickend, sah er einmal, wie ein feingekleidetes Frauenzimmer, wo es ihr gerade behagte, Blumen abriß und zu einem Strauß vereinigte. Alsbald befahl der Kaiser einem Bedienten, sich zu der Dame zu verfügen und sie auf die Tafel am Eingange des Gartens aufmerksam zu machen, worauf ausdrücklich als Warnung zu lesen stand, nichts abzubrechen.

Der Graben in Wien mit Trattnerhof.

Der Gartenaufseher sagte dem Diener, er habe die Schöne bereits mehrfach auf die Tafel hingewiesen. „Nun gut", erwiderte Josef, „dann nehmt hier diesen Gulden, gebt ihn der Dame, welche so ungestört dort unten fortfährt, die Blumen abzureißen und sagt ihr, ich ließe sie ersuchen, sich dafür bei einem Gärtner Blumen zu kaufen; denn die Blumen hier seien nicht nur ihretwegen da, sondern zu aller Menschen Vergnügen und Augenweide."

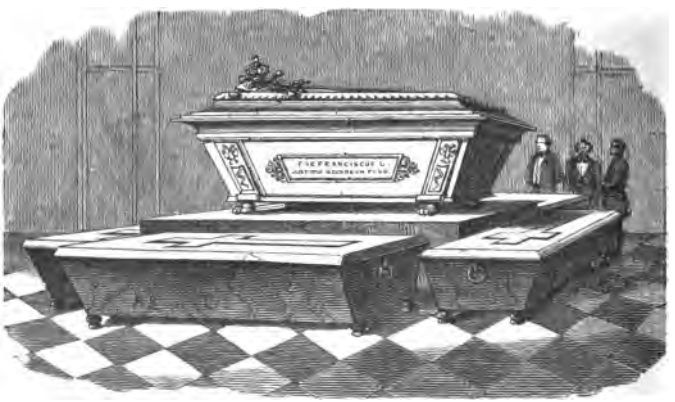
„Zum Vergnügen" der Menschen ließ Josef auch im Jahre 1775 das Gitter zum „Prater" niederreißen und den Park zu allgemeiner Benutzung öffnen; im Jahre 1786 gab es in diesem vielfach verschönerten Volksgarten schon eine größere Anzahl Kaffeehäuser und Belustigungsanstalten; auch standen bereits die sogenannten „Praterfahrten" bei der feinen Welt in großer Gunst.

Zu Anfang des zweitletzten Jahrzehnts entwickelte sich in Wien eine ganze Reihe nützlicher Anstalten. So, gefördert von der geistreichen Erzherzogin Christine, die Wasserleitung, welche aus mehreren Bergquellen das unentbehrliche Naß den Vorstädten Mariahilf, Neubau und Schottenfeld zuführte. —

Überhaupt hatte unter Josefs Regierung Österreichs Hauptstadt ein immer stattlicheres, echt kaiserliches Ansehen gewonnen. Der hohe Adel residirte in der heitern Donaustadt in palastähnlichen Gebäuden, und dergleichen Prachtbauten wurden bereits häufiger auch von reichen Bürgern aufgeführt.

In das achte Jahrzehnt fällt die Erbauung des stattlichen Trattnerhofs auf einer der Hauptstraßen Wiens, dem „Graben", ein Gebäudekomplex, welchen der Hofbuchdrucker Edler von Trattner herstellen und im Jahre 1776 vollenden ließ. Es war das ein wahrhaft großartiges Etablissement und konnte mit Recht ein typographischer Palast genannt werden. Das Geschäft vereinigte in sich alle Zweige des Buchdruckgewerbes, also: Buchdruckerei, Schriftgießerei, Xylographie, Kupferstecherei, Buchbinderei, dann den Buchhandel ꝛc. ꝛc. So hoch auch Trattner im Inlande geehrt war — im Auslande stand sein Name als einer der schlimmsten Nachdrucker nicht in Ehren. Dies Gewerbe, welches damals noch nicht zu den unehrlichen gehörte, betrieb er bis zum Tode zu seinem Vorteile emsig weiter.

Im Oktober 1776 fand zum erstenmal die Beleuchtung der Fahr- und Gehwege auf dem Glacis, der Brüstung der inneren Festungswerke durch öffentliche Lampen statt, und bald nachher ward auch die Straßenbeleuchtung geregelt, ein Fortschritt, dessen Verdienst dem mehrgenannten Sonnenfels zuzuschreiben ist, der sich nicht wenig darauf zu gute that. Zwei Jahre darauf begann man in der innern Stadt mit Verbesserung des Pflasters und auch die Straßen mit behauenen Granitsteinen zu belegen, wodurch sich Wien vor allen andern Hauptstädten auszeichnete. —



In der Kaisergruft (s. S. 106).

Moschee im Palast des Tatarenchan zu Baktschiseraj.

10. Bündnis mit Rußland gegen die Türkei. Abfall der belgischen Niederlande.

Das Bündnis zwischen Rußland und Preußen, welches vor nahezu einem Vierteljahrhundert, wie Katharina betonte, „durch die Notwendigkeit“ hervorgerufen worden war, hatte sich auch noch während des bayrischen Erbfolgekrieges der Politik Friedrichs II. vorteilhaft erwiesen. Unterdessen war, geschürt von mehreren Seiten, mehr und mehr eine Entfremdung zwischen dem König und der ehrgeizigen Zarin eingetreten. Der Besuch des Prinzen von Preußen hatte nicht den sympathischen Eindruck verwischen können, welchen die gewinnende Persönlichkeit Josefs bei der Kaiserin und in den russischen Hofkreisen hinterlassen hatte. „Der Graf von Falkenstein“ — unter welchem Namen Josef auch im April 1780 gereist war — äußerte Katharina, „ist ebenso kenntnisreich als ungezwungen und angenehm im Verkehr, spricht viel und gut; seine Bescheidenheit ist um so rühmenswerter, als es ihm nicht an Geist fehlt und er voller tiefer Gedanken erscheint, die seinen Ruhm und seine Unsterblichkeit sicherstellen werden, wenn er Zeit findet, seine Absichten zu verwirklichen.“

— Infolge seiner raschen Auffassungsgabe habe er stets sicher und schnell den Kernpunkt der Dinge herausgefunden, mit Geist alle Verwickelungen und Fragen der auswärtigen und innern Politik erörtert und mit ganz besonderm Verständnis die Bedeutung des Kriegsdienstes als Vorbereitung zu Zivilämtern, im Sinne der russischen Gepflogenheiten, hervorgehoben.

Der Name des Kaisers befand sich schon 1780 in aller Leute Mund. Zur angebornen Anmut Josefs hatten sich inzwischen die Reife und die Erfahrungen des vorgeschritteneren Mannesalters gesellt, während Katharina sich noch besser darauf verstand, durch würdevolle Hoheit und geistreiche Reden zu bestechen. Die Zarin, welche im Hinblick auf Josefs gewinnendes Wesen dem ersten Besuche ihres Nachbars in Mohilew (S. 51) nicht ohne Bangen entgegengesehen hatte — es preßte ihr, wie sie selbst versicherte, sein Erscheinen manchen Schweißtropfen aus — bot sich diesmal bald Gelegenheit, wahrzunehmen, daß ihre frühere Äußerung, „Josef fühle sich überall wohler als daheim in Wien", auch jetzt noch auf die Stimmung Josefs anwendbar sei.

Die erlangte Sicherheit und Art und Weise, wie die Zarin von den verschiedenen Landesbewohnern und Ständen Huldigungen entgegennahm, wird geradezu als bezaubernd geschildert. Bei der geplanten zweiten Zusammenkunft sollte Josef II. wiederholt Ursache erlangen, die Regententugenden der nordischen Semiramis zu bewundern. In Gegenwart eines so aufopfernd seinem hohen Berufe sich hingebenden Herrschers wollte Katharina vor allem als Landesmutter angesehen und als Wohlthäterin verehrt werden. Gerade das Regentenamt der Selbstherrscherin setzt ein kräftiges Wollen, eine emsige Förderung der Wohlfahrt und des Ansehens eines ausgedehnten Reiches voraus, wenn das Fortschreiten seiner kulturbedürftigen Bewohner auf den von den Vorfahren der Zarin eröffneten und von ihr ruhmvoll weiter verfolgten Bahnen gesichert erscheinen sollte. — Alles, was Katharina that: der mit Majestät und Milde ertragene Zwang beim Verkehr mit Hohen und Niederen, aller Aufwand von Pracht, selbst die damit verbundene heillose Verschwendung von Geld und Menschenkräften — eine nie ermüdende Ausdauer bei Abhaltung von Festen, Paraden, Gastmählern und Bällen — ihre Geduld bei der Wiederkehr der kirchlichen sowie der ermüdenden Empfangs-Feierlichkeiten, dann bei dem ewigen Einerlei der Begrüßungsansprachen ꝛc.: — alles dies sollte darthun, daß die Souveränin willig auch die unbequemsten Pflichten auf sich nähme, wenn die Beglückung ihrer Unterthanen solche Opfer erheischte.

Das Verlangen, den persönlichen Einfluß in Petersburg zur Erlangung des Übergewichts über Preußen zu befestigen, ja zu steigern, stand unter allen politischen Aufgaben, welche Josef unabläßig im Auge behielt, jetzt in erster Reihe. Katharina II. kam ihm dabei auf halbem Wege entgegen, und so gediehen die seit längerer Zeit im stillen betriebenen Unterhandlungen zu einem Schutzbündnis zwischen Österreich und Rußland, wodurch sich beide Mächte gegenseitig ihren Besitzstand gewährleisteten.

Zunächst war es auf den türkischen Nachbar abgesehen. Mißhelligkeiten zwischen Rußland und der Türkei bestanden schon geraume Zeit, zumal nach

Abschluß des letzten Friedens zwischen Rußland und der Pforte mehreres in der Schwebe geblieben war. Zwei streitige Punkte traten hierbei in den Vordergrund: die Unabhängigkeit der Krim und die freie Schiffahrt durch die Dardanellen. Nachdem letztere hatte gewährt werden müssen, rächte sich der Großherr durch Aufhetzung der Unterthanen des Chans der Krim gegen ihren Gebieter, der zu Rußland hielt. Daraus entstanden neue Streitigkeiten, welche damit endigten, daß Katharina die Krimsche Halbinsel sowie die Insel Taman, im Einverständnis mit dem Chan, unter ihre Herrschaft nahm.

Daß dies dem Sultan und seiner Umgebung noch größeres Ärgernis verursachte, ist begreiflich. Österreich ließ es sich angelegen sein, den drohenden Bruch zwischen Rußland und der Pforte zu verhindern; dies aber stimmte die Türken keineswegs gegen Österreich friedlicher. Vielmehr wurden dem Belgrader Frieden zuwider die Befestigungen der wichtigen Festung Belgrad verstärkt, die kroatischen Grenzwachen mit bewaffneter Hand verscheucht und kaiserliche Schiffe von Belgrad aus durch Kanonenschüsse in Gefahr gebracht.

Trotz dieser Beleidigungen hielt sich Josef zunächst noch auf dem Wege friedlicher Vorstellungen. Er begab sich 1783 selbst nach den ungarischen Donauländern, und sein Erscheinen an der türkischen Grenze reichte hin, die Osmanen von weiteren Übergriffen abzuhalten. Rußland blieb im Besitz der Krim, und Österreichs Forderungen ward durch Abschluß eines Handelsvertrages abgeholfen. Bis zum Jahre 1786 währte die neugeschaffene Lage. Die Belästigungen österreichischer Unterthanen durch die Osmanen hatten während dieser Zeit jedoch niemals gänzlich aufgehört, und so glimmte die Flamme langjährigen, schwer verhaltenen Grolles immer noch fort.

Daneben traten während dieser Zeit des Kräftesammelns die Absichten der Zarin, Konstantinopel zu erobern und die Türkei zu teilen, klarer hervor. Schon gelegentlich der Zusammenkunft in Mohilew hatte Katharina ihren Gast gefragt, ob er nicht daran denke, seine Macht in Italien zu erweitern und vom Kirchenstaate, als dem Erbe der römischen Kaiser, Besitz zu ergreifen. — Darauf erwiderte Josef: der Zarin werde es viel weniger schwer fallen, ihr Rom, d. h. Konstantinopel, in Besitz zu nehmen als ihm, die Hauptstadt der Christenheit, da zu viele Mächte ein Interesse daran hätten, den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu halten. Friedrichs II. damaliger Ausspruch: „Der Graf von Falkenstein sei ein schlechter Gesandter des Kaisers Josef" erscheint bei solchen Anschauungen gerade nicht recht zutreffend.

Katharina hielt es nunmehr, im Jahre 1787, an der Zeit, sich mit Josef in betreff der wieder von neuem aufgetauchten „Orientalischen Frage" zu verständigen. Zu solchem Zwecke begab sie sich jetzt nach Taurien. Bereits war durch der Kaiserin Fürsorge und ihres Günstlings Potemkin trügerische Kunst die Krim in eine solche Beschaffenheit gebracht worden, daß der Franzose Graf Segur, welcher sich in der Gesellschaft der Zarin befand, entzückt von den landschaftlichen Reizen der neuen Erwerbung, zu einer überaus anziehenden Schilderung des erlangten Gebietes sich begeistern konnte. — Diesmal wiederholte die Zarin nicht die Versicherung, sie denke, falls

Konstantinopel erobert würde, nicht daran, es für sich selber zu behalten, sondern sie sprach sogar davon, es zur Hauptstadt eines orientalischen Reiches zu machen, das sie für ihren Enkel Konstantin zu schaffen beabsichtige. —

Zu Cherson fand die damals vielbesprochene Zusammenkunft Josefs II. und Katharinas II. statt. Diese neue Reise des Kaisers zog natürlich die Blicke aller politischen Kreise nach dem südwestlichen Europa und beunruhigte die nächsten Nachbarn der Zarin in hohem Grade. — Dieselbe hatte zu verschiedenen Zeiten hohe Besuche empfangen; wie wir wissen vom Bruder Friedrichs des Großen, dem gewandten Prinzen Heinrich, sogar zweimal; dann vom König Gustav III. von Schweden (1777), ferner schon einmal (1780) von Josef II., und um dieselbe Zeit sah sie auch den König von Polen u. s. w. Keine dieser Begegnungen erreicht jedoch an politischer Tragweite den zweiten Besuch Josefs in Südrußland. Man hielt es für ausgemacht, daß bei dieser Gelegenheit eine gemeinsame Unternehmung gegen die Türkei geplant werde. Dieses Zusammentreffen beider Souveräne bedeutete jedoch noch etwas mehr: es zeugte für die Erkaltung der langjährigen guten Beziehungen zwischen Preußen und Rußland, und bedeutete eine Umwandlung des ganzen bisherigen politischen Systems.

Josef hatte indessen die Augen offen behalten. Er durchschaute gar wohl die bekannten Kunststücke, womit der Gouverneur Fürst Potemkin (1736 bis 1781) seine Gebieterin über den wirklichen Zustand der neu erworbenen Provinz zu täuschen gewußt hatte, und er äußerte sich hinsichtlich seiner Wahrnehmungen unverhohlen dem französischen Gesandten Segur gegenüber: „Solchen Prunk künstlich hervorzurufen", sagte er, „dürften wir in Deutschland nicht versuchen; hier kann man es ungehindert wagen. Auf einen Wink des Gewaltherrn werden Hunderte von Sklavenhänden in Bewegung gesetzt, das kostet wenig oder gar nichts; man ernährt die Arbeitstiere schlecht, straft sie empfindlich, wenn sie ja murren, und setzt sich darüber hinweg, wenn in Jahren durch endlose Strapazen und durch die todbringende Ausdünstung der Moräste 50000 Menschen zu Grunde gegangen sind." — Doch würdigte der Kaiser die große Bedeutung der neu erworbenen russischen Provinz in einem Briefe an Feldmarschall Lascy, indem er sagt: „Rußland kann im Besitze dieser Provinz die Türkei, nach Zerstörung ihrer Flotte, aufs äußerste bringen; es kann Konstantinopel zittern machen. Wahrlich, nicht bedeutungslos ist die Inschrift an dem Thore in Cherson: ‚Der Weg nach Stambul führt hier durch.' Damit gelangt Rußland in der That nach dem Hellespont, dem ich nun von der Seite Rumeliens her zuvorzukommen suchen muß." —

Daher verspürte Josef geringe Neigung, die hochfliegenden Pläne der Kaiserin Katharina vorschnell zu fördern, ja er meinte, es könnten Umstände eintreten, unter denen man sich denselben kräftiglich widersetzen müsse: „Denn die Nachbarschaft der Turbane", sagte er, „ist für Wien weniger gefährlich als jene der Pelzmützen." — Konstantinopel, meinte Josef, werde wohl für immer der Zankapfel bleiben, welcher eine Einigung der großen Mächte Europas behufs Teilung des türkischen Reiches unmöglich mache.

Seine friedliche Gesinnung gab er zu jener Zeit auch dem König Stanislaus von Polen zu erkennen, mit dem er unterwegs zusammentraf. Er denke nicht im entferntesten daran, versicherte er, Polen zu schädigen, ja auch nur einen Baum sich anzueignen. Und der Kaiser hatte gute Ursache zu solchen Beteuerungen; sah er sich doch gerade damals durch die bereits berührten belgischen Wirren ganz besonders in Anspruch genommen. Diese Umstände mögen wohl in erster Reihe mit dazu beigetragen haben, seine innersten Wünsche etwas in den Hintergrund zu drängen.

Zusammenkunft mit Katharina II.

Die Kaiserin erkannte sehr wohl den Grund der Zurückhaltung ihres hohen Gastes; sie überhäufte diesen jedoch auch gelegentlich seines zweiten Besuches mit Aufmerksamkeiten aller Art und verlieh einem damals vom Stapel gelaufenen Kriegsschiffe von 80 Kanonen den Namen „Josef II."

Die Vorgänge in der Krim erregten bei der Pforte große Besorgnisse. Sie setzte ihre Land- und Seemacht in Stand, während Rußland 120000 Mann auf der Halbinsel zusammenzog und eine Flotte bei Sebastopol ausrüstete. Josef gab sich fortwährend Mühe, wenigstens den Krieg hinauszuschieben, zumal sich die Beziehungen zwischen dem Kaiserhofe zu Wien und dem Hofe zu Berlin keineswegs befriedigender gestaltet, wohl aber die inneren Zustände der österreichischen Monarchie sich zusehends verschlimmert hatten.

Josef hoffte auf irgend einen Zwischenfall, suchte nach einem Anhalte, und da sich ihm nichts dergleichen darbot, so ward er in eine Richtung gedrängt, welche seine Zukunft an die ehrgeizigen Entwürfe Katharinas knüpfte.

Eine Hauptursache der neuen Verstimmung zwischen Österreich und Preußen beruhte in dem Wiederauftauchen des solange gehegten und verfolgten Projektes eines Austausches von Bayern gegen die Niederlande, wozu der regierende Kurfürst Geneigtheit zu erkennen gab. Welch ein schwieriger Besitz die Niederlande für Österreich von jeher waren, dafür sprach laut genug die feindliche Haltung jener Provinzen. Weder die geographische Lage und die Landesverfassung, noch der Charakter des Volkes oder irgend ein greifbares staatswirtschaftliches Bedürfnis der Niederlande waren eins mit den Interessen der vielgestaltigen, im Osten gelegenen Erblande des Hauses Habsburg, welches den Wert seiner westlichen Provinzen nie recht zu schätzen wußte. So unbequem nun der Besitz der Niederlande erschienen, so vorteilhaft und einladend dünkte die Erlangung Bayerns. Damit würde Österreich seinen Staatenkomplex, nach der Mitte Deutschlands zu, besser abgerundet gesehen, den ganzen Lauf der oberen Donau erworben und so eine vorteilhafte Verbindung mit dem deutschen und dem europäischen Westen gewonnen haben.

Diese außerordentliche Verstärkung der Stellung Österreichs in Deutschland entging dem Scharfblicke Friedrichs II. keineswegs. Um das weitere Umsichgreifen Österreichs zu verhindern, setzte sich Friedrich II. mit einer Anzahl deutscher Reichsstände in Verbindung und stiftete den Deutschen Fürstenbund, eine Vereinigung der mächtigsten Fürsten Deutschlands zur Aufrechthaltung der Verfassung des Reichs sowie des rechtmäßigen Besitzstandes der deutschen Regentenhäuser. Dem Bündnis schlossen sich nachmals noch andre Reichsstände an, so daß am Ende nur Württemberg, Oldenburg, Hessen-Darmstadt, Kur-Köln, Münster und Trier noch auf der Seite des Kaisers standen. Friedrichs Absicht war somit erreicht. — Man kann jedoch nicht sagen, daß der Fürstenbund in der Folgezeit, als kurz darauf Friedrich vom Schauplatze der Welt abtrat und Josef ihm bald nachher in das Grab nachfolgte, zu besonderer Bedeutung und Wirksamkeit gelangt wäre.

Fürst Kaunitz hatte sich alle Mühe gegeben, seinen Gebieter bei dem politischen System festzuhalten, das ihm selbst seit vierzig Jahren zur Richtschnur diente. Als durch Verletzung jahrhundertalter Gewohnheiten und Gerechtsame die widerwilligen Gemüter in den österreichischen Niederlanden bis zur Empörung aufgeregt worden waren, als dem Kaiser aus den Fortschritten, welche der Aufruhr in den Niederlanden machte, das herbste Leid erwuchs, da erkannte er zu spät, daß er in der letzten Zeit nicht wohlgethan hatte, die Rathschläge seines treuen Rathgebers unbefolgt gelassen zu haben, und das etwas gesunkene Ansehen des Staatskanzlers erhob sich von neuem. Kaunitz' Gegenvorstellungen war es auch zuzuschreiben, daß Josef den 1786 schon gefaßten Gedanken, mit Preußen wieder freundschaftlichere Beziehungen anzuknüpfen, ebenso rasch, wie er aufgetaucht, auch wieder geschwunden war und daß die Verbindung mit Rußland um so fester geknüpft wurde. —

Nicht ohne Beunruhigung war Friedrich II. den vor sich gegangenen Wandlungen in Wien gefolgt; bald erheischten die kriegerischen Vorgänge an der untern Donau die gesteigerte Aufmerksamkeit der preußischen Regierung.

Ließ sich erwarten, daß Österreich gerade jetzt Rußlands feindliche Absichten gegen die Pforte mit den Waffen unterstützen werde? — Die Verlegenheiten, welche den Kaiser bedrängten, die Befürchtungen, die sich zeitweilig an das Verhalten des Fürstenbundes knüpften, die üble Stimmung Ungarns und die Wirren in dem entlegenen Belgien kannten die Räthe des Sultans sehr wohl. Der Großwesir schien seiner Sache so gewiß zu sein, daß er in übermütigster Weise Forderungen an Rußland stellte, worauf die Kaiserin nur mittels einer Kriegserklärung antworten konnte. Jetzt war auch die Zeit des Handelns für Österreich gekommen. Es rüstete, und zwar mit Macht. Außer der Hauptarmee, an deren Spitze sich der Kaiser selbst zu stellen dachte, wurden in Galizien, Siebenbürgen, im Banat und in Kroatien Streitkräfte aufgestellt. Das kaiserliche Kriegsheer bestand aus 245000 wohlgerüsteten Mann Fußvolk und 36000 Reitern, die Feldartillerie aus 900 Kanonen.

Weniger imposant war die Streitmacht, mit welcher Rußland auftreten konnte, weil sich zur selben Zeit der unternehmende König Gustav III. von Schweden zum Angriff auf den gewaltigen Nachbar rüstete. Indessen schien das österreichische Heer unter geschickter Führung für sich allein schon stark genug, die Pforte zur Besinnung zu bringen.

Gemäß des verabredeten Kriegsplanes sollten die Russen unter Romanzoff, unterstützt von ihren Flotten im Schwarzen Meere, Bessarabien, die Moldau und Walachei besetzen und an der untern Donau operiren; die Aufgabe der österreichischen Hauptarmee dagegen dahin gehen, die Festungen Schabacz, Belgrad und Widdin zu nehmen und sich Serbiens zu bemächtigen.

Der Winter 1787/88 verging unter Rüstungen und unwesentlichen Plänkeleien. Noch bis zur letzten Stunde hegte Josef die Hoffnung, es würde sich ein friedlicher Ausgang bewirken lassen. „Wenn es nicht zum Frieden kommt, so brennt es bald lichterloh an allen Enden der Welt!“ äußerte er gegen den preußischen Gesandten. Dabei versicherte er den Vertretern der befreundeten Mächte, für sich an keine Eroberungen zu denken, während er doch ununterbrochen mit Lascy und Laudon an den Entwürfen zum nächsten Feldzug arbeitete. Selbst in diesen sorgenvollen Tagen hatte ihn die angeborne Heiterkeit nicht gänzlich verlassen. Gelegentlich einer Rücksprache mit den eben genannten Generalen war es, daß er ihnen die Frage vorlegte: Wieviel Zeit sie wohl zur Eroberung Belgrads brauchen würden? — „Wenn alles an Ort und Stelle ist, was zur Belagerung gehört“, antwortete Laudon, „so getraue ich mir in 10—12 Tagen damit zustande zu kommen.“ Lascy bezweifelte dies, aber Josef klopfte ihm lächelnd auf die Schulter, indem er beschwichtigend sagte: „Pst! pst! wir beide, lieber Lascy, müssen ihm dies schon glauben, denn wir zwei haben noch keine Festung eingenommen.“

Der Krieg war nun entschieden. Bevor wir uns auf den Kampfplatz an der Donau begeben, wollen wir einen Blick auf die Verwickelungen

werfen, welche sich unterdessen in Belgien bis zu einem Grade geschürzt hatten, daß eine friedliche Beilegung nicht mehr zu erwarten stand.

Der Einfluß der damaligen Ereignisse in Frankreich — wo man bald nachher die königliche Würde auf eine bisher beispiellose Weise immer tiefer in den Staub zog — die Aufruhrszenen in Paris, die schrecklichen Thaten der Volksjustiz daselbst entzündeten in den Niederlanden die kaum beruhigten Gemüter aufs neue und erfüllten selbst die weniger Entschlossenen, welche in den Vorgängen des Nachbarlandes Beispiele siegreicher Volksgewalt vor sich gehen sahen, mit neuer Zuversicht. Das Fortschreiten der französischen Revolution wirkte verführerisch und brachte wieder den leicht entzündbaren Geist der Brabanter und Flamländer in Erregung. Der Stellvertreter des Kaisers, in Besorgnis wegen der Vorzeichen des Aufruhrs, verlangte Verstärkung der Militärmacht. Allein d'Alton, der Oberbefehlshaber der Truppen, hielt die Heranziehung eines einzigen Regiments für genügend, mehr um die Angst der Regierung zu beschwichtigen, als weil er von der Notwendigkeit größerer militärischer Machtentfaltung überzeugt war.

Schon gegen Ende Juli 1788 gab sich die Unzufriedenheit in Mons, Antwerpen, Löwen und Namur durch Widersetzlichkeiten aller Art kund, in Tirlemont kam es zur offenbaren Empörung. Die Verhaftung eines Unruhestifters, der sich auf Lüttichschen Boden geflüchtet hatte und nun wieder in Tirlemont erschien, brachte die ganze Stadt in Bewegung. Man läutete die Sturmglocke, befreite den Gefangenen, und ein mit Flinten, Pistolen und Sensen bewaffneter Haufe zwang die schwache Besatzung, sich zurückzuziehen. Die Empörer plünderten nun die Provinzialkasse, demolirten etliche Häuser und hielten Stadt und Umgegend in Aufregung.

General d'Alton, dem die Verteidigung des Landes oblag, traf seine Maßregeln, beging jedoch dabei den großen Fehler, seine an sich unzureichenden Kräfte in fliegende Korps und Kordons zu zersplittern. Noch hielt er den Aufstand und die militärischen Kräfte der „Patrioten" für unzureichend. Indessen können dieselben keineswegs so unbedeutend gewesen sein, vielmehr werden sie von zeitgenössischen Berichterstattern auf 30000 Mann geschätzt. Bald verbreitete sich die Bewegung über das ganze Land. An den Grenzen, im holländischen Brabant und im Stifte Lüttich sammelten sich täglich bedrohlicher anschwellende Freikorps, welche, solange sie noch keine Waffen hatten, mit Stöcken exerzirten.

Nun traf ein Unfall nach dem andern die Vertreter des Kaisers in Brabant und Flandern. Die Forts Lille und Liefkenshoek gingen verloren; General Schröder, von Verrätern irregeleitet und über die Beschaffenheit und Stärke der Feinde getäuscht, ward nach Turnhout gelockt, wo er mit Übermacht vom Volke in den Straßen überfallen und, aus Kellerlöchern, Fenstern und von den Dächern herab angegriffen, genötigt ward, sich nach Preisgebung einer Kanone zurückzuziehen (27. Oktober). Dagegen hatte der wachsame d'Alton in Brüssel eine dem Ausbruch nahe Verschwörung unterdrückt, und dies hatte eine allgemeine Entwaffnung der Hauptstadt zur Folge.

Mit jedem neuen Unfalle, welcher die Regierung betraf, steigerte sich natürlich die Zuversicht der Aufständischen; dabei verschlimmerte sich die üble Stimmung in den Reihen der kaiserlichen Armee, der Geist der Meuterei nahm überhand. Die Truppen, welche Hennegau besetzt hatten, verließen diese Provinz ohne Schwertstreich schon auf die erste Nachricht von dem Herannahen einiger Hundert Insurgenten, welche jedoch niemals anlangten.

Der Aufruhr mußte triumphiren, als im Heere Verrat und Untreue immer offener ihr häßliches Haupt erhoben, wodurch die ohnehin schwachen Kräfte der Regierung noch mehr herabsanken. Statt unter den steigenden Bedrängnissen zusammenzuhalten, gerieten auch noch d'Alton und der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Trautmannsdorf, einander in die Haare. Dieser klagte über Langsamkeit der militärischen Operationen, jener über Mangel an Unterstützung seitens der Regierung, durch welche seine Kräfte gelähmt würden. Man sah in Wien nun endlich doch ein, daß unter solchen Umständen alles auf dem Spiele stehe, und sandte — viel zu spät — den Grafen Cobenzl ab, um zu retten, was noch zu retten war.

Bei dessen Ankunft waren die Verwickelungen schon zu weit gediehen, so daß ihm weder ein Mittel der Güte noch der Gewalt übrig blieb. Der landesflüchtige Noot, eines der Häupter der aufständischen Partei, erklärte in einer öffentlichen Ansprache „als bevollmächtigter Minister des Volkes von Brabant" den Kaiser aller seiner Rechte an das Land verlustig. Trautmannsdorf ließ allerdings dieses Manifest durch Henkershand verbrennen, aber die Dinge nahmen doch ihren Verlauf. Es half nichts, daß man in Mons und in Antwerpen auf kurze Zeit den Aufruhr gebändigt hatte: — bald nachher brachen viel ernstlichere Unruhen in Flandern aus, und kurz nacheinander sagten sich Gent, Brügge, Ostende, zuletzt auch Antwerpen und Mons von der österreichischen Herrschaft los.

Die Lage der Regierung war nach dem Abfall von Flandern und Hennegau sowie bei der gestörten Verbindung mit Luxemburg verzweifelt; d'Alton vermochte nur noch Brüssel im Zaume zu halten. Nach Ablauf des vereinbarten Waffenstillstandes ward jedoch in der Hauptstadt, am 10. Dezember, gleichfalls die Losung zum Aufstand gegeben. Die erkauften Thorwachen entwischten oder gingen gleich zwei Kompanien vom Regimente Murray zu den Aufrührern über. Gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzuwehren, ließ d'Alton nun auf die drohende Menge feuern, worauf die Bürger sich zusammenscharten und aus den Fenstern auf das Militär schossen. Bald ward in allen Straßen blutig gekämpft: bereits um elf Uhr befand sich der Marktplatz im Besitz der Patrioten und die Besatzung mußte sich nach dem oberen Stadtteil zurückziehen. Am 12. auch hier angegriffen, blieb d'Alton schließlich nichts übrig, als die Stadt zu räumen, welche der Statthalter und die Anhänger des Kaisers schon verlassen hatten. Der Verlust von Brüssel zog den von Löwen, Antwerpen, Mecheln und Namur nach sich. Am 14. zog der „Patriot" van der Mersch in Brüssel ein und am 17. hielt van der Noot mit den übrigen Häuptern der nationalen Partei seinen Einzug in die Hauptstadt.

Die Archive sowie den öffentlichen Schatz nahm die siegende Empörung in Beschlag; d'Alton und Trautmannsdorf fanden nirgends Schutz und mußten dem Lande den Rücken kehren. Sie wandten sich mit dem Reste der treugebliebenen Truppen vorerst nach Luxemburg. Der Abfall der belgischen Niederlande war entschieden.

Schon am 13. Dezember 1789 wurde die Unabhängigkeit von Flandern, Brabant und Hennegau feierlichst ausgerufen, wenige Tage später die erste Staatenversammlung eröffnet, deren Abgeordnete eine Vereinigung der Provinzen unter dem Namen „Vereinigte Staaten von Belgien" beschlossen.

Wie sehr auch der damals von dem benachbarten Frankreich ausgegangene Anstoß die schon herrschende politische und religiöse Aufregung der Niederlande gesteigert, welchen großen Anteil an der zunehmenden Verbitterung der Brabanter und Flamländer man nicht mit Unrecht der von Paris aus fortflammenden Gärung zuschreiben mag: — daß es so weit in Belgien kommen konnte, daran war namentlich die feindselige Haltung der katholischen Geistlichkeit schuld, vor allem aber die Hetzereien ihrer Helfershelfer, der nach ihrer Ausweisung nun in der Soutane und im Hofkleide herumschleichenden Väter und Jünger der Gesellschaft Jesu, bei denen ja von jeher „der Zweck die Mittel heiligt".

Allerdings war der Jesuitenorden vom Papste Clemens XIV. aufgehoben worden, aber seine Mitglieder wirkten im alten Geiste in der Stille fort. Von ihnen und Gleichgesinnten hauptsächlich rührt der dem Kaiser gemachte Vorwurf her, er sei nur duldsam gegen die gewesen, welche zu seinen Ansichten sich bekannt. Sie weisen dabei auf den viel vorurteilsloseren Friedrich II. hin, der aus politischen Gründen die Jesuiten an der Spitze des Unterrichtswesens in der neugewonnenen Provinz Schlesien beließ. Wenn dagegen Josef fortwährend das gemeingefährliche Treiben der Jesuiten im Auge behielt, darf man sich darüber wundern, im Hinblick auf die Worte des vorn (S. 34) angeführten Breve, wodurch Clemens XIV. den Orden aufhob?

Der Abfall der Niederlande zeigte, wie gerechtfertigt Josefs Verhalten diesem Orden und der ihm feindlich gesinnten Geistlichkeit gegenüber war.

Josef bei Schabacz.

11.

Der Krieg gegen die Türkei.

Während das furchtbare Drama der Revolution in Belgien sich fast gleichzeitig mit der Pariser Staatsumwälzung vollzog, stand Kaiser Josef mit seinen Armeen an der untern Donau im Kampfe gegen die Türken. Vor seiner Abreise legte er in die Hände des Fürsten Kaunitz seinen letzten Willen nieder und that hierdurch kund, daß er entschlossen sei, den Krieg nicht als Kaiser, sondern als Feldherr zu führen.

Josef hatte den Feldzug mit einer Mäßigung und Menschlichkeit begonnen, welche wohl seinem Charakter, keineswegs aber den Geboten der Kriegskunst entsprachen, noch viel weniger dem Beispiele Friedrichs des Großen, den er sich zum Muster genommen. Wiewohl kein Schlachtenheld, ließ

er sich doch aus Liebe zum Ruhme das Schwert des Kriegers in die Hand drücken, dasselbe nach jenen Grundsätzen handhabend, welche maßgebend sind, wenn es sich um friedliche Eroberungen handelt. Von der Natur ausgerüstet, durch Werke des Friedens zu beglücken, ging ihm das Genie des Feldherrn ab, der, alle Verhältnisse überschauend, verstehen muß, kalt und entschlossen den Sieg rasch zu erfassen und an seine Fahnen zu fesseln. — Das wußten alle dem Kaiser näher Getretenen; daher sahen auch die Wiener voll Mißmut Josef persönlich an einem Kriege teilnehmen, an dessen schlimmen Ausgang sie lieber glauben mochten als an eine siegreiche Durchführung, eben weil sie den Friedensfürsten Josef nicht für den Mann hielten, dem Kriegslorbeeren winkten. Trotz der verrotteten Kriegsverfassung der Türkei war es doch so leicht nicht, die osmanischen Horden bis an den Hellespont zu verscheuchen.

Der Kaiser empfand dies selber gar bald und übertrug daher dem gelehrten Feldmarschall Lascy, seinem väterlichen Freunde, den Oberbefehl über die Armee. Den Mann aber, der so oft ruhmvoll Österreichs Scharen zum Siege geführt hatte, der den Lorbeer sogar den Händen des Großen Königs mehr als einmal entrungen: den tapferen, damals freilich schon etwas gebrechlichen Laudon, ließ man unbeschäftigt in Wien zurück.

Ein harter Kampf stand bevor, ein Angriffskrieg, bei dem es galt, in dichten Massen, weder rechts noch links schauend, rasch anstürmend, in Feindesland vorzudringen und mit zerschmetternden Schlägen die feindliche Macht niederzuwerfen. Der vorsichtige Lascy folgte jedoch seinen eignen Gedanken, und auf Grund eines sehr gelehrten Planes, der darauf hinauslief, die ganze, weite Grenze vor feindlichem Einbruch zu bewahren, bildeten die russischen und österreichischen Streitkräfte eine lange Verteidigungslinie, vom Schwarzen bis zum Adriatischen Meere reichend. Da war man denn überall zum Angriff und zum Widerstande zu schwach — gelähmt und unfähig, einen entscheidenden Hauptschlag zu thun.

Dem zögernden Vorgehen entsprachen die Erfolge; die Art der Kriegsführung verzehrte unermeßliche Kriegsmittel. Schon Ende Juni 1788 beliefen sich die Kriegskosten auf 64 Mill. Gulden; die Armee brauchte täglich 8000 Zentner Mehl und 200 Ochsen. Statt die Belagerung von Belgrad als erstes und wichtigstes Kriegsziel im Auge zu behalten und darauf die ganze Kraft des Heeres zu verwenden, wurde Schabacz an der Save, der Verbindungspunkt zwischen Syrmien und Serbien, genommen. Diese Unternehmung leitete Josef selbst, und er setzte sich dabei so sehr aus, daß eine feindliche Stückkugel, kaum drei Schritte von ihm, drei Mann auf einmal zu Boden riß.

Im Mai endlich marschirte man auf Belgrad los. Bereits sollte die Umzingelung des wichtigen Platzes vollzogen werden, als plötzlich ein Gegenbefehl des Kaisers die in Gang gebrachten Anordnungen widerrief. Während Josef nach diesem unerklärten Vorgange seine Streitmacht im Banat zusammenzog und verstärkte, vermehrten auch die Türken ihre Besatzung in Belgrad, von wo aus sie Ausfälle gegen ihre Feinde unternahmen. Unter solchen Umständen blieb kaum noch ein guter Ausgang des Feldzugs zu hoffen.

Zurücktreiben der Türken.

Von nun an gestalteten sich die Zustände bei der Armee immer ungünstiger. Die ungesunde Luft erzeugte im heißen Sommer, Fieber, Ruhr und andre schwere Erkrankungen; der Krankenbestand stieg während eines Monats auf 20000 Mann. Offiziere und Soldaten ergriff das Gefühl äußersten Mißbehagens; die Unthätigkeit vernichtete den guten Geist der Regimenter, deren Reihen sich täglich mehr und mehr lichteten. Die Generale verloren das Vertrauen ihrer Untergebenen und der Kaiser sah sich vom Verdruß und Spott seiner Leute schwer heimgesucht. Er that alles Mögliche, dem eingebrochenen Verhängnis Einhalt zu gebieten, befahl, die Mannschaft thunlichst zu schonen und verbat sich persönlich alle militärischen Ehrenbezeigungen. „Wer sitzt, bleibe sitzen; wer liegt, bleibe liegen", lautete der Befehl. — Weiterhin ließ er den Leuten auf seine Kosten ein besseres Frühstück verabreichen, sprach den Soldaten freundlich zu, besichtigte die Spitäler —

kurz, es wurden alle Mittel aufgeboten, um Leben, Gesundheit und guten Mut in der Armee aufrecht zu halten. Indes die giftigen Dünste der Niederungen ließen sich nicht verscheuchen und rafften fortwährend Tausende weg. Bei der sengenden Hitze in den heißen Tagen waren der Kaiser und seine Armee genötigt, leichte Leinwandkleider anzulegen, und sie empfanden nun doppelt die feuchtkalte Nachtluft eines Klimas, das die kräftigsten Menschen abspannt und zur Schlaffheit geneigt macht. Um sich nur einigermaßen gegen die schlechte Luft zu waffnen, mußte man sich zum Genuß starker Getränke sowie zum steten Tabakrauchen bequemen, und selbst Josef konnte sich dem nicht entziehen, obgleich ihm gerade ersteres ganz besonders zuwider war.

Als sich der Gesundheitszustand des Heeres immer mehr verschlimmerte, befahl der Kaiser die Herstellung von Spitalbaracken, die auf der Donau nach dem Kriegsschauplatz geschafft wurden. Schon im August 1788 langten zwei solcher hölzerner Spitäler an, eins für 500, das andre für 1100 Kranke. Die Räume waren hoch und licht, mit Zuglöchern zum Eintritt der frischen Luft versehen; auch wurde ganz besonders auf Reinlichkeit geachtet.

Nach wie vor setzte sich der Kaiser während des unglücklichen Feldzugs allen Gefahren des Krieges aus; er teilte mit dem gemeinen Manne das schwarze Brot, ertrug mit ihm den glühenden Brand der Sonne und die quälenden Stiche der Fliegenschwärme, bis er schließlich selbst vom Faulfieber befallen ward. Aber auch während unsäglicher Leiden gönnte er sich die nötige Ruhe nicht, was aus wohlerhaltenen Depeschen hervorgeht, die Josef damals unter freiem Himmel ausfertigte. — So vergingen sechs Monate, ohne daß sich die Hauptarmee der Pforte sehen ließ. Wie jetzt die Sachen standen, ließ sich ein mißlicher Ausgang nicht mehr abwenden, und selbst die Erfolge des Prinzen Josias von Sachsen-Koburg, der auf dem äußersten linken Flügel in der Moldau mit großem Glücke kämpfte, konnten die Lage der Hauptarmee kaum noch bessern. Endlich, im Juni 1788 langte die Nachricht an, der Großwesir rücke mit seinem Heere gegen Widdin vor; aber es vergingen wiederum Wochen, ohne daß etwas Besonderes geschehen wäre. Allerdings fehlte es nicht an einzelnen schönen Waffenthaten, allein von entscheidender Bedeutung waren sie nicht. So wiesen 4000 Österreicher am Passe Bozza 10000 Türken mit blutigen Köpfen zurück; und unsern Semendria leisteten am 28. Juni eine Handvoll tapferer Männer, etwa 20—30 Mann, mehrere Stunden 4000 Türken Widerstand und ließen sich unter den Trümmern des Schlosses Rama, das sie besetzt gehalten hatten, begraben.

Immer trüber äußerte sich die Stimmung des Heeres. Die Unthätigkeit mehr noch als die Beschwerden des Lagerlebens, in Verbindung mit der üblen Witterung, forderten neue Opfer; die Mutlosigkeit verbreitete sich aus dem Lager über die gesamte Monarchie. Vor allem wünschte man eine den Schwierigkeiten gewachsene Kriegsleitung und hoffte eine Wendung zum Besseren, wenn Held Laudon an die Spitze der Armee berufen werde.

Laudon, damals schon ein Siebziger, hatte bei Beginn des Krieges dem Kaiser seine Dienste angeboten, sie waren indessen zurückgewiesen worden.

Josef hatte ihm bei dieser Gelegenheit freundlich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Mein lieber Laudon, Sie haben schon das Ihrige gethan und sind ohnedem gebrechlich; genießen Sie lieber Ihre Tage in Ruhe.“ Jetzt, wo es hieß: „Volkes Stimme, Gottes Stimme“, hegte der Held des Siebenjährigen Krieges, seiner Gebrechlichkeit sich wohl bewußt, doch Zweifel, ob sein glühender Eifer für Österreichs Ehre das über die Armee hereingebrochene Ungemach abzuwenden vermöchte. Als er die schweren Mißgriffe und Unfälle im Laufe des Feldzugs vernahm, brach er in die Klage aus:

Ernst Gideon Freiherr von Laudon, k. k. Feldmarschall.

„Ach, wäre ich doch jung in der Schlacht gefallen, damit ich nicht in der Ohnmacht meines Alters soviel Ungemach über meinen Herrn und Kaiser hereinbrechen sehen müßte!“

Indes entschiedener noch als bisher begehrte die Armee, den alten Helden unter sich zu sehen und unter seinem Oberbefehl weiter zu streiten. Schließlich sah man sich zu dem Versuche genötigt, den „gebrechlichen“ Feldherrn heranzuziehen. Josef selbst schrieb nunmehr an ihn: „Ich befehle Ihnen nicht, mein lieber Feldmarschall Laudon, das Kommando meiner Truppen zu übernehmen, aber ich bitte Sie, es zum Besten des Staats und aus Liebe für mich anzunehmen.“ — Überwunden durch soviel Huld, folgte der allezeit Getreue dem Rufe des Kaisers, erbat sich jedoch unbeschränkte Vollmachten, welche ihm auch bewilligt wurden.

Seine Ernennung zum Generalissimus wirkte wahrhaft elektrisirend. Am 12. August nahm er Abschied von seinem Freunde, dem Staatskanzler; sogleich füllte sich der Platz vor dem Hause mit Menschen. Die hoffnungsfreudigen Zurufe wollten kein Ende nehmen. Josef hatte den Befehl erteilt, aus seinen eignen Ställen und Vorratsräumen: Wagen, Pferde, Feld- und Küchengerät, Weine, kurz alles zur Verfügung zu stellen, was Laudons Abreise und dessen Ankunft beim Heere beschleunigen konnte. Schon am 13. war er reisefertig. Auch diesmal befand sich eine unübersehbare Menge auf den Beinen, um dem bewährten Heerführer vor seinem Scheiden die Äußerungen der Verehrung darzubringen.

Der 18. August wurde für die Soldaten im Lager vor Dubitza, in den Niederungen der Donau, zu einem wahren Festtage. Der Mann ihres Vertrauens war eingetroffen — er befand sich wieder unter ihnen. Wo Laudon sich nur blicken ließ, da erfüllte lauter Jubel die Luft. Einige Grauköpfe, welchen der Zuruf „Hoch Vater Laudon!“ oder „Es lebe Held Laudon!“ noch zu wenig schien, gefielen sich: „Es lebe der heilige Laudon!“ zu schreien.

In derselben Nacht meldete Laudon den Türken seine Ankunft, indem er nach stattgefundener Rekognoszirung und Besichtigung der Feldarbeiten ein feindliches Korps angriff und schlug. — Dort freilich, wo seine Befehle nicht hindrangen, da besserte sich auch die Lage der Dinge nicht, vielmehr brachen noch weitere Unglücksfälle ein.

Die türkische Hauptmacht hätte sich gegen die Donau gewendet und von da aus die fruchtbaren Ebenen des Banats überschwemmt. Und nun geschah gerade das, was man durch den Rückzug des kaiserlichen Heeres hatte vermeiden wollen: das Land litt unsäglich, seine Bewohner flüchteten, grausame Verwüstungen bezeichneten die Wege, auf denen die osmanischen Horden vorgedrungen waren. Dabei herrschte die Rathlosigkeit im kaiserlichen Hauptquartier auch während dieser Zeit fort. Unentschlossen, hielt man sich in wohlgewählter Stellung nicht mehr sicher, als die Türken sich anschickten, sich aller wichtigen Pässe zu bemeistern, um den Feind von seinen Verbindungen abzuschneiden. Dies bestimmte die Hauptarmee, sich in die Stellung bei Karansebes zurückzuziehen.

Hier nun ereignete sich jener grauenhafte Vorfall, der besser als jedes andre Ereignis in diesem Feldzuge, die beim kaiserlichen Hauptheer vorherrschenden Zustände bloßlegte. Beim Vormarsche gegen Karansebes brachte ein an sich geringfügiger Umstand, während einer hellen Mondnacht, das ganze Heer aus Rand und Band. Einige Husaren waren mit Soldaten eines Freikorps wegen Branntwein in Händel geraten. Die letzteren, zurückgetrieben, schossen nun wutschnaubend ihre Gewehre auf die ersteren ab, indem sie „Turki! Turki!“ in die Nacht hineinschrieen. Dieser Ruf schreckte die nächstfolgenden Kolonnen vom Fuhrwesen auf. Inmitten des verursachten wilden Getöses erscholl nun der Kommandoruf „Halt! halt!“, den man für das Kriegsgeschrei „Allah, Allah!“ anstürmender Osmanen hielt. Und nun entstand die heilloseste Verwirrung. Diejenigen, welche sich bereits

der Ruhe überlassen hatten, feuerten jetzt, aus dem Schlafe aufgeschreckt, in blindem Eifer auf die Trainknechte, denen die Besorgung des Gepäckes oblag.

Der Troß prallte auf die vorderen Kolonnen und brachte sich sowie jene in beispiellose Zerrüttung; die Pferdelenker durchschnitten die Sattelgurten, ließen Wagen und Lasten auf der Straße zurück und flohen auf den befreiten Pferden davon. Auf den Ruf: „Die Türken sind da! Rettet euch! Alles ist verloren!“ lösten auch die Fuhrknechte der Artillerie die Stränge und jagten gleichfalls hinter den Flüchtigen drein. Dazwischen hinein schossen ganze Züge die Gewehre ab, ohne zu wissen, warum und auf wen: kurz, die Straße war bedeckt mit wie toll dahinrasenden Menschenschwärmen zu Fuß, zu Pferd, im Wagen — schreiend, fluchend, dreinschießend, alles umrennend, was den Strom der nachfolgenden Flüchtigen aufhalten konnte. Überall lagen Packereien, Geräte, Sättel, Pferdegeschirr, Zelte ꝛc. umher.

Beim ersten Lärm schon hatte sich der Kaiser zu Pferde gesetzt, in der Hoffnung, die Ordnung wieder herzustellen, allein das Kreuzfeuer täuschte ihn selbst; er kam von seinem Gefolge ab, verirrte sich und langte schließlich in Begleitung eines einzigen Mannes in Karansebes an. Auch der Erzherzog Franz war in dieser Nacht in ein arges Gedränge geraten; doch gelang es ihm, sich in ein Karree zu retten, wo er die Herstellung der Ordnung abwartete.

Die Folgen der „Mordnacht von Karansebes“ waren für die Landeseinwohner fast noch trauriger als für das Heer selbst. Karansebes und das von seinen Bewohnern verlassene Lugos wurden eine Beute zügelloser Horden. Es kostete Mühe, das Heer wieder zu ordnen. —

Die gesamte Macht lagerte jetzt in den sumpfigen Niederungen bei Lugos, wo Seuchen eine weit größere Anzahl tapferer Krieger hinrafften, als die türkischen Säbel in einer großen Feldschlacht es vermocht hätten.

Trotz aller dieser Mißerfolge erwiesen sich dennoch am Schlusse des Jahres die Ergebnisse des Feldzuges noch besser, als sich hatte erwarten lassen. Der tapfere Prinz Josias von Sachsen-Koburg hatte stürmender Hand die Festung Choczim genommen, ebenso fielen noch etliche kleinere Plätze in die Gewalt der Kaiserlichen, welche sich in Serbien festgesetzt hatten. Die Türken aber besaßen keinen fußbreit österreichischen Gebiets mehr, hatten mindestens 120000 Mann ihrer besten Truppen verloren und 35 Millionen Gulden Kriegskosten aufgewendet, während von der kaiserlichen Armee, ungeachtet aller Einbußen, nur die Hälfte, nämlich 60000 Mann hingerafft und davon nur 12000 Mann durch den Feind getötet oder gefangen worden waren; der Rest erlag den Beschwerden des Lagerlebens oder Krankheiten. — Alle Opfer wurden jedoch aufgewogen durch die glänzenden Erfolge des Siegesjahres 1789. Nach Ergänzung der Verluste vermochte man den bevorstehenden Feldzug mit einer Streitmacht von 300000 Mann zu beginnen.

Wieviel Menschenleben der Krieg gegen die Türkei auch verschlang und welche Schwierigkeiten mit Erschwingung der Kriegskosten, die sich auf 180 Mill. Gulden beliefen, verknüpft waren, so nimmt doch der Menschenfreund mit Befriedigung Kenntnis von dem bemerkenswerten Umstand, daß

Josefs menschenfreundliches Wesen selbst auf die mitleidlosen Türken wohlthätigen Einfluß äußerte. Sie entsagten dem barbarischen Gebrauch des Kopfabschneidens bei den Gefangenen, fügten sich in die verlangte Auswechselung derselben, gewöhnten sich überhaupt an eine mildere Kriegführung. Ihre Anführer sprachen mit der größten Ehrfurcht von ihrem kaiserlichen Gegner und gaben solche bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Selbst der gemeine Soldat teilte diese Gesinnungen, wie überlieferte Anekdoten es bestätigen. — Einst gerieten während einer kurzen Waffenruhe plänkelnde Türken in die Nähe der österreichischen Vorposten, und einer von ihnen riß eine Stange heraus die als Signal von den Österreichern gesetzt worden war. Als ihm aber ein feindlicher Soldat im Scherze zurief: „Laß sie stehen, der Kaiser hat sie setzen lassen!" brachte er sie eilig wieder an ihren früheren Standort zurück.

Josef konnte sich gegen Ende des Jahres 1788 nur noch mit Mühe aufrecht halten. Die leibliche Schwäche zurückdrängend, bemühte er sich jedoch, den Kriegern ein heiteres Angesicht zu zeigen. Allein das tief eingerissene Übel griff um sich, des Kaisers Kräfte aufzehrend, und es trat jetzt um so bösartiger auf, als herber Gram am Herzen des Monarchen nagte. Noch erfocht er selbst an der Spitze tapferer Schwadronen im Oktober einen Sieg über die türkische Vorhut, wodurch den Verwüstungen der Feinde Einhalt gethan ward: nun aber versagten die Organe des Körpers ihre Dienste und Josef kehrte im Dezember in bedenklicher Leibesverfassung nach Wien zurück.

Er hoffte durch strenge Diät eine Besserung herbeiführen zu können; allein neue traurige Botschaften trafen ihn wie Blitzesschläge und erschütterten Geist und Körper. Die aufgeregten Ungarn, in letzter Zeit noch gedrückt durch Rekrutirungen und Lieferungen für die Armee, forderten immer drohender ihre alten Rechte, die Krönung ihres Königs sowie die Auslieferung der Stefanskrone; in den südlichen Gebirgsländern regte sich der Geist der Widersetzlichkeit, ja in Tirol waren bereits Aufruhrversuche vorgekommen.

Die letzte schwache Hoffnung, diesen Geist zu brechen, war dahin. Die Möglichkeit, der Kaiser könne als sieggekrönter Held an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres aus dem Kampfe heimkehren und sich dadurch in den Stand gesetzt sehen, die Wohlthaten, welche er seinen Völkern spenden wollte, denselben gewissermaßen aufzunötigen, war dahingeschwunden; auch diese Befriedigung blieb ihm versagt. Dagegen steigerte sich täglich die üble Stimmung in bedenklicher Weise; laut und offen bezeichnete man die Politik des Kaisers, welche ihn in den Türkenkrieg verwickelt hatte, als eine verfehlte, während längst, selbst bei den Wohlgesinnten, schwere Zweifel in betreff der Ausführbarkeit der inneren Reformen aufgestiegen waren.

Kurz, es türmten sich stündlich neue schwere Sorgen empor und zehrten das Lebensmark des unglücklichen Monarchen auf. Trotzdem widmete der Unermüdliche mit gewohntem Eifer jeden Augenblick, sobald er nur etwas aufzuatmen vermochte, der Bewältigung seines sauren Tagewerks.

Doch in seiner Seele versiegte die letzte Hoffnung wegen des Gelingens seiner großen Pläne und — ach! — seine Tage waren gezählt!

Luſtſchloß Laxenburg.

Alles, was aus Gott geboren,
Iſt zur Werbeluſt erkoren,
Und kein Saatkorn geht verloren.

12. Joſefs des Zweiten Hingang.

Bald neigte ſich die ſo hoffnungsreich und belebend über Öſterreich aufgegangene Sonne dem Untergange zu. Die ſchwerlaſtenden Kriegsſteuern trugen ein Übriges dazu bei, die aufgeregten Herzen vollends gegen Joſef zu erbittern. Die Wiener, ſonſt dem Kaiſer mehr zugethan als die Bewohner der Provinz, äußerten laut ihre Mißſtimmung unter vorwurfsvollen Reden. Es verſammelte ſich ein Haufe Land- und Stadtvolk vor den Thoren der kaiſerlichen Hofburg und bat um Nachlaſſung der Kriegsabgaben. „Ich kann nicht!“ antwortete der Kaiſer mit trauriger Leutſeligkeit. „Wir ſind von allen Seiten bedrängt; wenn wir den Mut verlieren, müſſen wir zu Grunde gehen!“ — „Wir ſind ſchon ruinirt“, wehklagten die Leute. — „O wie leid mir dies thut!“ erwiderte Joſef tief ergriffen, „aber ihr kennt nicht die dringende Not, die anderswo vorhanden iſt.“ — „Friede! Friede!“ ſchrie das Volk, als es ſich verlief, den Monarchen in Trauer zurücklaſſend. Dieſe Unzufriedenheit in der Hauptſtadt bewirkte die ſtärkſten Rückſchläge im Herzen Joſefs. Als Krankheit und Unglücksfälle ſeine Kraft gebrochen, mehrten ſich die eignen Zweifel am Gelingen ſeines Werkes. Soviel Verkennung und Drangſal erſchütterten den Geiſt des Monarchen und umwölkten ſeinen Blick. Sein Mut ſank dahin.

Die Auflösung des Reiches schien bevorzustehen — und er, der so gern Hilfe schaffen wollte, er lag danieder, schwer erkrankt. Im April 1789 überfielen ihn mehrmals todähnliche Ohnmachten. Er erholte sich, als milde Frühlingsluft über den grünen Fluren wehte; allein er nahm auch sogleich, dem Rath der Ärzte zuwider, seine anstrengenden Arbeiten wieder auf. „Ich bin nicht ein gewöhnlicher Beamter, daß ich mich schonen könnte", sagte er; „ich bin Verwalter des Reiches, dem mein letzter Atemzug angehört." — Und so gewann das langjährige bösartige Brustübel, dem sich nun noch ein Fieber zugesellte, neue Kraft. Der bedauernswerte Monarch begab sich nach Laxenburg, wo er in ländlicher Umgebung auf Besserung hoffte. Dort schlich er wankenden Schrittes hin durch die Säle des väterlichen Schlosses, oder er diktirte mit heiserer Stimme seine Entschließungen. Er mußte Verzicht darauf leisten, wieder an der Spitze seiner Regimenter ins Feld zu rücken.

Mittlerweile war der bisherige Großherr gestorben und Selim III. ihm nachgefolgt. Derselbe hatte alsbald furchtbare Rüstungen angeordnet. — Nunmehr übertrug Josef definitiv dem getreuen Laudon den Oberbefehl; nach dem Rücktritt des Feldmarschall Lascy und der Erkrankung des Grafen Haddik, dem Nachfolger des erstgenannten, befanden sich sämtliche Truppen von der Licca bis Mehadia unter der Leitung eines sieggewohnten Heerführers. Und es war, als sei damit der Bann gelöst, der bisher ihn und alle seine Unternehmungen umstrickt hielt, als habe das Schicksal die letzten Tage des hinsterbenden Kaisers mit dem Lorbeer des Sieges umrahmen wollen.

Das Jahr 1789 begann vielversprechend. Am 2. Januar brachte ein Kurier die Nachricht von der Erstürmung der Festung Oczakow durch die Russen. Durch diesen Sieg waren diese Herren von ganz Bessarabien bis auf Bender geworden und die Türken in große Bedrängnis geraten. Auch auf Seiten der Österreicher ward der Feldzug in wirksamer Weise eröffnet. — Josias von Sachsen-Koburg und Held Suworow hatten die Osmanen bei Fokschan aufs Haupt geschlagen, Hohenlohe und Clerfait nach glücklichen Gefechten sie von dem wiedergewonnenen Boden der österreichischen Staaten verdrängt. Und nun durchzog Laudon, die türkische Macht in stürmischem Andrang vor sich hertreibend, das Banat — bald nachher stand er auf Feindesboden. Unter den Mauern der eroberten Festung Dubicza wurden die Türken aufs Haupt geschlagen, hierauf erschien der Sieger flugs vor Belgrad.

Die Eroberung dieses wichtigen Platzes am 8. Oktober, und daran sich schließend die Besetzung von Semendria, bildete das bedeutendste Ereignis des Feldzuges. Belgrad, damals eine Festung ersten Ranges, galt für den Schlüssel zur Türkei von der Donau her. Vor fünfzig Jahren war der 1716 vom Prinzen Eugen eroberte Platz wieder an die Ungläubigen verloren worden. Friedrich der Große hatte einst, auf Laudon deutend, zu Josef gesagt: „Mit diesem Manne werden Ew. Majestät dereinst noch die sieben Türme erschüttern." Dies Wort war jetzt in Erfüllung gegangen.

Welches Ansehen Laudon bei den Moslem genoß, geht aus seinem Zusammentreffen mit dem türkischen Generalissimus Osman Pascha, dem

bisherigen Kommandanten von Belgrad, hervor. Als nach dem Falle dieser Festung Laudon die gefangenen osmanischen Befehlshaber in seinem Lager bewirten ließ, trat gegen Ende des Mahles der kaiserliche Feldherr, von einigen Generalen begleitet, ins Zelt ein. Die Türken beugten sich ehrfurchtsvoll. Nach einigen höflichen Reden fragte unser Held den Pascha: „Aber wie konnten Sie bei so großen Kriegsvorräten Belgrad so rasch übergeben?" „Verzeihe!" erwiderte Osman, „Dein Name war meinen Leuten allzu schreckbar; dein Feuer zerschmetterte die Felsen, und die Kugeln deiner Kanonen flogen den Bewohnern auf allen Straßen nach. Ich mußte dem wütenden Drängen und der Verzweiflung aller nachgeben."

Unterdessen hatten Suworow und Josias von Sachsen-Koburg den Großwesir bei Martinesty aufs Haupt geschlagen und drei Türkenlager mit so reicher Beute erobert, daß die frohlockenden Krieger Taschen und Säckel mit Dukaten füllen konnten. Die Türken, völlig zu Boden geworfen, verloren 100 Fahnen und 77 Feldstücke, während der glänzende Sieg den Verbündeten nicht mehr als 800 Mann Todte und Verwundete gekostet hatte.

Die Nachrichten von den so rasch aufeinander den Türken beigebrachten Schlägen bildeten den Gegenstand hochwillkommener Siegesbotschaften. Die eiligst sich folgenden Kuriere aus den Kriegslagern durften für Herolde des wiederkehrenden Glückes gelten. Während dieser Freudentage richtete sich der gebrochene Körper des kranken Monarchen noch einmal auf, und sein gebeugter Geist empfing die frohe Kunde gleich einem verjüngend wirkenden Labsal. Schon nach Eintreffen der ersten Siegesnachrichten hatte Josef seine Residenz wieder in Wien aufgeschlagen. Dort erwartete ihn lauter, erfrischender Volksjubel. Der Neffe Laudons, General Klebeck, zog gerade in die Hauptstadt ein, die Botschaft von der Eroberung Belgrads überbringend; 24 Postillone, Siegesmärsche blasend, ritten ihm voraus. — Wien überließ sich einem Freudentaumel, die Studenten zogen unter Fackelschein und Musikklängen in die Hofburg und dann vor Laudons Haus, um der Gemahlin des Türkenbesiegers ihre Huldigung darzubringen. Blumauer, der Dichter der travestirten Äneide, dichtete ein Volkslied auf Belgrads Fall nach der Weise des französischen „Marlborough s'en va-t-en guerre." — Ofen allein lieferte 1140 Eimer Wein für das Heer an der Donau.

Am 16. Oktober ward ein Tedeum in den weiten Hallen des Stefansdoms gefeiert. Da erschien der Kaiser selbst mit seinem Hofstaat im festlichen Schmuck, begrüßt von frohen Bürgern, umrauscht von Dankeschören und dem Donner der Geschütze auf den Basteien. Am folgenden Abend erstrahlte die Stadt von vielen tausend Lichtern, denn die Bürgerschaft feierte das Doppelfest der erfochtenen Siege und der vermeintlichen Genesung des Kaisers.

Laudon ward verdientermaßen von seinem Kaiser in einer einzig dastehenden Weise geehrt, indem Josef dem Familienschatze seines Hauses jenen großen, aus Brillanten bestehenden Stern des Maria-Theresiaordens im Werte von 24000 Dukaten entnahm, welchen gemäß den Statuten nur der Ordensgroßmeister oder der Kaiser selbst tragen darf; diese außerordentliche

Auszeichnung erkannte er, unter Beifügung eines überaus schmeichelhaften Handschreibens, Laudon zu. (Josefs Nachfolger, Leopold II., löste jenen Stern nach Laudons Tode von dessen Witwe um 50000 Gulden wieder ein.)

Das Siegesjahr schloß mit weiteren Erfolgen. Am 9. November ward Kladowa von dem „deutschen Teufel", unter welchem wirksamen Beinamen der kaiserliche Oberfeldherr bei den Türken allgemein gekannt war, eingenommen und die Beschießung von Neu-Orsowa begonnen. — Mit nicht minderem Glücke hatten unterdessen die Russen unter Potemkin gefochten. Ungeachtet aller schweren Verluste beharrte jedoch die Pforte bei ihrem Widerstand und verwarf alle dem Sultan gemachten Friedensvorschläge.

Weniger die Stimmung des mittlerweile auf den Thron gelangten Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, als vielmehr die Besorgnis erregenden Unruhen in den österreichischen Landen jenseit und diesseit der Leitha, welche, wie schon erwähnt, sich bis in die Berge Tirols weiter verbreitet hatten, dann aber auch die üble Aufnahme des so wohlgemeinten Steuerpatents vom 10. Februar 1789 — wodurch der neue Staatsbau des Kaisers gewissermaßen gekrönt werden sollte, gegen das sich aber das bethörte Volk bis zum offenen Widerstand aufreizen ließ — lenkten Josefs Achtsamkeit wieder vom Kriegsschauplatze ab und zwangen ihn, von der Weiterverfolgung der erlangten Vorteile im Feldzug gegen die Türkei abzusehen.

Ach! — es war nur trügerischer Schein, als man für einen Augenblick auf Wiedergenesung des Monarchen gehofft hatte. Bei jedem neuen Aufflackern seiner erlöschenden Kräfte erwachte in ihm auch der alte Schaffensdrang; er verdoppelte dann seine Thätigkeit, statt sich Ruhe zu gönnen. Doch erging er sich öfter noch an schönen Herbsttagen auf dem Balkon der Burg; jedoch waren stets die Sekretäre zugegen und lasen ihm Berichte und Depeschen vor. Das Volk aber versammelte sich auf der Bastei und beobachtete mit tiefer Teilnahme den Zustand seines todkranken Herrschers. Im Dezember schwand die letzte Hoffnung; die Ärzte verschwiegen dem Kaiser nicht länger ihre Besorgnisse, als er die ernste Frage wegen Leben und Sterben an sie richtete.

Josef lag auf dem Todtenbette, als sich der politische Himmel immer mehr mit schwarzem Gewölk umzog. In Frankreich tobte die Revolution, die Niederlande waren unterdessen verloren gegangen, der Türkenkrieg hatte die Staatskassen aufs äußerste erschöpft, Handel und Wandel waren gelähmt — alle Verhältnisse zerrüttet. Alles stürmte auf den leidenden Monarchen ein. — Doch war es nicht die Krankheit, welche seinen Lebensfaden zu zerschneiden drohte, sondern der Alp drückender Vorwürfe, die ihn trafen.

In den Niederlanden hatten seine Widersacher gesiegt. Wie dort, so arbeiteten auch in den deutschen Erblanden des Kaisers schlimmste Feinde, die vertriebenen Jesuiten und deren heimliche Anhänger, an Zersetzung des mühsam Geschaffenen fort. In Ungarn regte sich ungescheut der alte Trotz; den kaiserlichen Befehlen wegen Lieferungen und Einstellung von Rekruten wurde der Gehorsam verweigert — kurz von allen Seiten bedrängten stürmische, zum Teil nicht unberechtigte Beschwerden den leidenden Kaiser.

Vergeblich suchte der unglückliche Monarch nach Mitteln und Wegen, seine aufgeregten Völker zu beschwichtigen und sich selbst aus den drückenden Nöten zu erretten. Als er hörte, daß selbst die Bauern sich empörten, mit denen er es so redlich gemeint hatte, da rief er aus in unendlichem Schmerze: „Ich sterbe — o! — ich müßte ja von Holz sein, wenn ich nicht stürbe!“

Unsäglicher Jammer überkam ihn, als er sah, wie sein großes Werk stückweise zerbröckelte. Er scheute nun nicht länger mehr vor dem letzten Schritte zurück; war doch sein Leben nur dem Heile des Staates, nur dem allgemeinen Besten geweiht gewesen. Mit dem Mute eines Dulders ergab er sich in die ihm auferlegte Notwendigkeit und leerte den Rest des Leidenskelchs, den ihm das unerbittliche Schicksal reichte: — von allen Seiten bestürmt, todkrank, ratlos, selbst am Gelingen seiner Lebensaufgabe zweifelnd, entschloß er sich zur Zurücknahme der wichtigsten neuen Einrichtungen, dessen, was man sein System nannte — nur eines zu widerrufen konnte der Edle sich nicht entschließen: das allgemeine Duldungsgesetz.

Zu Anfang des Jahres 1790 drückte er in einer Proklamation der Armee seinen Dank aus für ihre bewiesene Treue und Hingebung und für ihre ruhmvollen Siege. Es war der Abschiedsgruß des sterbenden Kriegsherrn an seine Getreuen. Darauf ließ er an sämtliche Gespanschaften des Königreichs Ungarn die Verfügung ergehen, daß die öffentliche Verwaltung in Staats- und Rechtsangelegenheiten in den vorigen Stand gesetzt, der Landtag und die königliche Krönung in kürzester Frist abgehalten und die Reichskrone nach dem Königssitz zurückgeführt werden solle. Bei ihrer Ankunft in Ofen ward sie als Gewähr der Freiheiten und Rechte des Landes vom Volke mit Jubel in Empfang genommen. — Durch eine andre Verordnung hob der Kaiser auch für Tirol alle Neuerungen auf.

Nun hatte er das letzte, das schwerste Opfer zur Beruhigung seiner Völker gebracht — er bereitete sich jetzt vor zum Sterben.

In der letzten Zeit seines Lebens hatte Herr von Quarin den Kaiser ärztlich behandelt, diesen fragte Josef Anfang Februar, wie es mit ihm stehe. — Tief erschüttert mußte der treffliche Mann zugeben, daß des Kaisers Brustleiden unheilbar sei, ein Leiden, dem nicht selten die Patienten ganz plötzlich erlägen. Ohne eine besondere Bewegung zu zeigen, entließ der Kaiser den Arzt und lohnte ihn reichlich, daß er ihm die Wahrheit gesagt. In der folgenden Woche ließ er sich das heilige Abendmahl reichen; am 15. empfing er die letzte Ölung. Zu einem Vertrauten sprach er an diesem Tage: „Ich weiß nicht, ob der Dichter wirklich Recht hat, welcher sagt: Der Übergang vom Throne zum Sarge sei schrecklich. Ich vermisse den Thron wahrlich nicht, wohl aber fühle ich mich schwer bedrückt nach so großer Lebensplage, doch sowenig Glückliche, dagegen soviel Undankbare gemacht zu haben; indes ist dies das Schicksal aller auf den Thron Gelangten.“

In rührenden Briefen verabschiedete sich Josef von seinem Bruder Leopold und dem Fürsten Kaunitz; auch an Graf Rosenberg und die fünf Damen (die Witwe des Fürsten Franz Liechtenstein und deren Schwester, die Fürstin Karl

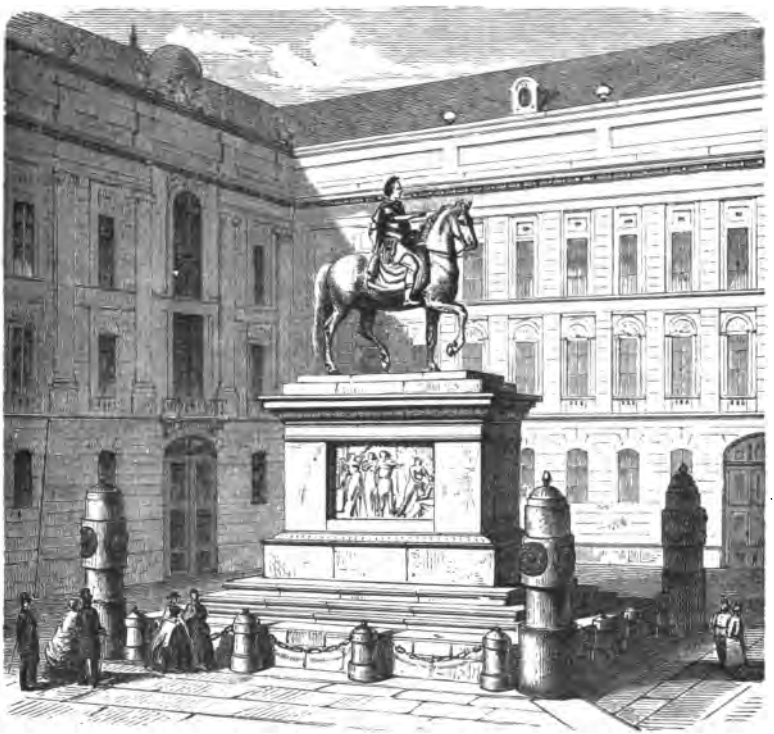
Liechtenstein, die Fürstinnen Clary und Kinsky und die Gräfin Kaunitz (vergl. S. 57), in deren Gesellschaft er meist seine Abende verbracht hatte, schrieb er noch eigenhändige Briefe, ebenso seinem vertrauten Rathe, dem Oberstkanzler Grafen Kolowrat. Als das Zerwürfnis mit Preußen immer peinlicher sich gestaltete, klagte er mit schmerzlicher Entsagung: „Ach, ich will ja alles thun, um den Frieden zu erhalten, man soll aber mich nur mit Frieden zur Grube fahren lassen." — Am 18. Februar reichte er dem würdigen Laudon noch einmal die welke Hand, indem er zu ihm sprach: „Ich werde nicht lange mehr das Vergnügen haben, diese treue Hand zu drücken." Der greise Held, den im Getümmel des Kampfes und bei allen Erschütterungen auf den Schlachtfeldern nie seine Kaltblütigkeit und Festigkeit verlassen hatte, konnte sich der Thränen nicht enthalten. Auch Graf Haddik vermochte seiner Gefühle nicht Herr zu werden, als der Sterbende von ihm unter trauervollen Ausdrücken Abschied nahm. — Aufs tiefste ergriffen, erkrankte er nach der Rückkehr in seine Wohnung. Bald nachher, am 12. März, schloß der alte Kriegsmann seine Augen.

Noch Schweres stand bevor. Auch die Erzherzogin Elisabeth, Gemahlin des Erzherzogs Franz, die der Monarch wie seine Tochter liebte, hatte sich zu ihm verfügt. Sie fiel in Ohnmacht, als sie die erlöschende Stimme ihres väterlichen Freundes hörte, und mußte weggebracht werden. Sie starb wenige Tage nachher infolge ihrer Entbindung. „Herr, dein Wille geschehe!" sagte der Sterbende bei der Nachricht von ihrem Tode. Er befahl die Beisetzung zu beschleunigen, da er bald selbst neben ihr zu ruhen gedenke.

Langsam umschloß der Tod die erkorene Beute; doch bot er ihm mit starkem Willen Trotz. Er arbeitete noch am 19. Februar längere Zeit mit seinen Sekretären; plötzlich unterbrach ein allerdings rasch vorübergehender Schwindel die Arbeit. „Es ist wohl nun Zeit", sagte Josef, „daß wir abbrechen; man lasse den Beichtvater hereinkommen." Doch konnte nachmittags die Arbeit wieder aufgenommen und bis 10 Uhr abends fortgesetzt werden, wo der Kaiser noch den Besuch der Grafen Lascy und Rosenberg annahm. Dann legte er sich zu Bette, schlief jedoch sehr unruhig. Früh um 5 Uhr war er wieder wach, betete und blieb bei vollem Bewußtsein; er erkannte noch die eintretenden Ärzte. Hofrath Störk aber fand keinen Puls mehr. Man ließ nun den harrenden Beichtvater eintreten, der dem Sterbenden Gebete vorlas. Kurz nach 6 Uhr überfielen diesen heftige Zuckungen; bald nachher war der kaiserliche Menschenfreund verschieden (20. Februar). —

Der unglückliche Monarch hatte befohlen, daß auf seinen Sarg geschrieben werde: „Hier liegt ein Herrscher, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen."

Als vom Stefansturm herab die große Glocke den Hingang eines der Wohlthäter der Menschheit den Wienern verkündete, durchlief eisiger Schauer alle Gemüter. Die Hauptstadt glich einem großen Trauerhause, in dem Verzweiflung herrscht. Finstere Gerüchte, die unzertrennlichen Gefährten des allgemeinen Vorgefühls bei herannahenden Gefahren, verbreiteten sich nach dem Tode des Edlen. Das Volk schrie laut, man habe ihn vergiftet.



Das Reiterstandbild Josefs II. auf dem Josefsplatze zu Wien.

Von allen Seiten drohte Unheil. Das Unglück war zu groß — daher schrieb man den so frühzeitig erfolgten Tod des Monarchen noch lange nachher unheimlichen Ursachen zu.

Und wie Jahrhunderte hindurch das Andenken an den großen Kaiser Friedrich Barbarossa im deutschen Volke nicht erlosch und die Sage ihn als lebend in den Kyffhäuser oder nach dem Untersberg versetzte, also wollte geraume Zeit nach Josefs Hinscheiden der unterdessen zu besserer Erkenntnis gelangte österreichische Landmann nicht glauben, daß sein Wohlthäter verblichen sei, sondern hoffte immer noch, er werde nochmals aus seiner Verborgenheit hervortreten, zum Heil und Segen aller. Im Liede spricht sich dieser Glaube in der fortgesetzten Erwartung aus, der Edle werde dereinst wiederkehren, sein Werk von neuem aufzunehmen und zu vollenden.

Durch Öst'reichs Völker geht die fromme Sage,
Der Kaiser Josef sei noch nicht gegangen
Zu seinen Vätern, sondern sei gefangen
Bei schlechtem Türkenvolk noch heutzutage.

Ein wächsern Bild nur liegt im Sarkophage,
Der Kaiser lebt im ewigen Verlangen,
Daß er zu seinem Volk nicht kann gelangen,
Zu hören und zu schlichten seine Klage.

Des Volkes Kinderblick durchdringt die Hüllen:
Der Kaiser lebt in Geist und Freiheitswillen,
Die schlechte Heiden jetzt in Banden halten.

Des Volkes Glaube wird ihn einst beschwören,
Die Fessel sprengt er dann und kommt zu hören,
Dann bebt, ihr Heiden! denn die Gläub'gen walten.

Mit Josef II. war ein Stern, der mit belebendem Glanze über der Menschenwelt gestrahlt hatte, erblichen; ein Herz, das sich zur Beglückung seiner Völker rastlos absorgte, hatte aufgehört zu schlagen; ein Geist war der Erde entrückt worden, der unermüdlich thätig gewesen, das ihm von der Vorsehung anvertraute Reich einer lichteren Zukunft entgegen zu führen.

Warum so frühe? ..... Wir stehen an einer verschlossenen Pforte; die öffnet keines Sterblichen Hand. Nur eine geheimnisvolle Stimme ruft uns zu: „Strebe vorwärts — dulde mutig — vertraue fest. Du lebest nicht für dich — der Welt gehörst du und dein besseres Streben an!“ — —

Josef trat ab vom Schauplatz der Welt, als seine Bestimmung erfüllt war; ein neues Weltverhängnis klopfte an die Pforten des Jahrhunderts. Das blutige Gericht, welches die Menschheit überkam, wollte die Vorsehung ihren Liebling nicht schauen lassen; sie rief ihn ab aus dem Reiche der Lebenden. — — — Den großen Schritt aus der Denkweise des siebzehnten Jahrhunderts in die des achtzehnten haben die Bewohner Österreichs erst unter dem Unvergeßlichen gemacht. Ein Seher in die Zukunft, ein Sämann von tausend unentwickelten Keimen: so steht er an der Pforte der neuen Zeit.

Josef II. war es, der zuerst in Österreich das große Wort von der Aufhebung der Leibeigenschaft gesprochen; er, der die Menschen „ohne Einschränkung“ liebte, wollte so gern alle seine Unterthanen ohne Unterschied der Person, der Religion und des Ranges durch gleich aufopfernde Fürsorge beglücken. Er meinte einen einheitlichen Staatskörper schaffen zu können, ein Ostreich, mächtig nur als Einheitsstaat, als ein Reich, durchdrungen von deutschem Wesen und deutscher Bildung. In diesem Reiche über freie Männer zu gebieten, darin gipfelte sein Sehnen, sein unermüdliches Schaffen.

In welcher Weise er seine Herrscherpflichten auffaßte, dafür zeugen die goldenen Worte: „Ich bin nur der erste Beamte meines Volkes“.

Der finstere Geist, welcher bei Beginn von Josefs Regierung sich noch regte, war bei seinem Hingange gebannt — geächtet waren Rad, Marter- und Folterwerkzeuge, die Verfolgung von Andersgläubigen, von Hexen, Juden und Protestanten hatte aufgehört.

Es gibt fast keinen Zweig des Staatslebens, an den der Reformator nicht Hand angelegt hätte; daß er ein weit ausblickender, deutscher Staatsmann war, das beweist sein wiederholt ausgesprochener Wunsch, es möge

sich ein inniges Bündnis, eine „Union", wie er es nannte, mit Deutschland schließen lassen. Freilich irrte er sich bitterlich, als er hoffte, sein hochherziges Trachten und Wollen — dessen Verwirklichung er so ungeduldig entgegensah — der Kampf des Zukunftsstaates gegen den Feudalstaat, lasse sich siegreich in so kurzer Frist durchführen. Bei diesem ebenso kühnen wie schwierigen Unternehmen, welches der Kaiser mutig und fast allein mit nur wenigen Getreuen geraume Zeit vor der französischen Revolution begonnen, galt es, Berge von Schutt hinwegzuräumen, um Österreichs Völker von jahrhundertalten, tief eingewurzelten Vorurteilen zu befreien und auf die Strömungen einer neuen Zeit vorzubereiten, zu vollem Verständnis, sowie zum Genusse der Errungenschaften künftiger Tage empfänglich zu machen!

Wie nur äußerst wenige entscheidenden Einfluß auf die Entschließungen des großdenkenden Selbstherrschers übten, so vermochte im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts nur eine Minderheit dieses Monarchen Absichten zu würdigen. Die Raschheit der Bewegung versetzte das damals lebende Geschlecht in Angst und Bangen und erschütterte den Staat in seinen Grundfesten. Die Verblendung aus menschlicher Kurzsichtigkeit und Leidenschaft, welche ihm das Herz gebrochen, hörte auf, nachdem der Tod als Versöhner aufgetreten. Und als die Zeit des Übergangs überstanden war, erntete das heutige Österreich die von seinem Wohlthäter ausgestreute Saat.....

Wehmutsvoll ergreift uns der frühe Tod dieses selbstlosen Herrschers, und doch preisen wir ihn glücklich, daß es ihm erspart blieb, die Erniedrigung des Vaterlandes zu erleben und zu sehen, wie seine geliebte Schwester das Blutgerüst besteigen mußte. Doch jene fürchterliche Zeit ging auch vorüber. Die Aufklärung, welche der erleuchtete Kaiser hatte fördern wollen, fand allenthalben eifrige Bekenner und Freunde. Sie ward selbst gepredigt durch edle Priester, begünstigt durch großartige wissenschaftliche Entdeckungen und Fortschritte, und ihre Grundsätze wurden zur Anwendung gebracht von Kriegs- und Staatsmännern. Die geläuterte Religiosität, zu welcher Josef II. sich bekannte, das Beispiel der Tugend, welche er übte, sie wirken fort auf die Empfindungen und Gedanken der Landesbewohner.

Was der vielgeschmähte Fürst dem Volke galt, das zeigte sich bald schon nach dem Regierungsantritte des wohlmeinenden Leopold. Dieser, der „Weise von Florenz", Nebenbuhler Josefs als Gesetzgeber und Friedensregent, fand ein andres Volk, das rechtes Zutrauen nicht zu fassen vermochte. Was hätte Josefs Nachfolger auch sein müssen, um des Vorgängers Andenken zu verwischen! — Daher konnte auch sein zweijähriges Wirken die Kräfte des Staates um nichts vermehren. Der nächste Regent, Franz II., aber stemmte sich entschieden gegen die Verjüngung des Staates, und im Streite mit den Forderungen einer neuen Zeit gingen viele der besten Kräfte verloren.

Was Josef erstrebte: gleiches Recht für alle Unterthanen, gleiche Besteuerung, Wehrpflicht aller Staatsbürger, Duldung jedes Glaubens, kurz Aufklärung und Bildung: das alles ist längst als gut und notwendig anerkannt und bildet gegenwärtig die Grundlage jeder Staatsordnung und jeder

Regierungsweise, welche die Wohlfahrt und das Glück der Landesbewohner bezweckt. Josefinische Bildung, josefinische Grundsätze durchdringen das ganze Volk; alles, was Österreich ist und noch werden kann, ist es durch seinen zweiten Josef geworden. Die Nachwelt, Deutsch-Österreich, hat dem großen Herzen des Menschenfreundes auf dem Throne volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; der Unverstand, der ihm Trotz bot, ist längst verstummt.

Es ist ein eigen Ding um das Volk; man sagt, die Gunst desselben gleiche dem Schilfe am Ufer des Sees, das, wenn vom Winde auch nur sanft bewegt, sich bald nach rechts, bald nach links neige. Es mag vielleicht viel Wahres daran sein — doch wenn man erlebt hat, wie das deutsche Volk in Österreich mit unauslöschlicher Dankbarkeit, an der selbst ein Zeitraum von hundert Jahren nichts zu ändern vermochte, noch seines edlen Kaisers gedenkt, wie es diesen Weltweisen auf dem Throne als seinen Heiligen verehrt: da erkennt man freudig, welch tüchtigen Kern dieses Volk in sich birgt, und kann nur diejenigen bedauern, die da meinen, das Volk vergesse gar bald schon diejenigen, welche ihm Gutes erwiesen haben.

Am 29. November 1880 waren es hundert Jahre, daß Josef II. die Zügel der Regierung ergriffen. Diesen Tag hat man an vielen Orten Deutsch-Österreichs überaus festlich begangen und dem Unvergeßlichen Erinnerungszeichen gewidmet und Denkmäler aufgerichtet. —

Schon unter der Regierung des Kaisers Franz II. war im Jahre 1807 zu Ehren seines Oheims eine Reiterstatue in Wien enthüllt worden. Josef ist dargestellt in römischer Imperatorentracht, das Haupt mit dem Lorbeerkranz gekrönt, die Rechte segnend erhoben. Die Inschriften auf den ehernen Tafeln lauten:

auf der Vorderseite:	auf der Rückseite:
Josepho II Aug.	Franciscus
Qui	Rom. Et Aust. Imp.
Saluti Publicae Vixit	Ex Fratre Nepos
Non Diu Sed Totus.	Alteri Parenti Posuit
	MDCCCVII.

Es ist ein die Kaiserstadt zierendes Denkmal; der Menschenfreund auf dem Throne selbst bedurfte der Denkmäler nicht. Sein Monument steht im Pantheon der Geschichte; sein Wollen und Wirken, das er mit dem Tode besiegelte, ward zur reichen Aussaat für die kommenden Zeiten.

Mag Well' auf Well' im Meer der Zeiten treiben,
Wie manches Bild ihr Strom hinweggetragen,
Das deine wird, groß und hehr, unsterblich ragen.

Schluß des Buches.

DB 74 .O88 1884 C.1
Der Menschenfreund auf dem Thr
Stanford University Libraries
3 6105 034 101 837

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Illustrirter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Kulturgeschichtliche Erzählungen
für Jung und Alt.

Mit nachstehenden hochinteressanten Werken, welche unserer Zeitrichtung entsprechen, ist im Spamer'schen Verlage eine neue, bis dahin äußerst wenig kultivirte Gattung von Jugendschriften begonnen worden, welche in erster Linie die Aufmerksamkeit pädagogischer Kreise verdienen.

Abenteuer des Kapitän Mago. Eine phönikische Weltfahrt vor drei tausend Jahren. Mit Zugrundelegung des französischen Werkes von Cahun deutsch bearbeitet und mit einer geographisch-kulturhistorischen Einleitung und mit einem geschichtlichen Schlußkapitel versehen von Dr. Karl Oppel. Zweite Auflage (zu wohlfeilerem Preise als früher). Mit 70 Text-Abbildungen sowie sieben Tondruckbildern. Geheftet ℳ 4. Elegant gebunden ℳ 5.

Aulaman. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären. Der Jugend und ihren Freunden gewidmet von Dr. P. F. Weinland. Zweite Ausgabe (zu wohlfeilerem Preise als früher). Mit 100 Text-Abbildungen sowie vier Tondruckbildern. Geheftet ℳ 4. Elegant gebunden ℳ 5.

Kuning Hartfest. Ein Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan (Odin) und Duonar (Thor) opferten. Ein Buch für den deutschen Familientisch. Der deutschen Familie, vornehmlich unserer Jugend gewidmet von Dr. P. F. Weinland. Mit 60 Text-Abbildungen und einem Titelbilde von H. Leutemann u. A. Geheftet ℳ 4. Elegant gebunden ℳ 5. 50.

Der Letzte der Hortensier. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit. Von Dr. R. Schoener. Mit 100 Text-Abbildungen und Tonbildern nach Zeichnungen von Hermann Vogel, Konrad Ermisch u. A. Elegant geheftet ℳ 5. Elegant gebunden ℳ 6. 50.

Die versunkene Stadt. Ein historisches Bild aus ferner Vergangenheit. Von R. Faul. Mit 20 Text-Abbildungen, Kopfleisten, Initialen und Titelbild von B. Mörlins. Geheftet ℳ 3. Elegant gebunden ℳ 4. 50.

Der Eisenkönig. Historische Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge und des großen Mongolensturmes. Unter theilweiser Benutzung von Léon Cahun's „La bannière bleue" erzählt von Dr. Anton Horn. Mit 90 Text-Illustrationen und einem Titelbilde von J. Litz. Geheftet ℳ 4. Elegant gebunden ℳ 5. 50.

Unter dem Kreuz. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem christlichen Altertume. Von Victor Schultze. Mit 45 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Geheftet ℳ 3. Elegant gebunden ℳ 4. 50.

= Drei neue Bände dieser Serie! =

Savonarola. Kulturgeschichtliche Erzählungen aus der Blütezeit der Renaissance in Florenz und in der ewigen Stadt. Von Adolf Glaser. Mit 35 Text-Abbildungen und vier Tonbildern von Konrad Ermisch u. A. Geh. ℳ 5. Eleg. geb. ℳ 6.

Pythagoras. Zeit- und Lebensbild aus dem alten Griechenland. Der studirenden Jugend gewidmet von Dr. Adolf Ziecke. Mit 50 Text-Abbildungen und vier Tonbildern nach Zeichnungen von Konrad Ermisch u. A. Geh. ℳ 3. Elegant gebunden ℳ. 4.

Pendragon. Geschichtliche Erzählung aus der Zeit Alexander's des Großen. Aus A. Assolants gleichnamigem französischen Original übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Prof. Dr. J. Mähly. Mit 42 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Geheftet ℳ 3. 50. Elegant gebunden ℳ. 4. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Illustrirter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek.

Robinson Crusoë des Aelteren Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse. Begleitet von einer Geschichte der Robinsonaden und einer Lebensskizze des Daniel de Foë, Verfassers des ältesten Robinson. Von Schulrath Dr. C. F. Lauckhard. Achte wohlfeile Auflage. Mit 90 Text-Abbildungen, vier Tonbildern ꝛc. Elegant kartonnirt ℳ 3.

Ein Weltfahrer oder: Erlebnisse in vier Erdtheilen. Jugend, Schicksal, Reisen und Entdeckungen von Elisha Kent Kane, dem Nordpolfahrer. Unter Benutzung der besten amerikanischen Quellen herausgegeben von J. H. Kutzner. Zweite vermehrte Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Geheftet ℳ 4. 50. Elegant kartonnirt ℳ 5. 50.

Aus dem Wigwam. Neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Von Karl Knortz. Mit Text-Illustrationen und Tonbildern. Geheftet ℳ 3. 50. In elegantem Umschlag kartonnirt ℳ 4. 50.

Die Buschjäger oder: Die geprüfte Familie. Erlebnisse, Fahrten und Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen aus dem afrikanischen Jagd-, Reise- und Buschleben, vornehmlich im Lande der Boers. Herausgegeben von Franz Otto. Dritte vermehrte Auflage. Mit 140 Text-Illustrationen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Elegant kartonnirt ℳ 5. 50.

Der Skalpjäger. Robinsons Erlebnisse, Abenteuer und Fahrten in Mexiko. Natur- und Sittenschilderungen aus dem mittelamerikanischen Jagd-, Kriegs-, Reise- und Waldleben. Ursprünglich bearbeitet von Th. Bade. In den neuen Auflagen bearbeitet von Franz Otto. Fünfte verbesserte Auflage. Mit 50 Text-Abbildungen und vier Buntbildern. Geheftet ℳ 4. 50. Elegant kartonnirt ℳ 5. 50.

Ly-u-Pa-yo, der Sohn der Wölfin. Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen, Kriegs- und Friedensbilder aus dem Reiche der Mitte. Ursprünglich herausgegeben von Johannes Ziethen. Neu bearbeitet von Eduard Hintze. Zweite verbesserte Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen, vier Tonbildern und einem Buntbilde. Geheftet ℳ 4. 50. Elegant kartonnirt ℳ 5. 50.

Der Tigerfürst. Erlebnisse und Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen aus den Wildnissen Abessiniens. Nach dem Englischen des William Dalton frei bearbeitet und mehrfach erweitert von Elisabeth Bobirk. Mit 60 Text-Abbildungen, vier Tonbildern ꝛc. Zweite wohlfeile Ausgabe. Elegant kartonnirt ℳ 4. 50.

Deutsches Flottenbuch oder: **Das neue illustrirte Seemannsbuch.** Fahrten und Abenteuer zur See in Krieg und Frieden. In Mittheilungen über das Wissenswürdigste aus der Schiffahrtskunde. Ursprünglich herausgegeben von Major R. v. Berndt und Heinrich Smidt. Fünfte umgearbeitete Auflage von Kapitän-Leutnant v. Holleben. Mit über 200 Text-Abbildungen, acht Bunt- und Tonbildern. Geheftet ℳ 5. Elegant kartonnirt ℳ 6.

Der weiße Falke. Historische Erzählung aus der Zeit des Unterganges des Indianerstammes der Huronen. Von Anton Horn. Mit sechs Buntbildern nach Aquarellen von F. W. Heine u. 28 Textbildern nach Zeichnungen von Albert Richter. Geheftet ℳ 4. Elegant kartonnirt ℳ 5.

Die vorstehenden Bände der „Illustrirten Jugend- u. Hausbibliothek" behandeln das Wichtigste und Neueste aus der Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und Völkerkunde aller Zonen. Meist im Gewande anziehender Erzählungen, werden sie ihren Zweck, zur Belehrung der Jugend beizutragen, gewiß ganz vorzüglich erfüllen. — Schul- und Volksbibliotheken wird die Anschaffung ganz besonders empfohlen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.